15

CA8 10
15

M. ALEXANDER CASTRÉN'S

# REISEERINNERUNGEN

AUS DEN JAHREN

## 1838-1844.

IM AUFTRAGE DER KAISERLICHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

HERAUSGEGEBEN

VON

**A. SCHIEFNER.**

Mit dem Bildniss des Verfassers und vier Samojedenporträts.

**St. Petersburg.**
Buchdruckerei der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften.
**1853.**

Zu haben bei Eggers et Comp., Commissionairen der Akademie, in Leipzig bei Leopold Voss.
(Preis: 1 Rbl. 80 Kop. Silb. — 2 Thlr.)

# NORDISCHE

# REISEN UND FORSCHUNGEN

VON

**Dr. M. Alexander Castrén.**

M. A. Castrén.

M. ALEXANDER CASTRÉN'S

# REISEERINNERUNGEN

AUS DEN JAHREN

## 1838-1844.

IM AUFTRAGE DER KAISERLICHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

HERAUSGEGEBEN

VON

## A. SCHIEFNER.

Mit dem Bildniss des Verfassers und vier Samojedenporträts.

St. Petersburg.
Buchdruckerei der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften.
1853.

Zu haben bei Eggers et Comp., Commissionairen der Akademie, in Leipzig bei Leopold Voss.
(Preis: 1 Rbl. 80 Kop. Silb. — 2 Thlr.)

Gedruckt auf Verfügung der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften.
Im December 1852.

Der beständige Secretär
P. H. Fuss.

БИБЛИОТЕКА
Гос. Дарв. Историч. Музея
№ 73 XI
" VII 193 г.

# VORWORT.

Das Jahr 1852 raubte dem kleinen Lande der Finnen zwei Männer der Wissenschaft, deren Namen wie in der Heimath so in dem Auslande mit besonderer Auszeichnung genannt werden. Am $^{11}/_{23}$ October endete plötzlich der durch seine siebenjährigen Reisen unter den Beduinen rühmlichst bekannte Professor Georg August Wallin, weniger als sechs Monate vor ihm, den 25. April (7. Mai), der unermüdliche Forscher auf dem Gebiet der nordasiatischen Sprachen, Professor Matthias Alexander Castrén. Beiden war es nur kurze Zeit nach der Heimkehr von den mühevollen Reisen vergönnt an der Hochschule ihrer Heimath zu wirken, beide hatten sich gleichzeitig bereit erklärt die von der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften beabsichtigte linguistische und ethnographische Expedition nach dem Norden Asiens zu unternehmen. Wenn die Akademie sich für Castrén entschied, so hatte diess hauptsächlich seinen Grund darin, dass Castrén sich schon eine Reihe von Jahren mit vorbereitenden Studien beschäftigt und einige vielversprechende Früchte seiner Thätigkeit veröffentlicht hatte.

Für solche Leser, die mit den näheren Lebensverhältnissen Castrén's unbekannt sind, theilen wir folgende kurze Nachricht mit: Castrén wurde am 20. November (2. December) 1813 in Ostbottnien geboren, wo sein Vater Christian anfangs Kapellan auf

Terwola und dann Pfarrer zu Rowaniemi war. Nach dem Tode dieses letzteren im Jahre 1825 nahm der als Mensch, Seelsorger und Gelehrter gleich hochgestellte Pfarrer zu Kemi, Dr. Matthias Castrén sich seines jungen Brudersohnes an, der in seinem Umgange die erste Liebe zu den Wissenschaften einsog. Zwölf Jahre alt kam unser Castrén in die Schule zu Uleåborg, wo er sich seinen Unterhalt durch den Unterricht kleinerer Knaben verdienen musste. In einem Alter von 16 Jahren bezog er die Universität Helsingfors. Er hatte die Absicht sich dem geistlichen Stande zu widmen und studirte drei Jahre lang neben der Griechischen Sprache mit besonderer Vorliebe die Sprachen des Orients. Ueber diese gewann die Liebe zur Heimath nach und nach die Oberhand und führte ihn auf ein immer umfassenderes Studium wie der Finnischen Sprache insbesondere, so des ganzen sogenannten Uralischen Stammes. Auf die Wichtigkeit dieser Studien scheint ihn zuerst das von dem berühmten Dänen Rask Geleistete aufmerksam gemacht zu haben. Zur genaueren Erforschung der einzelnen Sprachen des grossen Stammes war es unumgänglich sie aus dem Munde des Volks an Ort und Stelle kennen zu lernen. In dieser Absicht unternahm Castrén schon im Jahre 1838 seine erste Reise nach Lappland, an die sich 1839 die Reise in das Russische Karelien anschloss. In dem letztgenannten Jahre wurde er bereits zum Docenten der Finnischen und Altnordischen Sprache an der Universität zu Helsingfors ernannt, in welcher Eigenschaft er sich durch seine Abhandlung: *De affinitate declinationum in lingua Fennica, Esthonica et Lapponica* habilitirte. Im Jahre 1841 liess er seine Schwedische Uebersetzung des Finnischen Nationalepos Kalewala erscheinen, welche bei aller Treue nicht so sehr den Eindruck einer Uebertragung als vielmehr einer selbstständigen poetischen Schöpfung macht. In demselben Jahre vereinigte er sich mit dem be-

rühmten Sammler und Herausgeber der epischen Lieder der Finnen, Dr. Elias Lönnrot zu einer neuen Reise nach Lappmarken, die sich über Kola bis nach Archangel erstreckte. Hier kehrte Lönnrot um, Castrén aber wurde durch eine ausserordentliche Unterstützung aus der Finnischen Staatskasse in Stand gesetzt seine Forschungen auf die zunächst wohnenden Samojeden auszudehnen. Das Studium ihrer Sprache betrieb er auf einer überaus mühevollen Reise, die sich über den Ural hinaus bis nach Obdorsk erstreckte, wo er den 9. November 1843 anlangte. Von hier musste er sich seiner zerrütteten Gesundheit halber nach Beresow und von dort nach Tobolsk begeben, von wo er im März 1844 auf dem kürzesten Wege seiner Heimath zueilte, um seinen geschwächten Kräften wiederaufzuhelfen. Hier besorgte er selbst den Druck seiner Syrjänischen Sprachlehre (*Elementa grammatices Syrjaenae*), der im nächsten Jahre die zu Kuopio gedruckte Tscheremissische Sprachlehre (*Elementa grammatices Tscheremissae*) folgte. Bereits im November 1844 übersandte er der Akademie seine Abhandlung «Vom Einflusse des Accents in der Lappländischen Sprache,» die in den *Mémoires des savants étrangers*, Bd. VI, S. 1 — 44 abgedruckt ist. Schon im Frühjahr 1845 war Castrén durch eine geschickte ärztliche Behandlung so weit hergestellt, dass er seine grosse wissenschaftliche Reise im Auftrage der Akademie antreten konnte. Von Ende Mai dieses Jahres, wo er in Tobolsk anlangte, bis zum Sommer 1848, wo er von Nertschinsk aus seine Rückreise antrat, war er trotz der häufig wiederkehrenden Krankheitsanfälle unter den anstrengendsten Mühseligkeiten unverdrossen mit der Erforschung der linguistischen und ethnographischen Verhältnisse der verschiedenen Sibirischen Samojedenstämme, der Ostjaken, Tataren, Tungusen und Burjäten beschäftigt. Während dieser Reise sandte er eine ganze Reihe der interessantesten Berichte an die Akademie

und so manchen trotz der grössten Widerwärtigkeiten mit dem besten Humor verfassten Brief an den warmen Vertreter seiner Studien an der Akademie so wie auch an die Freunde in der Heimath. Eine beträchtliche Anzahl dieser Berichte und Briefe sind im Bulletin histor. philol. der Akademie und in den Zeitschriften Finnlands von 1845 — 1848 erschienen. Der 6te Band des genannten Bulletins giebt in No. 10 einen Generalbericht über die von ihm im Dienste der Akademie unternommenen Reisen. Castrén verfasste ihn nach seiner im Januar 1849 glücklich erfolgten Ankunft in St. Petersburg, wo bereits im nächstfolgenden Herbst als erste Frucht der Sibirischen Reise sein von der Akademie herausgegebener «Versuch einer Ostjakischen Sprachlehre» erschien. Der Februar des Jahres 1850 führte den unermüdlichen Forscher zum letzten Male nach St. Petersburg, wo er den daselbst eingetroffenen Samojeden noch so manches Material zur Vervollständigung seiner Samojedischen Grammatik abzugewinnen bemüht war. Im Spätherbst desselben Jahres liess er seine Abhandlung über die Pronominalaffixe in den Altaischen Sprachen (*De affixis personalibus linguarum Altaicarum*) erscheinen, durch welche er sich um die neuerrichtete Professur der Finnischen Sprache und Litteratur bewarb. In den ersten Tagen des März 1851 hatte er das hohe Glück das Diplom seiner Ernennung aus den Händen Seiner Kaiserlichen Hoheit des Thronfolgers, als Kanzlers der Universität, entgegen zu nehmen. Seit dem Antritt der Professur vielfach durch Amtsgeschäfte in Anspruch genommen, arbeitete er demnoch fleissig an seiner Samojedischen Grammatik, die er mit Ausnahme der Lautlehre wenige Wochen vor seinem Tode beendigte. Diese Arbeit, welche Castrén als das Hauptwerk seines Lebens ansah, hatte er noch bei Lebzeiten als das Eigenthum der Akademie bezeichnet. Die Akademie konnte jedoch nicht umhin auch wegen des sonsti-

gen linguistischen Nachlasses des ausgezeichneten Forschers mit dessen Hinterbliebenen und Freunden in Unterhandlung zu treten. In Folge dessen wird die Akademie der Wissenschaften ausser der Samojedischen Sprachlehre, deren Herausgabe zunächst erfolgen wird, auch Castrén's Sammlungen für das Jenissei-Ostjakische, für das Tatarische, Tungusische und Burjätische veröffentlichen. Diese Sammlungen enthalten mehr oder minder ausgearbeitete Grammatiken und Wörterverzeichnisse der genannten Sprachen nach ihren verschiedenen Dialekten.

Ausser den sprachlichen Werken hat Castrén sehr interessante Vorträge über die ethnographischen Verhältnisse der verschiedenen Völker des grossen Altaischen Stammes, so wie auch über die Finnische Mythologie hinterlassen. Ein Abschnitt aus diesen mythologischen Vorlesungen erschien auf den Wunsch des Verfassers im 9ten Bande des histor. phil. Bulletins der Akademie und behandelte die Bedeutung der Namen Jumala und Ukko in der Finnischen Mythologie. Die Herausgabe dieser Vorträge haben sich die Freunde des Verstorbenen in Helsingfors vorbehalten, jedoch zugleich den Wunsch geäussert, dass neben der Schwedischen Ausgabe die Akademie der Wissenschaften eine Deutsche Bearbeitung in der Sammlung der Nordischen Reisen und Forschungen Castrén's erscheinen lassen möchte. Diesem Wunsche wird in dem Maasse nachgekommen werden, wie die Schwedische Redaction dieser Vorlesungen ihren Fortgang nimmt.

Bald nach Rückkunft von seiner letzten grossen Reise benutzte Castrén manche Erholungsstunde dazu seine in verschiedenen Zeitschriften Finnlands in den Jahren 1840 — 1844 erschienenen Reiseberichte und Briefe zu sammeln und zum Theil zu überarbeiten. Diese Arbeit beschäftigte ihn noch auf seinem letzten Krankenlager, blieb aber insofern unbeendigt, als er durch den Tod verhin-

dert wurde die letzte Hand an dieselbe zu legen. Die Freunde des Verstorbenen unterzogen sich der Herausgabe dieser Sammlung, ohne etwas in der Handschrift zu ändern. Sie erschien vor wenigen Wochen unter dem Titel: *M. M. Castréns Reseminnen från åren 1838 — 1844*. Fast gleichzeitig wurde vorliegende Deutsche Bearbeitung im Auftrage der Akademie besorgt, welche durch Veröffentlichung dieser lebensvollen Berichte der Ethnographie keinen unbedeutenden Dienst zu erweisen glaubt. Grössere oder kleinere Unrichtigkeiten, die Castrén selbst beseitigt haben würde, werden dem Werthe des Ganzen keinen Eintrag thun. Beispielsweise will ich nur eine Stelle anführen, die Castrén selbst wahrscheinlich verändert haben würde, nämlich das, was S. 271 über die Art und Weise der Samojeden ihre Todten zu bestatten gesagt ist, womit das in Castrén's Beurtheilung des ethnographischen Theils der Schrenk'schen Reise *) über die im Winter und Sommer verschiedene Beerdigungsart Mitgetheilte schwer in Einklang zu bringen ist.

Zum Schluss nur noch ein Wort über die beiden lithographirten Beilagen zu diesem Werke. Beide sind auf Veranstaltung der Freunde des Verstorbenen von dem Lithographen Liewendal in Helsingfors ausgeführt worden, das Bildniss Castrén's nach einem sehr gelungenen Lichtbilde von Mebius aus dem Jahre 1851, die Abbildungen der beiden Samojedenpaare nach zwei grösseren Lithographien, welche der Akademiker A. von Middendorff hieselbst vor einigen Jahren veranstalten liess, um sie dem vierten Bande seines Reisewerkes beizugeben.

St. Petersburg, den 24. December 1852.

---

*) Девятнадцатое присужденіе учрежденныхъ И. И. Демидовымъ наградъ. Санктпетербуръ 1850. p. 151.

# INHALTSÜBERSICHT

DER

CASTRÉN'SCHEN REISEN WÄHREND DER JAHRE 1838 — 1844.

---

## Reise nach Lappland im Sommer 1838.


### I. Reise von Torneå nach Kyröby in Enare-Lappmarken.

S. 3 — 33.

Lebensaufgabe. — Die Reise wird den 23. Juni angetreten ; Aawa saksa. — Der Polarkreis wird überschritten. — Aufenthalt in Muonioniska. — Das Dorf Peldowuoma in Enontekis Lappmarken ; Erik und Jessiö Wegweiser. — Sagen von dem Päiwiögeschlecht und Laurukainen. — Der Seidajärwi und eine Menge kleinerer Seen. — Der Iwalojoki ; die Fahrt stromabwärts. — Ein Fischer und Zauberer ; Zaubersagen. — Grossartige und wilde Natur ; brausende Stromschnellen , wolkenhohe Berge. — Schöne Aussicht , Kyröby.

### II. Reise von Kyröby nach Utsjoki.

S. 34 — 51.

Thomas Kyrö ; Finnische Colonisten ; Gastfreundschaft. — Der See Enare. — Das Lappendorf Juutua , Lappenhütten , Tracht der Lappen. — Fischer-, Berg - und Waldlappen. — Lebensweise der Lappen ; Fischfang , Rennthierjagd. — Fortgesetzte Reise durch die Wildniss ; der Pfarrhof Enare , Dörfer , Hütten und Zelte. — Mieraschjaur.

### III. Rückreise von Utsjoki nach Kemi.

S. 52 — 72.

Der Pfarrhof Utsjoki ; der Pastor und seine Familie. — Rückreise am 9. August ; der Fluss Utsjoki ; Raste Kaise; Unwetter ; angestrengte Fussreise. — Aufenthalt bei der Kirche Enare und Kyröby; das Christenthum der Lappen. — Erinnerungen an das Heidenthum ; die Seida's. — Wanderung über den Sombio-Felsen. — Der Luiro-elf ; tiefes Elend in dieser Gegend ; Strohbrod. — Die Colonie Tanhua. — Erzählungen von den Schlangen in Sodankylä. — Kemi-träsk , Rowaniemi und Kemi ; die Bewohner dieser Kirchspiele und ihre Abstammung. — Reise den Kemielf abwärts.

## Reise nach dem Russischen Karelien im Sommer 1839.

S. 72 — 92.

Fehlgeschlagene Hoffnung in Betreff einer Expedition nach Sibirien. — Zweck der Karelischen Reise; Abreise von Helsingfors nach Kuopio. — Ausflug zu den Finnischen Karelen; Sagen und Lieder. — Der Knabe und Manalainen. — Besuch in Kajana bei Lönnrot. — Die Russische Gränze wird überschritten. — Die Kirche Repola; das Dorf Miinoa; unangenehme Abenteuer. — Das Dorf Akonlahti in Wuokkaniemi. — Lappenhaufen und Lappengräber. — Traditionen und Sagen im Russischen Karelien; Zauberrunen. — Das Dorf Latwajärwi; der Runensänger Archippa. — Das Dorf Wuoninen; eine Variante zur ersten Rune der Kalewala. — Das grosse Dorf Uhtuwa; historische Sagen; die Naikkolaiset. — Kiwekäät. — Ankunft in Kuusamo. — Rückreise nach Helsingfors.

---

## Reise nach Lappland, dem nördlichen Russland und Sibirien.

Vom November 1841 bis zum März 1844.

### I. Reise von Kemi nach Enare.

S. 95 — 105.

Reiseplan; Abreise von Kemi am 13. Nov. in Gesellschaft Lönnrot's. — Das Dorf Salla in Kuolajärwi; unerwarteter Querstrich. — Reise von dort nach Enare mit Rennthierschlitten; Korwanen, Besitzthum in Sodankylä. — Das Weihnachtsfest auf den Schneefelsen Lapplands und dem Enare-See. — Die Kirchstadt Enare. — Reise nach Karasjoki im Norwegischen Lappmarken; Stockfleth. — Iskuras-tunturi; Bergreise. — Rückreise nach Enare; Wiedererscheinen der Sonne am 18. Januar. — Brief an Sjögrén; neuer, weitumfassender Reiseplan.

### II. Reise von Enare nach der Stadt Kola.

S. 106 — 139.

Der Marktplatz Enare; Abreise im Februar. — Von der alten Götterlehre der Lappen. — Das Dorf Patsjoki. — Mögliches Aufhören des Nomadenlebens in Enare. — Höhere Cultur der Enare- oder Fischer-Lappen u. dergl. — Die Berglappen und ihr niederer Grad von religiöser und sittlicher Bildung u. dgl. m. — Reise über die Russische Gränze zum Dorfe Synjel. — Aeusseres Leben der Russischen Lappen u. s. w. — Ihre Religion, ihr Aberglaube und ihre Zauberei. — Der Lappische und Finnische Volkscharakter — Fernere Winterreise im Rennthierschlitten; die Rennthiere und die Art mit ihnen zu fahren; der Nuotosero (Nuotjäyri). — Ankunft in Kola.

### III. Reise von Kola nach Archangel.

S. 140 — 164.

Die Butterwoche; Leben und Leute in Kola. — Veränderte Richtung der Reise; Abreise nach Archangel. — Die Murmanzen; Wanderung der

Eismeerfahrer. — Das Dorf Maanselkä. — Finnische oder Karelische Colonisation im Russischen Lappmarken in frühern Zeiten. — Das Russisch-Lappische und dessen Dialekte. — Die Station Rasnawolok. — Die Lappische Natur; Fahrt über den Imandra-See; Nordlicht. — Kandalaks, ein Russisches Dorf. — Der Weg nach Kemi; Russische Bevölkerung. — Verschwinden der Finnen oder Karelen von den Küsten des Weissen Meeres und die Ursachen desselben. — Unterschied zwischen dem Finnischen und Russischen Nationalcharakter. — Die Stadt Kem. — Das Solowezkoi-Kloster auf einer Insel des Weissen Meeres; Bootfahrt dahin im Mai. — Archangel; Lönnrot kehrt um.

IV. Reise auf dem Weissen Meer nach dem Terskischen Lappmarken.

S. 165 — 176.

Abreise von Archangel auf einer Lodja; Kränklichkeit. — Der Schiffer und seine Mannschaft. — Die Terskische Küste. — Sturm am 6. Juli. — Simnija Gory. — Neue Widerwärtigkeiten zur See und zu Lande; das Dorf Kuja. — Rückkunft nach Archangel; der Rest des Sommers und Herbstes dort und im Dorfe Uima; Samojedische Studien. — Unterstützung aus der Finnischen Staatscasse.

V. Reise von Archangel nach Mesen.

S. 177 — 185.

Die Samojedische Reise wird im November angetreten. — Die Stadt Cholmogory; die alte Burg und der alte Tempel der Bjarmier. — Die Stadt Pinega; die Tschudenburg; die Frau des Polizeimeisters, eine Tochter Finnlands. — Mesen, die äusserste Stadt der civilisirten Welt. — Das Dorf Somsha; die Kanin-Samojeden; ihre Trunksucht. — Ein Samojedischer Tadibe oder Zauberer in Mesen. — Eintheilung der Mesenschen Tundern.

VI. Reise von Mesen nach Pustosersk.

S. 186 — 236.

Abreise den 19. December 1842. — Noch einmal im Dorfe Somsha. — Die Zauberkunst der Samojeden; die Tadibe's; die Tadebtsjo's. — Einiges über die heidnische Götterlehre der Samojeden; Num oder Jilibeambaertje; Hahe und Sjadaei; Eidesleistung; Opfer. — Reise mit Rennthieren auf der Kanin'schen Tundra. — Besuch in einem Samojedischen Zelt — Das Dorf Nes; die Kanin'sche Kirche; Bekehrung der Samojeden zum Christenthum 1825. — Das Weihnachtsfest; die Priesterfrau in Nes; — Samojedische Lehrmeister. — Eine Samojedische Hochzeit u. s. w.. Tracht; die *Maliza*; Aussehen. — Aufbruch von Nes den 19. Januar; Kanin-Nos. — Der Fluss Pjosha; die Kirche der Timan'schen Tundra. — Auf den Tundern nomadisirende Russen und Syrjänen; ihre Räuberei und Bedrückungen; der Kaiserliche Ustaw. — Die Timan-Samojeden; von dem Naturell der Samojeden und ihren Eigenheiten im Allgemeinen. — Unwetter auf der Tundra; der Berg Tschaischin; der Fluss Indiga. — Der Riese Urier. — Ein Samojedischer Aristokrat. — Das Dorf Sula; Pustosersk.

## VII. Aufenthalt in Pustosersk und Reise von dort nach Ishemsk und Kolwa.

S. 237 — 254.

Pustosersk, ein grosses Russisches Kirchdorf; die öde Natur ringsum; Stürme. — Sammelplatz für die Samojeden, sowohl von der Bolschesemel'schen, als auch von den andern Tundern; Handel, Sprache, Sitten, Religion der Samojeden. — Abreise im April den Petschora-Fluss aufwärts; keine Spur von Vegetation; Schneehuhnfänger. — Ustsylmsk, ein altes Russisches Dorf; die Bewohner dieses Dorfes; ihr Aberglaube und Verfolgungseifer. — Ishemsk, ein grosses Syrjänendorf; Aufenthalt und Studien daselbst. — Der Nationalcharakter der Syrjänen; Unterdrückung des Weibes. — Zwei Syrjänische Brautgesänge. — Die Reise wird im Juni in einem Boot fortgesetzt, zuerst die Ishma abwärts, dann die Petschora und Uusa aufwärts. — Die mittlere Petschora und ihre schönen Umgebungen. — Kolwa, ein elendes Samojedendorf; die Kirche der Bolschesemel'schen Tundra. — Abfassung der Syrjänischen Grammatik.

## VIII. Reise von Kolwa nach Obdorsk in Sibirien.

S. 255 — 277.

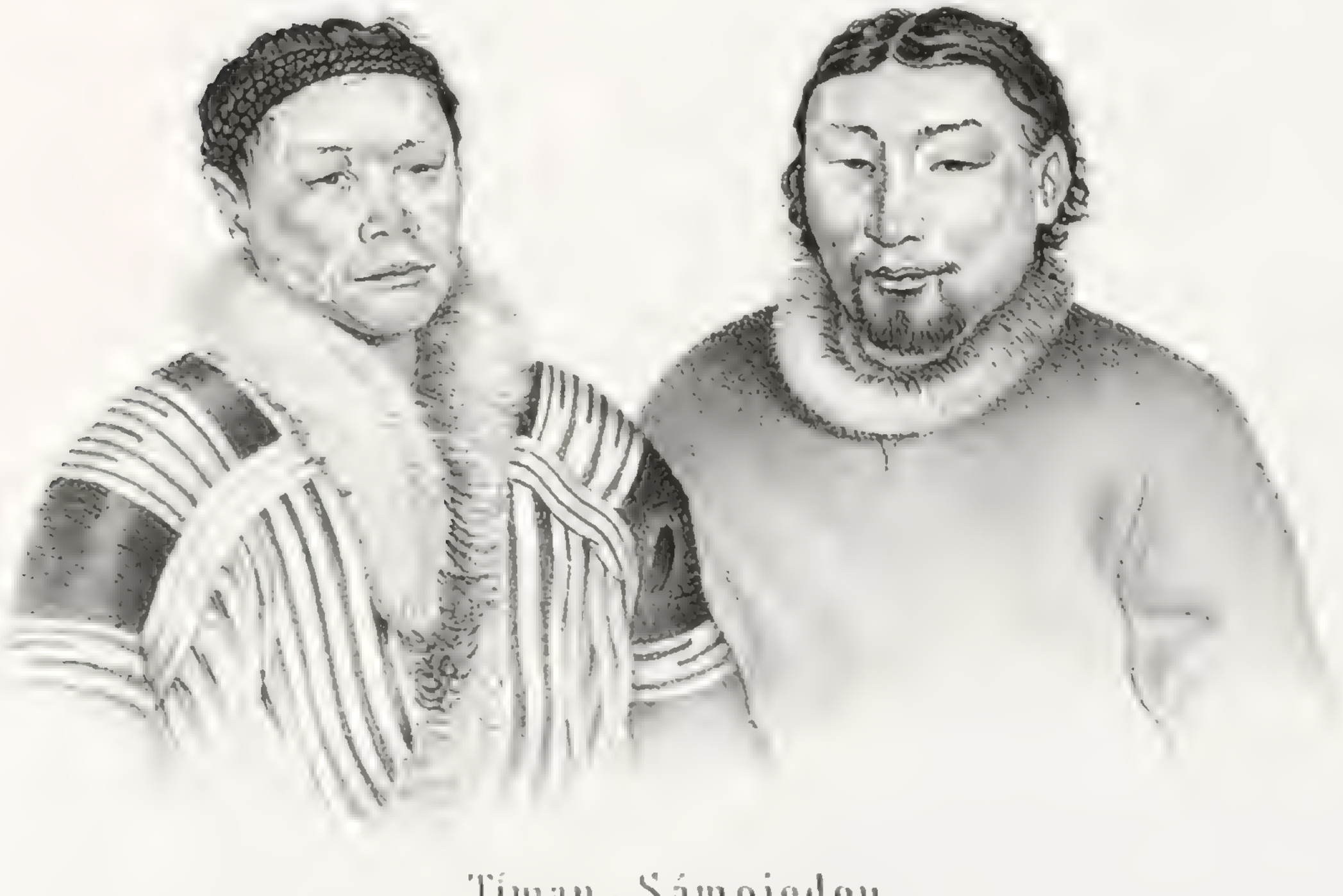
Eintheilung der Bolschesemel'schen Tundra; die Syrjänische Besitznahme der Rennthiere und Weideplätze der Ishemskischen Samojeden; Handelsreisen der Syrjänen nach Sibirien. — In ihrer Gesellschaft wird die Reise nach Asien angetreten; Aufbruch von Kolwa am 16. December. — Flussreise auf der Uusa auf einem *Kajuk;* guter Wind. — Der Fluss Chirmor; der Berg Adak; die Natur ändert sich. — Die Möglichkeit einer Kultur an den Ufern der mittlern Petschora und untern Uusa. — Der Fluss Chusmor oder Rögöwei; es wird Anker geworfen; Unwetter. — Eine Samojedische Zauberin; ihre Erzählungen. — Uriers Fahrt in den Himmel — Von der Unsterblichkeit. — Wiederum Wind; Gastgelage an dem öden Strande der Uusa. — Vertheidungsgründe der Syrjänen gegen die Beschuldigungen der Samojeden. — Der Fluss Ljomwa; Widerwärtigkeiten. — Ein Monat in einer elenden Hütte an der Uusa, 40 Werst vom Ural, in Erwartung des Winters; die Tundra ringsum. — Schlittenfahrt von dort gegen Ende Octobers; *Arjish;* eine Lagerstelle. — Der Fürst des Urals. — Projectirter Kanal zur Verbindung des Ob und der Petschora. — Der Ural wird überschritten; ebenso der Ob. — Ankunft in Obdorsk den 9. Novemher 1843.

## IV. Aufenthalt in Obdorsk.

S. 278 — 308.

Begrüssung Asiens. — Das Dorf Obdorsk; Syrjänische und Russische Colonisten. — Die Ostjaken, die eigentlichen Bewohner des Landes. — Der Markt von Obdorsk; Handel und Wandel. — Ein Kosak von Beresow; seine Erzählungen von Menschikow, dem Liebling Peters des Grossen. — Ein Beamter aus Tobolsk; seine Aufträge. — Schilderung der Verfassung, Religion, Sitten und Lebensweise der Obdorskischen Ostjaken.

Kánin - Sámojeden.



Tíman - Sámojeden.

# Reise nach Lappland.

im Jahre 1838.

# I.

Vor ungefähr funfzehn Jahren zurück fasste ich den Beschluss, die Wirksamkeit meines Lebens der Untersuchung der Sprache, Religion, Sitten, Lebensweise und übrigen ethnographischen Verhältnisse des Finnischen und anderer mit ihm verwandter Volksstämme zu weihen. Zu diesem Zwecke hatte ich schon während meiner Studienzeit auf der Universität mit aller Sorgfalt eine sowohl theoretische als praktische Kenntniss des Finnischen mir angeeignet und zugleich auch eine vorläufige Bekanntschaft mit der damit näher verwandten Lappischen und Ehstnischen Sprache zu gewinnen gesucht. Es ergab sich jedoch bald, dass ich, um meine Studien auf diesem Gebiet mit Erfolg fortsetzen zu können, darauf bedacht sein musste, mich mit einem reicheren und zuverlässigeren Material, als dem im Drucke zugänglichen, zu versehen, und zu diesem Behuf war ich genöthigt Forschungsreisen in verschiedene Theile von Europa und Asien anzustellen. Um aber die Mittel zu so weit reichenden Reisen zu erhalten, stellten sich mir so viele Schwierigkeiten entgegen, dass ich an der Ausführung des Lieblingsplans meiner Jugend zu verzweifeln begann, als ein guter Freund und Studiengefährte Dr. Ehrström im Jahre 1838 mir freie Reise nach dem Finnischen Lappmarken anbot, welches er als Arzt während des Sommers zu durchstreifen beabsichtigte. Wie geringe Früchte eine so hastige Reise mir auch zu verheissen schien, so nahm ich dennoch mit Freude das freundliche Anerbieten an und trat bereits früh im Frühling meine Reise von Helsingfors an.

Bald nach meiner Abreise hatte auch ein anderer Alumnus der Alexander-Universität, Mag. Blank, Lappland zu naturwissenschaftlichen Zwecken zu besuchen und seine Reise in unserer Gesellschaft zu unternehmen beschlossen. Ausserdem traf es sich, dass ein Pastor, Namens Durchman, von dem Domkapitel zu Åbo die Weisung erhielt, sich um dieselbe Zeit nach Enare-Lappmarken zu begeben, um daselbst die Seelsorge zu übernehmen. Wir trafen alle kurz vor Johannis in Torneå, welches Ehrström's Aufenthaltsort war, zusammen, machten hier einen gemeinsamen Reiseplan und traten unsere Lappländische Reise am 13. Juni an.

Einige Meilen oberhalb der Stadt Torneå erhebt sich der berühmte Berg Aawa saksa, auf welchem sich Reisende von Osten und Westen alle Jahr zu versammeln pflegen, um die Johannis-Sonne zu sehen. Von einem jungen Deutschen begleitet, kletterten auch wir den hohen Berg hinauf und erreichten seine Spitze präcise mit dem Schlage 12 [1]). Hier fanden wir einige der Herren und Damen der Stadt versammelt, einen Holländischen Professor Akkersdyk, der, wie es schien, hergekommen war um seine Uhr zu stellen; eine Schaar, die *antakaa lantti* (gieb einen slant [Kupfermünze]) rief, endlich einen Haufen Männer und Weiber, die um ein grosses Feuer gelagert waren. Nachdem die ersteren davongezogen waren und wir uns Friede von den letzteren erkauft hatten, gesellten wir uns zu den letztgenannten und nun erst zeigte sich das Gemälde, wie es sein sollte. Die Stelle oben hat selbst nichts schönes, die Umgebung um so mehr. Der grosse Torneå-Fluss und Tengeljoki, die sich hart an dem Fusse des Berges vereinigen, ihre Ufer, die mit hübschen Dörfern und Häusern geschmückt sind, zwei Kirchen, Matarängi auf der Schwedischen, Alkkula auf der Finnischen Seite und der von hohen Bergen begränzte Horizont — diess ist die Umgebung des berühmten Berges. Denke dir unsere kleine Gesellschaft mit einigen Flaschen im Kreise, die jungen

---

1) Das Nachfolgende bis Seite 8 ist zum grösseren Theil ein Auszug aus Ehrström's Tagebuch; s. das Helsingforser Morgenblatt, 1838 No. 84. 86.

Kerle, wie sie Steine von einem hohen Felsen hinabrollten, die Mädchen um das Feuer herum plaudernd u. s. w., denke dir dieses Gemälde von einer hellen Mittsommersonne beleuchtet und du hast ein Schattenbild unserer Johannisnacht auf dem Aawa saksa.

Unser Aufbruch war das Signal zu einem allgemeinen Aufbruche. Angenehm war es die lange Reihe zu sehen, welche den sich schlängelnden Bergpfad hinabkletterte. Sie folgte uns bis zum Ufer und an den Fluss; die Mädchen sangen ihre Lieder, und als wir uns von unserer Gesellschaft trennten, war die Uhr bereits 4. Unser Deutscher war ausser sich vor Entzücken. «Herrlich, schön, wunderschön!» rief er bei jedem Schritt aus. Alles schien ihm so interessant, so merkwürdig; und als wir auf der Station assen, steckte er ein Stück Brod (es war das in dieser Gegend gebräuchliche Kornbrod) in die Tasche und sagte, dass er nach seiner Heimkunft nach Lübeck seinen Freunden zeigen würde, wie man in Lappmarken isst.

Der folgende Tag verging mit einem Besuch der Kirche Alkkula und des Berges Luppio, der ein merkwürdiges Spiel der Natur ist, ein wahrhaftes Bergschloss mit senkrechten Mauern, mit Treppen, Grotten, Gewölben aus rectangulären Steinblöcken u. s. w. Wir konnten keine Auskunft über Sagen, welche diese Stelle beträfen, erhalten, als ich aber während der Wanderung oben einen Wegweiser fragte: «*onko tässä haltiota?*» (Giebt es hier einen Geist?) schien er bestürzt und antwortete flüsternd: «*kyllähän se täällä on haltio.*» (Wohl giebt es hier einen Geist.)

Bei der Kirche Alkkula hört vor der Hand der Landweg auf und die Reise wird demnach auf Booten fortgesetzt. Die Ufer des Flusses und die Bäume auf denselben trugen tiefe Spuren von dem Durchzuge des Eises. Dieser soll mit einer schauderhaften Gewalt vor sich gehen und an einigen Stellen war das Wasser bis gegen drei Klafter über seine gegenwärtige Oberfläche gestiegen. Man hat hier die Bemerkung gemacht, dass die Fluth (*tulwa*) sich an einen zwanzigjährigen Cyclus hält. So wird noch jetzt die Frühlingsfluth des Jahres 1798 als sehr gefährlich geschildert, eben so die von

1818: jetzt (1838) war sie wiederum höher als gewöhnlich, jedoch nicht so verheerend, als die beiden vorhergehenden Male.

Den 25. um 11 Uhr Vormittags bemerkten wir eine deutliche Veränderung in unserer Umgebung. Die Höhen und Berge verschwanden, das Land wurde niedrig, es zeigten sich nur Sümpfe und Moos und an den Ufern fanden wir Gewächse, welche ausschliesslich der Flora Lapplands angehören. Bäume giebt es hier in Menge, besonders Fichten, sie tragen jedoch das Gepräge des Alters, sie stehen moosbekleidet da und sehen so finster, so düster, so trauernd aus, als ständen sie da, um das Grab der Schöpfung selbst zu bezeichnen. Es fehlt nur das grosse Kreuz mit der Aufschrift: «Hier ruhet,» doch sieht man Bruchstücke desselben — siehst du diese weissen Massen, weisst du, welche Kälte sie verbreiten? Und die Ursache dieser ganzen Veränderung? Wir passirten so eben den Polarcirkel.

So befanden wir uns nun innerhalb der natürlichen Gränzen Lapplands. Nach einem solchen Uebergang ins Reich der Kälte und der Nacht erwartet man kaum mehr ein Zeichen von Anbau. Nichts ist angenehmer, als in dieser Erwartung getäuscht zu werden. Ich kann deshalb nicht unterlassen zwei Lichtpuncte in diesem Chaos namhaft zu machen.

Der eine ist das Haus des Directors E — in Turtola, 12 Meilen nördlich von Torneå, ein Haus, welches jedem Theil von Finnland zur Zierde dienen würde. Bücher, Musikalien, Instrumente u. dergl. m., — nichts von allem dem, was eine feinere Bildung zum Bedürfniss des Menschen gemacht hat, wurde hier vermisst. Leider waren die Töchter nicht zu Hause; wir wurden dennoch mit Musik bewirthet, und bevor wir zu Bett gingen, hatten wir vom Fenster aus die Mitternachtssonne gesehen und einen neuen Tag begonnen.

Der andere Lichtpunct ist das Eisenwerk Kengis, noch weiter gegen Norden. Hier hat die Cultur vor mehr als 200 Jahren Wurzel gefasst. Das Eisenwerk hat seine Privilegien von der Königin Christina seit dem Jahre 1637 und dauert noch jetzt mit unverminderter Kraft fort. Es bezieht sein Erz von dem Berge in der Nachbar-

schaft, hat früher auch Kupfer zu Tage gefördert und ist am Torneå-Fluss gleich oberhalb seiner Vereinigung mit dem Muonio in einer wilden, schönen Gegend belegen. Der Wasserfall ist einer der allergrössten, welche ich je gesehen, und soll auf einer Strecke von 1000 Ellen einen Sturz von 12 Fuss haben.

Da wir aber einmal nach Lappland gekommen sind, muss ich ein Wort über die hier wohnenden Landleute sagen. Sie bestehen von Torneå bis Muonioniska aufwärts aus lauter Finnen, welche theils Nachkommen der Lappen, der früheren Bewohner des Landes, theils auch Colonisten aus verschiedenen Theilen von Finnland und von den Küsten des Weissen Meeres sind. Viele Familien konnten noch über ihre Herkunft Rechenschaft geben und was sie hierüber erzählen, beweist deutlich, dass der Reichthum an Fischen und Wildpret die ersten Colonisten gelockt habe, sich in dieser Wildniss niederzulassen. Nach und nach haben sich jedoch diese Gewerbszweige verschlimmert und in Folge dessen der Ackerbau und die Viehzucht von Jahr zu Jahr mehr Aufnahme gefunden. Ueberhaupt haben die Anwohner des Torneå-Flusses jetzt in ihrer Lebensweise viel Uebereinstimmendes mit den übrigen Bewohnern des Landes. Das zeigt sich sogar in ihrer Art und Weise zu wohnen und zu bauen. Der Hof bildet gewöhnlich ein Quadrat, ist von allen vier Seiten umbaut und umfasst: 1) das Wohnhaus, welches aus einer grossen, geräumigen Stube [2]), wo man sich bei Tage aufhält und arbeitet, und einem oder einem Paar kleinerer Zimmer besteht, welche im Sommer für die Nacht bestimmt sind; 2) ein kleineres Gebäude, welches Fremden- und Sommerstuben enthält; 3 — 4) verschiedene Nebengebäude. Verschiedene aus Holz geschnitzte und bunt bemalte Verzierungen sind um die Fenster und Thüren herum angebracht, bisweilen hängt auch ein Blumenstrauss (gewöhnlich von *Trollius europaeus*) am Dache oder sind solche Blumen auf dem Fussboden ausgestreut. Diese Zierathen, so unbedeu-

---

2) Sie hat gewöhnlich Fenster und einen grossen Ofen, besteht jedoch bisweilen nur aus einem Rauchnest (d. h. ist ohne Fenster und Rauchfang).

tend sie auch sind, erfreuen das Auge, denn sie geben ein Zeugniss davon, dass die Einwohner dennoch einige Stunden von drückenden Nahrungssorgen frei haben. Das Mobiliar ist höchst dürftig, doch alles, was nicht im täglichen Gebrauch ist, trägt das Gepräge der Reinlichkeit und Sauberkeit. Besonders ist es angenehm, die Milchkammern der alten Wirthinnen mit ihren weissen Bütten und deren Appetit erweckendem Inhalt zu sehen.

Eine zufällige Ursache der ausserordentlichen Reinlichkeit, welche überall auf den Stationen herrschte, war ohne Zweifel die, dass die Bauern von der baldigen Ankunft der Französischen Polarexpedition unterrichtet und darauf angewiesen waren, Alles zu ihrem Empfang und ihrer Beförderung in Bereitschaft zu halten. Man erwartete die seltenen Gäste mit gespannter Neugierde, es war jedoch deutlich zu merken, dass sie nicht besonders willkommen wären. Schon früher waren Franzosen in dieser Gegend gereist und hatten sich eben nicht von einer besonders vortheilhaften Seite gezeigt. Besonders tadelte man ihr Unvermögen Strapazen zu ertragen und äusserte einen grossen Aerger darüber, dass sie nicht, wie andere Reisende, sich bequemen wollten ans Land zu steigen und zu Fuss zu gehen, während das Boot die reissenden Stromschnellen aufwärts gestossen wurde. Zwar sorgten auch die Engländer für ihre Bequemlichkeit, aber sie bezahlten auch mehrfache Beförderungsgebühren, stellten sich oft um an den Stromschnellen zu angeln und schenkten ihren ganzen Fang den Bootsknechten.

Was uns betrifft, so konnte man wenigstens keine Klage darüber führen, dass wir zu sehr um unsere Bequemlichkeit besorgt gewesen wären. Wir streiften oft ganze Tage durch Wald und Feld, legten bisweilen ganze Meilen durch sumpfige und morastige Gegenden zurück, halfen inzwischen unsern Bootsknechten das Boot ziehen und unsere Sachen die Stromschnellen hinauf tragen u. s. w.

Während dessen hatten wir gegen eine unleidliche Hitze, gegen Mücken und andere Insecten zu kämpfen. Die Hitze war bisweilen so drückend, dass wir am Tage rasten und dagegen in der Nacht unsere Reise fortsetzen mussten. Geschah es ein Mal, dass wir zwi-

schen den langen Stationen von Regen und Unwetter überfallen wurden, so ward am Ufer ein Feuer angemacht, um welches wir unsere Kleider trockneten. Schlecht mit Proviant versehen, waren wir oft genöthigt, unsern Hunger mit strohgemischtem Roggenbrod und anderer weniger wohlschmeckender Nahrung zu stillen. Ungeachtet aller dieser Mühseligkeiten und Unbehaglichkeiten setzten wir die Reise mit frohem Muth fort und gelangten den 30. Juni zur Kirche Muonioniska.

Hier hielten wir uns ein Paar Wochen auf, theils um von den überstandenen Mühseligkeiten auszuruhen und aufs Neue Kräfte zu sammeln, theils auch um gewisse mehr oder minder wichtige Geschäfte zu besorgen. Eigentlich war ich es, der für den Aufenthalt sprach, nicht bloss weil meine Kräfte von der vorhergehenden Reise sehr angegriffen waren, sondern auch aus dem Grunde, weil ich hier eine eben so gute als unvermuthete Gelegenheit zur Erreichung des wissenschaftlichen Zwecks meiner Reise fand. Es fügte sich, dass ein eingeborener Lappischer Katechet, der von Pastor Stockfleth erzogen worden und ihm bei der Abfassung religiöser Schriften in Lappischer Sprache zur Hand gegangen war, sich zu der Zeit in Muonioniska aufhielt. Da das Studium der genannten Sprache die hauptsächliche Triebfeder meiner Reise ausmachte, so wollte ich natürlicher Weise diese Gelegenheit meinen Zweck zu erreichen mir nicht unbenutzt aus den Händen gehen lassen. Seinerseits war es auch dem Katecheten gleich wichtig, meine Anleitung im Finnischen benutzen zu können, denn wegen des Studiums dieser Sprache hatte er sich aus Norwegen nach Muonioniska begeben. Von beiderseitigem Interesse geleitet beschlossen wir uns wegen des gemeinsamen Strebens zu vereinigen und arbeiteten mit allem Eifer ein jeder für seinen Zweck. Auch meine Reisegefährten fanden an dem Orte Gelegenheit zu einer ihren Wünschen angemessenen Wirksamkeit. Blank durchstreifte die Gegend weit und breit mit seinem Insectenfänger, Durchman war der Geistlichkeit bei ihren Amtshandlungen behülflich und Ehrström beschäftigte sich mit der Ausübung seines praktischen Berufes als

Arzt. Unvorhergesehene Begebenheiten veranlassten jedoch den letztgenannten, nachdem er sich einige Tage in Muonioniska aufgehalten hatte, sein Vorhaben aufzugeben und nach Torneå zurückzukehren.

Wir drei übriggebliebenen Reisenden verweilten in Muonioniska bis zum 16. Juli, wo der Lappländische Sommer schon so weit vorgeschritten war, dass wir nothwendig aufbrechen mussten, um zu rechter Zeit aus Lappland heimkehren zu können. Bei unserer Abreise aus Muonioniska hatten wir uns noch keinen vollständigen Reiseplan entworfen, sondern wir beschlossen unsern Lauf gegen den grossen Landrücken zu richten, welcher die Wasserzüge des Eismeers und des Bottnischen Meerbusens von einander scheidet. Um auf dem kürzesten Wege den genannten Landrücken zu erreichen, zogen wir über den gefeierten Pallas-Felsen, den einer meiner Reisegefährten mit einem kolossalen «Riesentempel mit vielen Kuppeln» verglich. Nachdem wir diesen Felsen überstiegen hatten, setzten wir unsere Reise zu Fuss fort und langten nach einer Wanderung von 4 Meilen nach Kyröby, welches zur Filialkirche Kittilä im Sprengel Sodankylä gehört. Von hier begaben wir uns zu Boot den Ounasjoki, einen mächtigen Arm des Kemi-Flusses, aufwärts, fuhren noch fünf Meilen weiter und kamen so zum Dorfe Peldowuoma in Enontekis-Lappmarken.

Nach unserer Ankunft in dem genannten Dorfe wurden die ältesten und erfahrensten Männer zusammengerufen zu einer Berathung wegen des Weges, den wir einzuschlagen hätten, um mit dem mindest möglichen Ungemach und den geringsten Unkosten über den Landrücken zu kommen. Unterdessen hatten wir schon vorläufig den Plan entworfen in Wuontisjärwi (einem Dorfe bei Peldowuoma) uns ein Boot zu kaufen, auf demselben vier Meilen einen Gebirgsbach, Namens Käkkäläjoki, aufwärts zu fahren, darauf unser Boot eine Meile über den Landrücken zum Nuolasjoki ziehen und diesen Bach abwärts zum Enare-Fluss, welcher in seinem unteren Lauf den Namen Teno trägt und nach Utsjoki-Lappmarken führt, steuern zu lassen. Gegen diesen Vorschlag machten

jedoch die Einwohner von Peldowuoma bei seiner Berathung viele begründete Einwendungen. «Der Käkkäläjoki,» sagten sie, «ist reissend und zu dieser Jahreszeit so seicht, dass kaum ein leeres Boot ihn passiren kann. Um die Sachen zu tragen und das Boot über den Felsen zu ziehen, sind viele Leute oder wenigstens einige Pferde erforderlich. Der Nuolasjoki hat sogar zur Zeit der Fluth so wenig Wasser, dass das Boot den ganzen Bach abwärts gezogen werden muss.» Mehr als die Schilderung der Mühseligkeiten und Beschwerden, mit welchen diese Reise verknüpft war, schreckten uns die dabei vorkommenden Kosten ab. Man erzählte von hundert Rubeln und noch mehr, welche die Bewohner von Wuontisjärwi früher für diese Tour von den Reisenden zu verlangen gepflegt hatten. Ausser Stand über so grosse Summen zu verfügen, waren wir genöthigt uns diesen Plan ganz und gar aus dem Sinn zu schlagen. Zugleich ward ein Vorschlag gemacht, dass wir, statt ein Boot in Wuontisjärwi zu kaufen, ein neues am Saunajärwi, wo der Enare seinen Ursprnng hat, zimmern lassen sollten. Dieser Vorschlag erregte anfangs grossen Beifall und wir fragten bereits alle anwesenden Bootszimmerer, ob nicht einer von ihnen es übernehmen wollte, uns ein Fahrzeug zu zimmern, als Erik Peldawuoma, eine der Hauptpersonen in unserer Rathsversammlung, mit höhnischem Lächeln fragte, woher wir denn das Bauholz nehmen wollten. Darauf gab er uns mit dem grössten Wohlwollen folgenden Rath: «Die Herren,» sagte er, «mögen ihre Ränzel auf den Rücken nehmen, sich auf 4 bis 5 Tage verproviantiren und nach Jorgastack (einem Lappendorfe am Teno-Flusse) wandern. Da können sie sicher sein, Fischer zu finden, welche sie mit Bereitwilligkeit zu Boot den Teno abwärts nach Utsjoki bringen. Doch, «fuhr Erik fort,» taugt dieser Vorschlag nicht, so giebt es keinen andern Rath, als dass die Herren den 20 Meilen längeren und vielfach beschwerlicheren Weg durch Enare einschlagen.» Zwei Umstände vermochten uns den zuletztgenannten Vorschlag anzunehmen. Vor allen Dingen wollte Blank nur in diesem Fall unser Reisegefährte bleiben und zweitens glaubte Durchman, dass seine Zuhörer ungefähr zu der Zeit,

wo wir in Enare eintreffen sollten, dort versammelt sein würden, um ihre Andacht zu verrichten.

Nun war die Hauptfrage erledigt und es war nur noch in Erwägung zu ziehen, in wie fern man an Ort und Stelle irgend einen tauglichen Mann finden könnte, welcher uns auf dieser Reise zu begleiten geneigt wäre. «Jessiö und kein anderer ist zu diesem Zwecke tauglich,» äusserte Erik ohne Bedenken. «Jessiö, fügte ein Anderer hinzu, wird Euch vorwärts bringen, einerlei ob er Euch über oder unter dem Wasser führt, aber auf dem Wege wird er Euch nicht lassen.» Diese vortheilhafte Meinung von Jessiö theilten auch alle andern in der Versammlung. Der Mann ward herbeigerufen und erklärte sich bereit, unser Begleiter zu sein. Er bat sich dennoch aus, zuvor eine Fahrt nach Wuontisjärwi machen zu dürfen, um von Weib und Kind Abschied zu nehmen, jedoch mit der Verpflichtung nach anderthalb Tag nach Peldawuoma zurückzukehren. Hierauf ging die Versammlung auseinander und wir begaben uns zur Ruhe. Der folgende Tag verging zum grösseren Theil unter allerhand Vorbereitungen zur Reise. Am Morgen darauf kehrte Jessiö zurück und erklärte sich nun reisefertig. Auch Erik erbot sich uns als Wegweiser während der beiden ersten Tagereisen zu begleiten oder bis wir über den Landrücken gekommen wären. Wir vertrauten uns mit voller Zuversicht der Obhut dieser beiden Männer an, packten uns in ein kleines Boot und machten nun den eigentlichen Anfang unserer Lappischen Reise.

Der Tag war regnig, als wir uns einschifften, und es ist minder angenehm an einem solchen Tage eine Reise zu beginnen, während welcher man auf 30 Meilen kein anderes Dach über seinem Haupte finden kann, als den dunkeln Himmel Lapplands, keine andere Feuerstelle, als die, welche für den Bedarf des Augenblicks aus einer Föhre bereitet wird, kein anderes Bett, als den feuchten Boden oder im besten Fall eine Gebirgskluft. Der Gedanke an die Mühseligkeiten des nächsten Tages trug seiner Seits auch dazu bei, das Missbehagen bei dem Beginn der Reise selbst zu erhöhen. Wir

konnten mit dem besten Willen unsere schwermüthigen Gefühle nicht überwinden, sondern sassen stumm und verdriesslich im Boot, jeder in seine besonderen Betrachtungen vertieft. Der Unterzeichnete, der die Unannehmlichkeit hatte, etwas unbequem zu sitzen, interessirte sich dennoch insofern für das Allgemeine, als er nachzudenken begann, wozu all unser mitgenommenes Gepäck von Nöthen wäre. Dieses Gepäck war in der That sehr unbedeutend, aber für das Vergnügen ein wenig bequemer zu sitzen hätte ich für meinen Theil gern etwas von dem Proviant fortgegeben, welcher in 2 bis 3 Liespfund Brod, 5 Pfund Fleisch und eben soviel Fische, 3 Kannen Branntwein und 5 Pfund Tabak u. s. w. bestand. Ausserdem hatte ein jeder der Reisenden für seine Rechnung ein Ränzel von 15 Pfund Gewicht und einen Lappenpelz mitgenommen. Unter den letztgenannten Dingen schien mir besonders der Pelz ziemlich überflüssig zu sein, da der Rücken zu gleicher Zeit Nässe empfand und ich fand mich befugt, das Lappische Kleidungsstück mir umzuthun. Meine hiedurch bewerkstelligte Verwandlung verbreitete einige Munterkeit in der Gesellschaft. Der Pelz hatte nur einen Aermel, war an verschiedenen Stellen haarig, an andern enthaart und reichte kaum bis an die Knie, wo ein Paar mit Riemen um die Waden festgeschnürte Stiefelschäfte ihren Anfang nahmen. Eine weisse Mütze nach der Mode der Hauptstadt und ein Paar Augengläser bildeten einen schneidenden Contrast zu dem übrigen Costüm.

Der Regen dauerte fast ohne Unterbrechung den ganzen ersten Tag unserer Reise fort, während welcher wir uns nach und nach einen kleinen Fluss, Namens Peldajoki, aufwärts arbeiteten. Erst gegen Abend fing der Himmel an sich aufzuklären und die Sonne zwischen den dünneren Wolken durchzublicken. Ein belebender Glanz ergoss sich über die dunkle Oberfläche des Wassers, Blumen und Bäume erhielten eine lichtere Färbung. Die Fische erhoben sich aus den Wogen und die Bewohner der Luft flogen zwitschernd aus ihren Verstecken hervor. Auch in unserem Kreise fingen fröhlichere Gefühle an sich Luft zu machen. Am Steuer sitzend erhob Erik

seine Stimme und sang nach der Väter einfacher Melodie von Wäinämöinens abenteuerlichen Fahrten nach Pohjola, von der schönen Louhi-Tochter u. s. w. Ueberrascht innerhalb Lapplands Gränzen Töne zu vernehmen, welche in Finnland selbst schon selten sind, fing ich an Nachforschungen über die Herkunft der Bewohner Peldowuoma's anzustellen und erhielt von Erik die Auskunft, dass seine Familie aus dem an Liedern reichen Karelien herstammte. Seinen zuerst nach Lappland eingewanderten Stammvater nannte er Aisari und glaubte zu wissen, dass dieser einen Sohn Namens Päiwiö oder Päiwiä gehabt habe, welcher zugleich mit seinen drei Söhnen einen grossen Ruhm in dem ganzen Finnischen Lappmarken erlangt hätte. Erik bat es sich aus, bei unserm bleibenden Nachtlager einige Erzählungen von den wunderbaren Thaten des Päiwiö-Geschlechtes mittheilen zu dürfen; doch bevor wir daran gehen, diese Erzählungen wiederzugeben, sei es uns erlaubt aus der im Jahr 1672 vom Propst und Pfarrer Mag. Tornäus verfassten Beschreibung von Torneå- und Kemi-Lappmarken folgenden Auszug mitzutheilen:

«In einem Dorfe Päldo-Järf wohnte ein Lappe, Päder Päiwiä, ein ehrlicher, wohlhabender und gottesfürchtiger Lappe. Er ward vor zwei Jahren getödtet und hatte viele Söhne, hatte auch eine Zeit lang früher mit seinem ganzen Hausgesinde treulich seinem Seita gedient und ihn verehrt; es geschah jedoch einmal, dass ihm viele Rennthiere umgekommen waren, weshalb er den Seita anrief und fleissig verehrte; es half jedoch nicht, die Rennthiere starben immerfort. Endlich zieht er mit all seinen Söhnen zum Götzen, nimmt mehrere Fuder trockenes Holz mit, schmückt ihn schönstens mit frischen Fichtenzweigen ringsum, bringt ihm Opfer dar, die Häute sammt den Hörnern und Köpfen, welche er den todten Rennthieren abgezogen hatte: sie fallen alle auf die Knie, bitten den Seita innigst, dass er sich mit irgend einem Zeichen offenbaren möchte, wenn er ein Gott wäre. Da nichts nach einem solchen Zeichen aussah, obwohl sie ihn gleich den Baalspropheten (1. Könige 18) den ganzen Tag angebetet hatten, standen sie vor ihrer

vermeinten Gottheit auf und warfen all das trockene Holz, das sie mitgebracht hatten, auf den Götzen, zündeten es an und verbrannten so den Abgott des ganzen Dorfes: da seine Pagani ihn dafür tödten wollten, antwortete er gleich Gideon (Buch der Richter 6.): «Möge der Götze sich selbst an mir rächen». Dieser Lappe Päiwiä war so fest in seinem Glauben, dass, als Frevler gegen ihn kämpften, die ihn bezaubern zu wollen vorgaben, er gegen sie *Trones och Fader vårs sånger* zu singen begann. Item *Nu bedje vi then Helige And'. O! tu Helige Ande kom, slit sönder djefvulens snaro* etc. Er verbrannte darauf alle Seita's, wo er sie fand und sandte seinen ältesten Sohn, der Wuolabba hiess, um in dem berühmten Lappendorfe Eenar, welches dreien Königen zinspflichtig ist, zu wohnen, damit er dort alle ihre Abgötter und Seita's, deren es in dem Dorfe recht viele gab, verbrennen möchte, was Wuolabba auch that und deshalb musste er in ein anderes Königreich Norwegen entfliehen, wo er noch wohnt.»

Aus diesen Worten des Tornäus geht deutlich hervor, dass das Päiwiö-Geschlecht gegen die Aussage unseres Erzählers Lappischer Herkunft war, was auch die Lappen selbst feierlich versichern. Nach Tornäus hatte das genannte Geschlecht seinen Namen durch seinen heldenmüthigen Kampf für die Siege des Christenthums verherrlicht. Das erkennt auch die Tradition an, doch soll sich nach dem Zeugniss derselben Päiwiö mit seinen drei Söhnen auch durch viele andere Heldenthaten und besonders durch seine Kämpfe mit den Russischen Karelen ausgezeichnet haben, welche in der Lappischen Tradition gewöhnlich unter dem Namen Russen vorkommen. Ihrer Seits haben auch die Karelen Traditionen über die Kriegsthaten des Päiwiö-Geschlechts und selbst in der Kalewala werden Päiwilä und Päiwän poika als Feinde des Kalewa-Volkes genannt. Zwar haben die Traditionen der Lappen und Karelen über das in Rede stehende Geschlecht eine mythische Färbung, doch kann es um so weniger in Frage gestellt werden, dass sie auf einem historischen Grunde beruhen, als es ein bekann-

tes Factum ist, dass die Karelen vormals häufige Streifzüge nach Lappland unternahmen.

Doch um unserem Erzähler nicht in den Weg zu treten, wollen wir nun ans Land steigen und uns in einem Haine dichtbelaubter Birken lagern. Hier setzte sich Erik an meine Seite und begann mit tiefer Andacht seine Erzählungen vorzutragen. Von dem Päiwiö-Vater wusste er jedoch wenig mehr, als dass er ein mächtiger Held im Streite gegen die Karelen gewesen, «welche in grossen Schaaren nach Lappland wanderten, um zu plündern und zu rauben, welche die Menschen auf alle nur denkliche Weise plagten, bis sie erfuhren, wo ihre Schätze verborgen lagen und nicht eher umkehrten, als bis sie ihre Boote mit Silber und andern Kostbarkeiten gefüllt hatten.» Päiwiö war besonders sehr der Raubgier der Karelen ausgesetzt, da er im Besitz unermesslicher Schätze war. Sein vorzüglichster Reichthum soll in Rennthierheerden bestanden haben, welche so zahlreich waren, dass er zu deren Hütung dreissig Knechte und dreissig Mägde in Dienst nehmen musste. Ausserdem soll er auch einen grossen Vorrath an Silber gehabt haben, welches er jedoch kurz vor seinem Tode in der Erde vergraben haben soll, ohne dass irgend jemand später seinen Schatz aufzufinden vermocht hätte.

Unter Päiwiö's drei Söhnen war nach der Aussage unseres Erzählers Olof, Lappisch Wuolabba, der berühmteste. Gross, stark und muthig wie sein Vater hatte auch er es zu seiner Lebensaufgabe gemacht die Russischen Karelen zu bekriegen. Eine von Olof gegen sie ausgeführte Heldenthat schilderte Erik mit folgenden Worten: «Als Olof einst eine Reise zu unternehmen beabsichtigte und fürchtete, dass der Feind unterdessen einen Besuch in seiner Heimath machen würde, trug er einen ungewöhnlich grossen Balken auf den Felsen, legte ihn vor den Eingang seines Zelts und bat sein Weib dem Feinde zu sagen: «Unser Sohn hat ihn herauf getragen.» Bald nach seiner Abreise fand sich auch eine Schaar von Russen ein, deren Aufmerksamkeit sogleich auf den grossen Balken fiel. Sie konnten nicht begreifen, wie er den steilen

Felsen heraufgeschafft wäre und verlangten darüber von Olof's junger Frau einen Aufschluss. Die Frau antwortete so wie es der Mann ihr befohlen hatte. Die Russen geriethen in das grösste Staunen, als sie hörten, dass ein so junges Weib Mutter eines so starken Sohnes wäre und standen von der Plünderung ab. Inzwischen beschlossen sie Olof's Rückkunft abzupassen, um ihn wo möglich ums Leben zu bringen. Als aber Olof kam, wagte niemand ihn anzugreifen. Dennoch versicherten die Russen prahlend, dass sich in ihrem Lande ein Held befände, der Olof überlegen wäre und schlugen dem Päiwiö-Sohn vor, dass er ihnen nach Russland folgen möchte, um seine Kraft mit der des Karelischen Helden zu messen. Olof nahm das Anerbieten an und begab sich mit den Russen in ihr Land. Als die beiden Helden hier zusammentrafen, begrüssten sie einander mit einem Handschlag, wobei der Russe Olof's Hand entsetzlich drückte. Darauf umfasste Olof seinen Gegenmann um den Leib und schlug ihn zu Boden. Der Russe stand auf und griff nun seiner Seits Olof an, ward aber aufs Neue niedergeworfen. Nun ward er von Olof gewarnt, dass er sein Glück nicht mehr versuchen möchte; aber nur um so ergrimmter stürzte der Russe gegen ihn. Olof schlug seinen Feind zum dritten Mal zu Boden und ersparte ihm die Mühe sich ferner zu erheben.»

Zum Beweis von Olof's Stärke trug Erik noch einige andere Erzählungen vor, unter denen eine also lautete: «Als Olof einst von einem Netzzuge zurückkehrte, ward er auf dem Enare-See von Gegenwind und Unwetter überfallen. Statt zu rudern und gegen die Wogen, welche sein mit Netzen und Fischen belastetes Boot zu füllen drohten, zu kämpfen, beschloss er lieber bei einem Inselchen zu landen. Zum Strande gelangt, warf er das schwere Boot auf die Schulter und trug es über Land.» Eine andere Erzählung war von folgendem Inhalt: «Als Olof einst im Walde wanderte, sah er einen Stalo damit beschäftigt einen Stein zu heben. Der Stein war jedoch von einer so unerhörten Grösse, dass der Stalo ihn nicht aufheben konnte, weshalb er ihn ganz langsam fortzuwälzen anfing. Unbemerkt schaute Olof dem Beginnen des Stalo zu,

trat dann aus seinem Versteck hervor, lachte über die Schwäche des Stalo und trug den Stein an den Ort seiner Bestimmung. Aus Furcht vor seinem mächtigen Feinde begab sich der Stalo auf die Flucht. Olof liess ihn zuerst laufen, ärgerte sich jedoch darauf und fing den Stalo an zu verfolgen. Zum Neid-Fluss gekommen, sprang der Stalo auf das gegenüberliegende Ufer und glaubte sich nun von seinem Verfolger befreit zu haben. Olof that jedoch auch einen solchen Sprung, erreichte nun den Stalo und machte ihm das Garaus.» Zu dieser Erzählung muss bemerkt werden, dass die Stalok (die Mehrzahl von Stalo) bei den Lappen den *jättar* (Riesen) der Schweden, den *jättilaiset* und *hüdet* (in der Einzahl *hüsi*) der Finnen entsprechen. Die Stalo's werden gewöhnlich von den Lappen als ein grausames, menschenfressendes Geschlecht geschildert. Sie sollen in der Heidenzeit zahlreich über das ganze Lappland verbreitet gewesen sein, nach Einführung des Christenthums sich aber auf die Inseln im Meere fortbegeben haben.

Auch von seiner Schnelligkeit hat Olof viele ausserordentliche Proben an den Tag gelegt. So soll er einmal einen Wolf, der seine Rennthierheerde verfolgte, im Sprunge erreicht, ihn beim Schwanze ergriffen und gegen einen Felsen geschleudert haben. Ein anderes Mal war er mit seinem treuen Knecht und beständigen Begleiter Wuolleb (Olof) Walle auf der Jagd nach wilden Rennthieren und verscheuchte auf derselben absichtlich ein wildes Rennthier, welches mit seinem Kalbe den Jägern vorbeisprang. Als Walle darauf seinem Herrn diesen Uebermuth vorwarf, machte sich Olof dran den Rennthieren nachzuspringen, tödtete die Mutter mit seinem Speer und fing das Kalb lebend. Darauf schenkte er voll Verachtung diese geringe Beute seinem anspruchslosen Diener; denn es war Olof's Art, nie wilde Rennthiere zu verfolgen, wenn sich deren nicht mehrere in einem Rudel befanden.

Was Tornäus nach meiner vorhergehenden Darstellung von dem Päiwiö-Vater oder dem von ihm sogenannten Päder Päiwiä und seiner Bekehrung zum Christenthum berichtet, ungefähr dasselbe hörte ich Erik von dem Sohne Olof erzählen. Er war

lange ein eifriger Götzenanbeter gewesen, als aber der Ruf der neuen Lehre zu seinen Ohren drang, beschloss er die alten Götter auf die Probe zu stellen. Er schlug auf die Zaubertrommel, um aus dem Klang der Glöckchen zu erforschen, wie seine beabsichtigte Rennthierjagd ablaufen würde. Die Trommel gab ein günstiges Zeichen, doch die Jagd missglückte nichts desto weniger. Ein anderes Mal setzte er sich, um Feuer bei Regenwetter anzuschlagen und rief seine Seida's um Beistand an. Da ihm jedoch sein Vorhaben nicht glückte, wandte er sich mit Gebeten an den wahren Gott und sogleich fing der Schwamm Feuer. Nach diesen Proben verbrannte Olof die Zaubertrommeln, riss die Seida's nieder und zerstörte alle heidnischen Denkmäler, an die er gerieth.

Von dem zweiten Päiwiö-Sohn, Namens Isaak, erzählte unser Wegweiser, dass er sich als geschickter Bogenschütze ausgezeichnet hätte. Seine Sicherheit im Schiessen war so gross, dass er eine Aesche (*Salmo thymallus*) traf, wenn sie aus der Oberfläche des Wassers hervortauchte. Auch soll er die sogenannten Russen bekriegt und gegen dieselben viele glänzende Heldenthaten vollbracht haben, unter welchen ich nach Erik's Erzählung folgende aufgezeichnet habe: «An der Spitze einer Russenschaar, welche Lappland verheerte, stand ein vom Kopf bis zu den Füssen bepanzerter Häuptling. Der Russe war in seiner Rüstung so unbeweglich, dass er nicht einmal selbst die Gabel zum Munde führen konnte, wenn er ass, sondern immer von seinem Knechte gefüttert werden musste. Isaak hatte schon lange auf den Häuptling gelauert und bekam ihn einmal zu Gesicht, als er gerade im Begriff war seine Mahlzeit zu halten. Nun spannte Isaak seinen Bogen und als der Knecht die Gabel zum Munde führte, kam der Pfeil geflogen, traf die Gabel und trieb sie dem Häuptling in den Hals.»

Der Name des dritten Päiwiö-Sohns soll Johann gewesen sein. Von ihm erzählte Erik, dass er einer der mächtigen Zauberer gewesen sei, welche nun nicht mehr in der Welt geboren werden. Er soll seine Zauberkunst nicht selten angewandt haben, um die Russen zu vernichten, wenn sie kamen, um im Lande zu plün-

dern. Einmal wollten sie ihn zwingen, sie zu einer Stelle zu geleiten, wo eine reiche Beute zu hoffen war. Johann führte sie da zu einer jähen Stelle am Pallas-Felsen, und liess mit Hülfe seiner Künste unten im Abgrund Glocken tönen, Feuer leuchten und Dörfer zum Vorschein kommen. «Dahin führt der Weg,» äusserte Johann, «damit sich jedoch niemand in der finstern Nacht verirre, werde ich mit einer Fackel in der Hand vorangehen.» Darauf warf er seine Fackel den Abgrund hinab, selbst blieb er auf dem Felsen, vom Feinde ungesehen, stehen. Die Russen eilten der Fackel nach und kamen so im Abgrunde um.

Die letztgenannte Erzählung ist allgemein bei den Lappen und Finnen im Gange, wird jedoch nicht immer dem Päiwiö-Sohn, sondern auch einem andern gefeierten Helden zugeschrieben, welcher im Finnischen Laurukainen, im Lappischen Laurukadsch heisst. Von ihm kannte Erik verschiedene andere Sagen, die er am folgenden Tage während unserer Fahrt den Peldojoki aufwärts erzählte. Seine Worte waren an mich gerichtet und lauteten ungefähr, wie folgt:

«Kommst du ins eigentliche Lappland, so wirst du erfahren, dass die Lappen als Wegweiser sehr brauchbar sind. Von Kindheit an gewohnt wie Hunde umherzulaufen, kennen sie innerhalb des Bereichs von mehreren Meilen jeden Stein, jeden Baum, jede Quelle. Aber noch nie hat es einen Menschen gegeben, welcher so in Lappland zu Hause gewesen wäre, wie Laurukainen. Aus dieser Ursache waren die Russen sehr bemüht, ihn auf ihren Streifzügen als Wegweiser zu benutzen. Seiner Seits war auch Laurukainen bereit, ihnen den Weg zu weisen; denn er war ein kluger Mann und wusste die Sache so anzustellen, dass die Russen nie einem schmählichen Tode entgingen, sobald sie in seine Gewalt gekommen waren. Einmal hatte er es unternommen eine Schaar dieser Räuber über einen See Namens Ounasjärwi zu geleiten. Während der Fahrt wurden die Russen hungrig und baten Laurukainen bei einer kleinen Insel zu landen. Nachdem sie hier ihren Hunger gestillt hatten, legten sie sich schlafen, hatten jedoch zuvor

eine Wache zu ihren Booten gestellt, deren sieben (nach andern drei) an der Zahl waren, alle mit Lebensmitteln und geraubten Schätzen gefüllt. Das Geschick der Russen fügte es jedoch so unglücklich, dass auch die Wache einschlief. Nun trug Laurukainen alles, was die Russen mit sich ans Land genommen hatten, nämlich Aexte, Schwerter, Grapen, Nahrungsmittel u. s. w. in die Boote. Darauf stiess er die Boote ins Wasser und hatte kaum Zeit gehabt in eins derselben zu steigen, als in demselben Augenblicke der Wächter erwachte. Er griff nach seinem Schwerte; es war fort. Da er sich entwaffnet sah, sprang er ins Wasser und packte das nächste Boot, welches dasselbe war, worin sich Laurukainen befand. Der letztere ergriff ein Schwert und hieb damit seinem Feinde fünf Finger ab, welche sammt einem Goldring ins Boot fielen. Nun machte der Wächter Lärm, Laurukainen war jedoch bereits weit draussen auf dem See, als die Russen eilends zum Strande kamen. In ihrer Noth fingen sie an Laurukainen um Erbarmen zu bitten und sprachen: «Komm her, heiliger Bruder, hier sollst du Grütze mit Schwedischer Butter und mit deinem eignen Löffel (nach andern: mit dem Löffel deines Herrn) essen.» Laurukainen antwortete: «Grütze und Mehl habe ich hier mit.» Als die Russen sahen, dass ihre Bitten nicht halfen, rief einer: «Komm her und geschmolzenes Zinn soll in deine Kehle gegossen werden.» Nach dieser Begebenheit ruderte Laurukainen neun Tage und Nächte um die Insel herum und bewachte die Russen, dass sie nicht entkommen möchten. Als er am zehnten Tage ans Land stieg, waren die Russen todt bis auf einen einzigen, der sein Haupt noch ein wenig rühren konnte. Die Insel, wo sich dieses zutrug, wird noch heut zu Tage die Karelische (*Karjalan saari*) genannt.

«Ein anderes Mal,» fuhr Erik fort, «hatten die Russen Laurukainen zum Steuermann den Patsjoki abwärts genommen. Als sie in die Nähe eines in demselben befindlichen Wasserfalls gekommen waren, band Laurukainen ihre sieben Boote zusammen und bat sie selbst unter das Verdeck zu kriechen, um bei dem Anblick des fürchterlichen Falls nicht in Schreck zu gerathen. Ohne irgend

einen Betrug zu ahnen, unterwarfen sich die Russen ruhig seinem Geheiss. Nun steuerte Laurukainen die Boote dicht an dem Ufer vorbei und rettete sich selbst auf eine Klippe, die Russen aber kamen im Wasserfall um.

«Bei einer andern Gelegenheit steuerte er wieder das Boot der Russen gerade gegen eine Klippe im Flusse selbst. Das Boot ward zertrümmert und die Russen kamen insgesammt um, Laurukainen aber rettete sich auch dieses Mal, da ihm der Zorn des Wassers oder der im Finnischen sogenannte *weden ärimys* nichts anhaben konnte.

«Nach solchen Heldenthaten ward Laurukainen den Russen so verhasst, dass sie ihn ums Leben zu bringen beschlossen. Das soll ihnen auch geglückt sein, aber erst nach grossen Mühseligkeiten und nachdem Laurukainen ihnen grosse Unglücksfälle herbeigeführt hatte. Einmal überraschten sie ihn in seiner Fleischkammer und glaubten, nun seiner Person ganz sicher zu sein. Vor der Kammer stehend warteten die Russen mit ungeduldiger Sehnsucht, dass er herauskommen möchte und suchten ihn durch Drohungen dazu zu zwingen. Laurukainen beeilte sich jedoch nicht, sondern packte mit der grössten Sorglosigkeit Fleisch in seinen Pelz. Inzwischen wurden die Russen immer lauter und drohten ihn in der Kammer zu übermannen, wenn er nicht bald zum Vorschein käme. Endlich warf Laurukainen seinen mit Fleisch gefüllten Pelz durch eine Bodenluke auf die Erde. Die Russen hielten den Pelz für Laurukainen's eigne Person und stürzten alle auf ihn, um ihn mit dem Speer zu durchbohren. Während des Tumults entkam Laurukainen und verwirrte die Russen durch seine Zauberkünste noch auf eine solche Weise, dass sie in der Meinung Laurukainen zu tödten, ihre Waffen gegen einander wandten und bis auf den letzten Mann umkamen.»

Diese Sage hörte ich auch später Andere berichten, mit dem Unterschiede, dass Laurukainen seinen Pelz mit Daunen füllte, ihn herabwarf und die Gelegenheit zu fliehen benutzte, während die Russen von einer Daunenwolke umhüllt waren.

Erik hatte kaum seine Erzählungen von Laurukainen beendigt, als wir einem kleinen See, Namens Seidajärwi, nahe kamen. Von Erik über dessen Namen unterrichtet, bemerkte ich, dass er vielmehr Saiwojärwi benannt werden müsste, da das Wasser sehr klar wäre. Denn nach der Erzählung der Lappen sollen so beschaffene Seen oft diese Benennung tragen, in Folge der früher bei dem Lappenvolke gangbaren Vorstellung, dass diese Seen von Saiwo genannten Gottheiten bewohnt würden, von welchen man auch erzählen hört, dass sie es den Fischern nicht erlaubten ihren Fang innerhalb ihres Wassergebiets zu betreiben, weshalb alle die, welche hier ihr Glück versuchen wollten, die Götter durch ein leises Rudern zu betrügen suchen müssten. Dieser Bemerkung schenkte Erik keine Aufmerksamkeit, sondern blieb bei seiner Behauptung, dass der wahre Name des Sees Seidajärwi wäre und gab als Grund dieser Benennung an, dass auf einer links von uns hervorragenden Landspitze früher ein Lappischer Seida gestanden hätte. Dieser Seida sollte einem gefeierten Zauberer Namens Lompsolo zugehört haben, welcher mit Gottes Hülfe einen reichen Fischfang betrieb. An dem gegenüberliegenden Ufer hatte ein anderer Zauberer seine Fischerei eingerichtet, er hatte jedoch keinen Seida, weshalb auch sein Fang missglückte. In der Absicht sein Glück zu verbessern beschloss er, während Lompsolo schlief, seinen Seida niederzureissen, was auch den erwarteten Erfolg hatte, dass sein Fang glückte, während dagegen Lompsolo, der früher dem Seida seinen guten Fang zu verdanken hatte, nun keinen Fisch mehr fing. Lompsolo liess jedoch die Sache nicht hiebei bleiben. Er versah sich mit einem neuen Seida und nun kamen wiederum alle Fische in sein Netz, bis der andere Zauberer wiederum den Seida niedergerissen hatte. Um diesem Zwiste ein Ende zu machen kamen die beiden Zauberer überein, auf einem nahbelegnen Berge zusammenzutreffen und einen Zweikampf zu beginnen, wobei nur Zauberkünste und Beschwörungen als Waffen gebraucht werden sollten. Lompsolo begab sich zu dem verabredeten Platz in Gestalt eines Rennthierochsen und hoffte in derselben nicht von seinem

Gegner erkannt zu werden. Als aber der andere, der schon kampffertig dastand, den Rennthierochsen den Berg emporspringen sah, rief er von Weitem: «Du bist Lompsolo.» Ohne weiter sein Glück zu versuchen, erklärte sich Lompsolo besiegt und floh, denn er merkte nun, dass er sich ohne Beistand seines Seida in Nichts mit seinem Feinde messen konnte.

— «Der Weg ist nicht richtig, der Wegweiser ist irre gegangen:» ist eine Besorgniss, welche den Lapplandsfahrer oft beunruhigt, wenn er unter seiner Bürde zu ermüden anfängt und sich ans Ziel sehnt. Vielleicht hat dieselbe Besorgniss sich bei dem geneigten Leser eingeschlichen, der sich die Mühe genommen hat, die Reisenden auf ihren Irrfahrten durch Lapplands sagenreiche Strecken zu begleiten. Es ist in einem solchen Fall meine Pflicht die Rolle eines Wegweisers zu übernehmen und meine Begleiter zu versichern, dass wir uns noch auf der rechten Fährte befinden. Wir haben seit unserer Abreise von Peldowuoma vier Meilen den Peldojoki aufwärts zurückgelegt und befinden uns nun am Strande des Seidajärwi, nicht weit von Peldotunturi. Von diesem Felsen nimmt der Peldojoki seinen Anfang, fliesst durch den Pahtajärwi und Armojärwi, wird aber erst fahrbar, nachdem auch der Seidajärwi ihm seinen Beitrag geliefert hat. Während der Fluthzeit selbst soll man sich nur mit Mühe den Flussweg zum Armojärwi aufwärts bahnen können, zu der gegenwärtigen Jahreszeit aber sah Erik diese Wasserstrasse als schwerlich benutzbar an. Er schlug deshalb vor, dass wir das Wassersystem des Peldojoki verlassen und auf einem andern Wege über den Landrücken zu kommen suchen möchten. Er unterrichtete uns davon, dass auf der Südseite von Peldotunturi in einer weiten Ausdehnung viele kleine Seen fortliefen, welche bis zu dem Landrücken selbst führten. Zugleich machte er uns darauf aufmerksam, dass die genannten Seen keinen Zusammenhang mit einander hätten, weshalb es nothwendig wäre das Boot zu ziehen und die Sachen von einem See zum andern zu tragen. Obwohl uns diese Arbeit beschwerlich genug vorkam, so getrauten wir uns doch diesen Weg zu wählen wegen der

Seen, welche auf demselben lagen und unsere Anstrengungen erleichterten. Demnach wurden die Sachen am Seidajärwi in drei Bürden vertheilt, eine jede zu 3 bis 4 Liespfund Gewicht, welche Erik und Jessiö ohne Umstände auf unsere Schultern luden. Selbst zogen sie das leere Boot und wir folgten ihnen mit unserer Bürde dicht auf den Spuren. Auf diese Weise wurde der Weg zwischen Seidajärwi und Kaakkurinjärwi,, Nokkanainen, Kouhtajärwi, Pitkäjärwi, Nimitoinjärwi und Pahtajärwi zurückgelegt. Der Abstand der genannten Seen von einander war sehr gering, vom Pahtajärwi aber bis zum nächsten See, Namens Wiettajärwi, wird in der kürzesten Entfernung eine Viertelmeile gerechnet. Diese ganze Strecke ward das Boot mit vereinten Kräften gezogen und nachdem es zum Wiettajärwi geschafft war, kehrten wir insgesammt zum Pahtajärwi zurück und holten dort unsere Effecten ab. Nachdem wir über den Wiettajärwi gerudert waren, befanden wir uns unter dem Landrücken selbst, welcher hier, sofern mich nicht mein Gedächtniss täuscht, den Namen Korsatunturi trägt. Nun erst fingen unsere ärgsten Mühseligkeiten an, denn von dem Ufer des Wiettajärwi erhob sich der Felsen in einer ziemlich steilen Richtung und um über denselben zu kommen mussten wir $^3/_4$ Meile Weges zurücklegen. Von den vorhergegangenen Anstrengungen des Tages ermattet schlugen einige in der Gesellschaft vor, dass wir uns nun zur Ruhe begeben und die Reise über den Felsen bis zum folgenden Tage aufschieben möchten, Erik jedoch widersetzte sich mit Eifer diesem Vorschlage und versicherte, dass wir nach einigen Stunden der Ruhe uns nur noch um so müder und zerschlagener fühlen würden. Da auch Jessiö dieser Ansicht beistimmte, fanden wir es für gut um 9 Uhr Abends unsere mühvolle Reise anzutreten. Eben so wie bei Pahtajärwi liessen wir alle unsere fahrende Habe zurück und übernahmen es zu Anfang unser leeres Boot fortzuschleppen. Nach der äussersten Anstrengung glückte es auch den Felsen hinanzukommen, hier fingen aber auch die besten Kräfte an zu erschlaffen. Nun kam auch Erik mit dem Bekenntniss hervor, dass er des Weges nicht vollkommen sicher wäre, sondern

uns bloss nach einer Beschreibung weiter führte. In unserer trostlosen Lage setzten wir uns auf dem Felsen nieder, zündeten unsere Pfeifen an und hielten Rath. Bei dieser Berathung konnte jedoch nichts Anderes beschlossen werden, als dass Einer aus der Gesellschaft zum Wiettajärwi zurückkehren und von dort eine Rummflasche holen sollte — die einzige, die wir in unserem Vermögen hatten, die übrigen vier aber nach Maassgabe ihrer Kräfte das Boot nach Erik's Anweisung weiterschaffen möchten. Das Vertrauen in Betreff der Rummflasche ward mir zu Theil, und ich kam demselben zur allgemeinen Zufriedenheit nach, obwohl es schwer zu begreifen war, dass ich mich nicht auf dem öden Felsgebirge verirrte. Unterdessen hatten die Reisegefährten einen kleinen Gebirgsbach erreicht, der nach der Beschreibung, welche Erik über unsern Weg erhalten hatte, zu beweisen schien, dass unsere Richtung noch richtig war. Wie Erik versicherte, fiel dieser Bach in den Korsajärwi, und es war gerade dieser See, wohin wir wollten. Nachdem wir den Inhalt der Flasche geleert, fingen wir an das Boot mit vereinten Kräften zu ziehen und folgten anfangs dem genannten Bach, hier aber lagen auf unserem Wege grosse Steine, welche uns nach kurzer Zeit zwangen den Bach zu verlassen und das Bootziehen in der frühern Richtung fortzusetzen. Nachdem wir die ganze Nacht hindurch diese mühsame Arbeit mit Beharrlichkeit verrichtet hatten, ohne zum Korsajärwi zu kommen, fanden wir uns endlich veranlasst unsern Wegweiser auszuschicken, um den See aufzusuchen. Er kehrte nach Verlauf einiger Zeit mit der frohen Nachricht zurück, dass wir dem Ziele ganz nahe wären, dass auch unsere Richtung vollkommen richtig sei. Erst um 6 Uhr Morgens gelangten wir zum See. Erik und Jessiö begaben sich nun nach unsern am Wiettajärwi zurückgebliebenen Sachen, wir übrigen aber lagerten uns zur Ruhe am Strande des Korsajärwi.

Bald nach Mittag erwachten wir erfroren und durchnässt, mit müden Beinen, zerschlagenen Seiten, Stichen in der Brust und verstimmter Laune. Dass die Reise bei solch einem Zustande, und nachdem unser gesprächiger Wegweiser sich von uns beim Korsa-

järwi getrennt hatte, höchst ängstlich und unangenehm war, liegt in der Natur der Sache. Ich will mich deshalb nicht bei einer genauern Beschreibung aufhalten, sondern bloss spätern Reisenden zur Richtschnur einige Worte über die Richtung unseres Weges sagen. Wir ruderten anfangs durch den Korsajärwi, welcher leicht durch seine zwischen den Felsen eingezwängte Lage zu erkennen ist. Der See ist ungefähr eine halbe Meile lang und so schmal, dass man ihn von der Landseite her kaum bemerkt, ehe man sich an seinem Strande befindet. Gegen Norden wird er immer schmäler und schmäler und verliert sich allmählig in eine unbedeutende Ader, wo das Boot keinen Schritt läuft, ohne gezogen zu werden. Längs diesem Bach wird die Fahrt ungefähr eine halbe Meile lang fortgesetzt, worauf man endlich zum Iwalojoki, einem grösseren Flusse, kommt, der in den Enare-See seinen Auslauf hat. Schon bei seinen Quellen hat dieser Fluss ein so tiefes Wasser, dass der Reisende fast ununterbrochen im Boote sitzen kann, insofern er es nicht vorzieht, durch die Weidengebüsche auf dem nassen und höckrigen Ufer zu springen. Nach einer Fahrt von einigen Stunden auf dem Iwalojoki nähert man sich einem sogenannten *lompolo* d. h. einer breiten, seeähnlichen Erweiterung des Flusses. Hier zeigt sich dem Auge ein schöner, trockener Strand mit reichbelaubten Birken und einer reichen Vegetation. Der Botaniker wird sicherlich an dieser Stelle manche seltene Pflanze entdecken, für uns war jedoch die Zoologie von grösserem Interesse. Wir unternahmen es deshalb auf wilde Gänse Jagd zu machen und hatten das Glück unsere kleinen Mundvorräthe in bedeutendem Maasse zu vermehren. Hierauf setzten wir wiederum unsere Fahrt unter gemächlichem Ruderschlag den Fluss abwärts fort.

«Rauch! Menschen!» dieser Ruf tönte nach einer Fahrt von einigen Stunden zu gleicher Zeit von unsern Lippen. Ehe wir noch ans Land gekommen waren, begrüsste uns ein Fischer, der an einem Feuer gelagert war, mit folgenden Worten: «Wer seid Ihr, die Ihr auf dem Iwalojoki rudert, und wohin geht Euer Weg? Doch, was frage ich Euch um Dinge, die ich schon weiss. Ich

habe Euch alle im Traum gesehen und dich, Jessiö, in Gestalt deines verstorbenen Vaters.« Nachdem der Fischer so verrathen hatte, wess Geistes Kind er war, fing ich sogleich an meine Artillerie in Bewegung zu setzen, d. h. ich gab dem Manne einen Schnaps und ein wenig Tabak, kaufte allerlei Kleinigkeiten von ihm, ohne im mindesten zu dingen, und schenkte seinem Knaben einige Bücher. Noch ein Schnaps und der Fischer war der aufrichtigste Zauberer von der Welt. Er erzählte viele wunderbare Dinge, die sowohl er selbst als andere Zauberer ausgeübt hätten. Leider waren seine Erzählungen ohne allen Zusammenhang, was wahrscheinlich eine Folge des zweiten Schnapses war. Folgende Erzählung von Johann Päiwiö und einem andern gefeierten Zauberer, Namens Toragas, war eine der am wenigsten verworrenen.

Eine Zauberhexe aus dem Russischen Lappmarken Namens Kirsti Nouhtua hatte sich nach Kittilä begeben, um von dort alle wilden Rennthiere in ihr eigenes Land fortzuzaubern. Päiwiö, der ihren Anschlag kannte, sandte Toragas zum Iwalojoki, um die Hexe dort zu bezaubern und die Rennthiere dort abzuhalten, dass sie über den Fluss kämen. Als Toragas die Rennthiere ankommen sah, fing er an sie sehr genau zu mustern, da er befürchtete, dass die Zauberhexe möglicher Weise die Gestalt eines Rennthiers angenommen haben könnte. Doch in der ganzen Heerde befand sich kein einziges Rennthier, das er für eine metamorphosirte Kirsti hätte ansehen können, und am allerwenigsten fiel es ihm ein, das letzte Rennthier, welches lahm, mager, missgestaltet war und mit Mühe der Heerde folgte, für verdächtig zu halten. Erst als er das lahme und missgestaltete Rennthier nicht so wie die andern schwimmen, sondern aus dem Fluss emportauchen sah, war er überzeugt, dass diess gerade die berüchtigte Kirsti sein müsste. Aber nachdem sie glücklich auf das gegenüberliegende Ufer gelangt war, vermochte Toragas ihren Plan nicht mehr zu nichte zu machen. Er kehrte demnach zu Päiwiö zurück und erzählte ihm, wie die Sache abgelaufen wäre. Nun beschloss der letztere Toragas nach dem Russischen Lappmarken abzusenden, um sich genauer von dem Namen,

den Eigenschaften u. s. w. der Zauberhexe zu unterrichten. Als Toragas diesen Auftrag zur Zufriedenheit Päiwiö's ausgeführt hatte, unternahm dieser es mit Hülfe seiner mächtigen Zauberkünste die Rennthiere zur Rückkehr zu vermögen. Zugleich schickte er Toragas aus, um zuzusehen, ob die Rennthiere nicht sichtbar wären. Sie kamen in der That mit einer solchen Wucht angesprungen, dass Toragas schon auf einem Abstande von drei Meilen hörte, wie die Rennthierfüsse knackten (*nasasi*). Die Heerde befand sich da bei einem Flusse, welcher zum Andenken an dieses Ereigniss Nasamajoki heisst.

Eines ähnlichen Inhalts waren die meisten Erzählungen, die mir der Fischer mittheilte. Sie enthielten eine Schilderung von Thaten ausgezeichneter Schamanen, und in den meisten Erzählungen wurde besonders die Eigenschaft bei den Schamanen der Vorzeit gepriesen, dass sie sich in jede beliebige Gestalt verwandeln konnten. Der Glaube an eine solche Kraft bei den Schamanen ist ehemals weit verbreitet gewesen, sowohl in Finnland als auch insbesondere in Lappland, und noch heut zu Tage ist dieser Aberglaube nicht vollkommen bei den Lappen ausgerottet. Mindestens hört man unsere Finnischen Lappen versichern, dass es im Russischen Lappmarken Schamanen gebe, welche eben so wie Päiwiö, Toragas u. a. die Gestalt von Rennthieren, Bären, Wölfen, Fischen, Vögeln u. s. w. annehmen können. In einer solchen Verwandlung heisst der Schamane bei den Lappen Wiroladsch, bei den Finnen Wirolainen, was eigentlich einen Ehsten bezeichnet. Unser Fischer sang mir ein Finnisch verfasstes Lied vor, welches eine Menge von derartigen Metamorphosen enthielt. Da dieses Lied ohne allen innern Zusammenhang ist, will ich seinen Inhalt bloss summarisch anführen. Der Gesang beginnt mit einer Einleitung, in welcher ein Zauberer, Namens Karkias, sich über das Leid beklagt, welches seinem Lande dadurch zugefügt worden, dass Toragas mit seinen Zauberkünsten alle wilden Rennthiere von dort nach Kittilä verjagt habe. Auf diese Einleitung folgt eine Beschreibung der Schmach, die Karkias selbst durch diesen seinen

«bösen Feind» erlitten hatte. Toragas hatte nämlich Karkias niedergehauen und ihn in einen See geworfen. Hier war jedoch Karkias wieder zum Leben gekommen und hatte sich viele Jahre in etwas veränderter Gestalt unter der Leber eines Hechtes aufgehalten. Darauf hatte Toragas den Hecht gefangen und ihn sammt Karkias drei Jahre in seinem Speicher verwahrt. Von dort befreit hatte Karkias angefangen in Menschengestalt umherzuwandern, ward aber auf einer Jagdreise ertappt und zum zweiten Mal von Toragas getödtet. Darauf lässt der Gesang Karkias wieder zum Leben kommen, aber (wie es scheint) erst im Grabe. Hier fängt er an Sehnsucht nach seinem Sohne zu haben und kaum hat er diese Sehnsucht ausgesprochen, als der Sohn in Gestalt eines Auerhahns zu ihm geflogen kommt. Darüber ärgerlich, dass der Sohn ihm an Zauberweisheit gleich kam, fängt Karkias an gegen ihn mit Vorwürfen loszufahren. Hierüber ergrimmt fliegt der Sohn davon. Nun nimmt der Vater die Gestalt einer Quakerente an, fängt darauf an seinen Sohn zu verfolgen, holt ihn ein und bringt ihn zurück. Hierauf gerathen Vater und Sohn in einen heftigen Wortwechsel, welcher damit schliesst, dass der Sohn seinen Vater für immer verlässt.

Nachdem ich mehrere der Lieder und Sagen des Fischers aufgezeichnet und ihn unterdessen freigebig mit Tabak und Branntwein bewirthet hatte, fasste er eine solche Freundschaft für meine Person, dass er mich bat in Zukunft seine Heimath in Kittilä zu besuchen. Hier versprach er mir noch mehr wunderbare Sachen zu erzählen und mir ausserdem Päiwiö's Seida zu zeigen. «Dieser,» fügte er mit feierlichem Ernst hinzu, «isst Menschen, aber, wenn ich dich begleite, so hast du nichts zu fürchten.» Neben dieser Zuversicht zu seiner eignen Zauberkunst hatte er eine nicht geringe Meinung von Blank's und meiner Tüchtigkeit in demselben Fache. Er hielt des ersteren Insectenfänger und Scheeren für Zauberinstrumente und als ich von einem Papier eine Beschwörung vorlas, zeigte er auf eine durchstrichene Stelle und sagte: «Sieh, hier liegt die Kraft.» Seiner Herkunft nach war der Fischer ein

Lappe, er hatte jedoch seit seiner Kindheit unter Finnen gelebt und während dessen seine Nationalität und mit ihr alles Gefühl seines Menschenwerthes verloren. In seinem Wesen offenbarte sich ein Gemisch von Feigheit und geheuchelter Demuth, von Schlauheit, Geiz und mehreren der Eigenschaften, welche sich gewöhnlich bei den Kindern der Unterdrückung entwickeln. Besonders zeigte der Fischer eine grosse Geschicklichkeit im Handel. Wir kauften von ihm einige frische Aeschen, die er uns nach Gutdünken bezahlen liess. Mehr als zufrieden mit unserer übermässig freigebigen Bezahlung holte er sogleich aus seinem widerwärtig stinkenden Ranzen zwei trockene mit jeglichem Unrath behaftete Aeschen hervor und bestimmte nun für diese ungefähr denselben Preis, welchen er für die frischen erhalten hatte. Nachdem diese befriedigend bezahlt worden waren, fing er an die Ueberreste seiner letzten Mahlzeit, welche in einigen Gänsefüssen bestanden, zu sammeln und als es ihm geglückt war auch diese zu verhandeln, äusserte er selbstzufrieden: «Wer hätte geglaubt, dass ich einen so guten Markt am Iwalojoki halten würde!» Unterdessen hatte sein Bube unser Schuhwerk geschmiert und dazu unsere eigne Schmiere gebraucht. Seine Mühe hatten wir ihm reichlich mit Geld, Büchern und Brod gelohnt, aber nichts desto weniger rief der Fischer, als wir schon im Begriff waren uns ins Boot zu setzen: «Die Schmiere ist unbezahlt, die Schmiere ist unbezahlt!» Nachdem auch diese bezahlt worden war, glaubten wir allen gerechten Anforderungen genügt zu haben, der Fischer aber verlangte noch einen Schnaps auf den Kauf.

Die Fortsetzung unserer Reise den Iwalo abwärts war bemerkenswerth durch die grossartige Beschaffenheit der Naturumgebungen. Kaum hatten wir unsern hauslosen Wirth aus dem Gesicht verloren, als wir das Getöse brausender Stromschnellen hörten — eine Musik, welche die nächsten drei Tage und Nächte unaufhörlich in unseren Ohren tönte. So gefährlich diese Stromschnellen auch waren, so hatten wir doch keinen andern Ausweg als uns heldenmüthig mitten in die siedenden Brandungen zu werfen, welche uns fast auf jedem Schritt Gefahr drohten. Die Wassermasse im Iwalo war

wohl nicht allzugross, aber doch mehr als hinreichend um uns und unser kleines Fahrzeug zu verschlingen. Damit die reissende Strömung uns nicht gegen Felsen und Klippen werfen möchte, mussten wir das Boot unaufhörlich mit langen Stangen oder sogenannten Lehrlingen zurückhalten. Den ganzen Tag hindurch waren wir mit dieser mühsamen Arbeit beschäftigt und die Nacht ward bei Feuern zugebracht. Wir fanden nie einen Schutz über unserem Haupte, sondern lebten acht Tage lang unter freiem Himmel, stets einem fortdauernden Regen und kaltem Wetter ausgesetzt.

Um aber auf den Fluss und dessen Beschaffenheit zurückzukommen, so wird er längs einem grossen Theil seines obern Laufs von hohen, fürchterlichen Felsen begleitet, welche sich an einigen Stellen senkrecht über der Wasserfläche erheben und ganze Meilen in ununterbrochenem Zusammenhang fortlaufen. Blank und ich kletterten oft mit Lebensgefahr diese Felsen empor, in der Hoffnung uns endlich an dem Anblick des Enare-See's erfreuen zu dürfen. Aber so weit das Auge reichte, waren im Norden, Süden, Osten und Westen nur unübersehbare Felsen zu schauen. Wo sich ein tieferes Thal zwischen den Felsen senkte, bot der über dem Thale schwebende Nebel bisweilen den Anblick eines See's dar und wir glaubten schon einmal bei einer solchen Erscheinung den ersehnten Enare in der Ferne erblickt zu haben, Jessiö störte jedoch unsere Illusionen durch die Versicherung, dass wir diesen See nicht erreichen würden, so lange Felsen in unserem Wege lägen.

Einige Meilen oberhalb der Mündung des Iwalo-Flusses in den Enare trat endlich diese düstere Felsenkette zurück, welche den reissenden, in wilder Verzweiflung dahin stürzenden Strom gleich einem bösen Genius verfolgt hatte. In der Ferne schienen noch kahle Felsenspitzen hervorzublicken, ringsum aber erblickten wir nur schöne, grasbewachsene Ebenen. Der Fluss hemmte seinen reissenden Lauf und bildete kleinere Inseln, welche mit buschigem Laubholz bekleidet waren. Bald zeigten sich Spuren von Menschen, als Heuschober, Ackerfelder u. s. w. Wir boten unsere letzten Kräfte auf, um durch angestrengtes Rudern bald irgend eine Men-

schenwohnung zu erreichen, und trauten kaum unsern Augen, als wir statt jämmerlicher Hütten tief in der Mitte Lapplands wohlgebaute Finnische Höfe von grünenden Wiesen und hübschen Kornfeldern umgeben fanden. Es ist unglaublich, wie wohlthuend ein solcher Anblick auf die Sinne wirkt nach einer derartigen Reise, wie wir sie zurückgelegt hatten. Der unaufhörliche Anblick von wolkenhohen Felsen und brausenden Wasserfällen hat eine betäubende Wirkung. Der Mensch kann es auf die Länge nicht aushalten, das wilde Spiel der Natur in sich zu reproduciren. Das Gemüth verliert seine Elasticität um die Eindrücke der grausenerregenden Umgebungen aufzunehmen und wird von einem stummen Staunen ergriffen. Wenn aber endlich die Natur zur Ruhe zurückkehrt, wenn die wilden Elemente in friedlicher Vereinigung die Schönheit der Natur abspiegeln, dann regen sich auch im Menschenherzen frohe, frische Gefühle. Es ist dennoch bemerkenswerth, dass sogar die schönste Natur einem Leichnam gleich dazuliegen scheint, sobald sie nicht einige Spuren von Menschen zeigt, während dagegen ein Wegzeichen, ein zerbrochenes Ruder, eine Feuerstelle, mit einem Wort die geringste Kleinigkeit, woran man den Herrn der Welt wiedererkennt, Leben und Wohlbefinden über die allerdüsterste Wildniss ausbreitet. Welch ein Paradies ist dann nicht Kyröby!

## III.

Die Kapelle Kittilä soll zu allen Zeiten die wahre Heimath der Armuth und des Elends gewesen sein. Vor ungefähr hundert Jahren zurück hatte eine hereingebrochene schwere Hungersnoth einen daselbst wohnhaften Gutsbesitzer, Namens Henrik Kyrö, gezwungen Haus und Hof zu verlassen, um an einer fremden Stelle sein Unterkommen zu suchen. In solcher Absicht begab er sich nach dem später nach ihm benannten Kyröby am Iwalojoki, wo ihm gute Wiesenländereien und ein reicher Fischfang eine sorgenfreie Zukunft verhiessen. Anfänglich hatte er auch einen guten Erfolg, nach kurzer Zeit aber witterten Wölfe und Bären seine einsame Hütte aus, verheerten seine Heerden und versetzten ihn wieder in Armuth. Henrik hatte eine zahlreiche Familie, welche er nach den erlittenen Unglücksfällen nicht in seinem Hofe erhalten konnte. Er musste deshalb seine älteren Kinder aus dem Vaterhause ziehen und anderswo ihr Fortkommen suchen lassen. Unter diesen Flüchtlingen hatte der Sohn Lars sich nach einer nach Norwegen unternommenen Reise nach Kittilä begeben und dort eine Colonie, die er in Kyröby angelegt und zu dem vortrefflichsten Zustand emporgebracht zu haben vorgab, zum Kauf ausgeboten. Einer seiner Verwandten, Namens Thomas Kyrö, war bereits lange vorher der Armuth in Kittilä überdrüssig und kaufte die ausgebotene Colonie unbesehen für eine ganz bedeutende Summe. Zeitig im Frühjahr begab er sich nach der neuen Heimath und nahm seinen Weg den Iwalojoki abwärts. Selbst steuerte er sein Boot den Fluss entlang, während sein Weib die Heerden längs den Felsen vorwärts trieb. Beide hatten sie unterwegs unerhörte Mühseligkeiten ausgestanden und ihr einziger Trost während der Zeit war die gute Colonie, die ihnen eine sorgenfreie Zukunft bereiten sollte. Als sie aber endlich hingelangten, fanden sie kein Dach über ihrem Haupte, keine bebaute Scholle. Es war rührend des alten Thomas Weib dieses traurige Geschick schildern zu hören, da die blosse

Erinnerung an dasselbe bei ihr bittere Thränen hervorpresste, Thomas selbst aber äusserte mit Ruhe: «Lass das Vergangene vergessen sein, Alte, und klage nicht über die Schickungen der Vorsehung.» Zu dem, was die Frau über ihre getäuschten Hoffnungen in Betreff der neuen Heimath erzählt hatte, fügte Thomas hinzu: «Gab es hier kein Haus, so gab es doch Holz um Häuser zu bauen, und brauchten wir wohl ein Pferd um Holz aus dem Walde zu holen? Nein! auf diesem Flecke, wo das Haus steht, ist das Holz mit diesen beiden Armen gefällt. Ausserdem ist der Sandhügel in eine grünende Wiese verwandelt, welche, wie du wohl weisst, dreissig Kühe und sechzig Schafe ernährte.» Hier wurde Thomas von seiner Frau unterbrochen, welche bemerkte, dass alle sechzig Schafe innerhalb weniger Augenblicke von Wölfen getödtet worden wären. «Mag sein,» entgegnete Thomas, «aber haben wir nicht für unsere Mühsale und Widerwärtigkeiten ein Stück erhalten, um es auf der Brust zu tragen und einen silbernen Becher, aus welchem zwei hohe Herren getrunken haben?»

Der Wohlstand, zu welchem Thomas sich emporzuarbeiten gewusst hatte, lockte nach und nach immer mehr Finnen aus Kittilä und Enontekis, um sich hier niederzulassen. So haben sich mit der Zeit ungefähr ein Dutzend Finnischer Colonien am untern Lauf des Iwalo-Flusses gebildet. Diese Colonien sind es, welche den Namen Kyröby tragen.

Dem Wink der Natur gehorsam haben die Colonisten in Kyrö eine Lebensart angenommen, welche in unserm ganzen nördlichen Finnland die zweckmässigste ist. Sie ernähren sich vorzüglich durch Viehzucht, Jagd und Fischfang, während dagegen der Ackerbau mehr als eine Nebensache betrachtet wird und sich hauptsächlich auf Anbau von Korn, Kartoffeln und Rüben beschränkt. Die Wiesen werden mit einer solchen Sorgfalt gepflegt, dass ich mich selten erinnere einen schöneren Graswuchs als in Kyröby gesehen zu haben. Die Butter bringt man Ende November auf Rennthieren nach den Norwegischen Meeresbuchten und vertauscht sie gegen Mehl. Davon ist bisher der grösste Theil zu Branntwein gebrannt

worden, denn die Brodconsumtion ist bei den Finnen in Enare sehr unbedeutend.

Ueber den sittlichen und religiösen Zustand der in Kyrö sesshaften Colonisten haben mir die Geistlichen des Orts ein sehr vortheilhaftes Zeugniss gegeben. Was ich selbst erfahren habe, ist ein seltener Beweis ihrer Dienstfertigkeit und Gastfreundschaft, den ich nicht unterlassen kann hier anzuführen. Es hatte sich getroffen, dass unser Brodvorrath während der langwierigen Fahrt auf dem Iwalojoki frühzeitig ein Ende genommen hatte. Nach Kyrö gekommen, kauften wir von Thomas alles Mehl, das er hatte, es reichte aber nur auf acht Bröte aus, von denen zwei auf der Stelle verzehrt wurden. Die sechs übrigen mussten für vier Personen fünf Tage lang vorschlagen. Nach angestellter Selbstprüfung fanden wir dieses Quantum allzu unzureichend und beschlossen deshalb auf der Fahrt den Iwalo abwärts einen Colonisten aufzusuchen, welcher reichlich mit Mehl versehen sein sollte. Bei unserer Ankunft in der Colonie erfuhren wir jedoch zu unserer Betrübniss, dass der ganze Vorrath schon in Branntwein verwandelt worden wäre. Da also von keinem Brodbacken die Rede sein konnte, beschlossen wir unsere Reise unverzüglich fortzusetzen, doch zugleich brach ein starker Gewitterregen herein, der uns einige Stunden in der Colonie zurückhielt. Darauf setzten wir uns wieder in Bewegung und hatten ungefähr eine Strecke von zwei Meilen zurückgelegt, als wir eine bedeutende Versammlung von Männern und Weibern gewahr wurden, welche auf einem Hügel bei einer Colonie standen und alle in Sonntagstracht waren. Da der Tag schon zu Ende zu gehen anfing, drangen die Ruderer darauf, dass wir nicht landen, sondern statt dessen unsere Fahrt beschleunigen sollten, um noch zu rechter Zeit zu dem auf einer Insel im Enare-See belegenen Lappendorfe Juutua zu gelangen. Es sollte gefährlich sein bei Nacht auf diesem See zu fahren, da er oft nach Sonnenuntergang mit dichten Nebeln bedeckt würde, welche auch den geschicktesten Steuermann irre leiten könnten. Die Versammlung auf dem Hügel hatte inzwischen etwas so Einladendes, dass ich dieselbe um jeden Preis in näherer

Entfernung sehen wollte. Um meinen Plan durchgesetzt zu erhalten, bemerkte ich, dass Jessiö, wie er mir zuvor mitgetheilt hatte, ein Vetter des Verwalters der Colonie wäre, und diess sahen alle ausser Jessiö selbst für einen hinlänglich ausreichenden Grund an zu landen. Wir hatten aber noch nicht das Ufer erreicht, als die auf dem Hügel stehenden Männer bis an die Knie in den Fluss sprangen, das Boot anpackten, es aufs Trockne zogen und uns mit einem herzlichen Willkommen begrüssten. Wir wurden in eine Gaststube geführt, wo der Fussboden gescheuert und mit Fichtenreisern bestreut, Tisch und Bänke zurechtgestellt und der Heerd vor so kurzer Zeit reparirt war, dass er noch nicht getrocknet war. Alle bezeigten uns ein besonderes Wohlwollen und die Wirthin reichte mir zwei warme gewaltige Bröte, indem sie dabei einige Worte zur Entschuldigung ihrer geringen Gaben hervorstammelte. Dieses ganze Ereigniss findet seine Erklärung darin, dass von der Colonie, wo wir den Regen abwarteten, ohne unser Wissen ein Eilbote hergeschickt worden war, um die Einwohner der Colonie über unsere Brodverlegenheit in Kenntniss zu setzen. Der Bote war im Vorübergehen bei einigen Waldhöfen eingekehrt, und deren Einwohner strömten zusammen, um uns und zumal ihren neuen Seelsorger zu bewillkommnen. Um uns auf eine würdige Art zu empfangen, hatte man in Eile das Zimmer in Stand gesetzt und ausgebessert. Glücklicher Weise gab es in der Colonie auch ein wenig Mehl, welches im Verlauf einiger Stunden zu Bröten verbacken wurde. Wie diess zuging, kann ich nicht näher erklären, doch das ist gewiss, dass das Factum selbst seine Richtigkeit hat.

Nachdem wir eine Weile mit den freundlichen Bewohnern des Ortes gesprochen hatten, verliessen wir die Colonie und setzten unsere Reise den Iwalo entlang fort. Als wir den Enare-See erreichten, war der Abend schon weit vorgeschritten. Inzwischen konnten wir noch auf der Westseite des Sees dunkle Umrisse hoher Felsen gewahr werden, während auf der Ostseite sich unzählige Inseln dem Auge zeigten. Zwischen den Inseln blickten hie und da unermessliche Buchten hervor, über welche die Nacht ihren dunkeln

Schleier auszubreiten anfing. Unser Weg führte uns nicht durch die grossen Buchten, sondern nur durch einen Busen des grossen Sees. Während wir ihn durchfuhren unterhielt uns der Steuermann mit allerhand Erzählungen von der Beschaffenheit des Sees. Er glaubte zu wissen, dass der Enare (auch Enari, Enara, Finnisch Inari, Lappisch Anara, Einara) 12 Meilen lang, 8 Meilen breit und so reich an Inseln wäre, dass kein Sterblicher sie je alle gezählt hätte, vielleicht Päiwiö ausgenommen. Die Tiefe des Sees hatte in frühern Tagen ein Lappe auf die Art untersuchen wollen, dass er einen Kessel an ein Tauende band und ihn in den See hinabliess. Aber nachdem er 260 Klafter des Taues hatte hinablaufen lassen, soll der Schutzgeist (*haltia*) des Wassers das Tau abgeschnitten und sich des Kessels bemächtigt haben. Nach diesem Ereigniss hat niemand es gewagt, die Tiefe zu messen, sondern man nimmt allgemein an, dass die grossen Buchten bodenlos sind.

In der Hoffnung vor Anbruch der Nacht Juutua zu erreichen, lösten wir auf dem See unsere Ruderer ab und setzten uns selbst an die Ruder. Wir ruderten abwechselnd, als aber meine Reihe vorbei war, schlief ich ein und erwachte erst gegen Morgen — doch nicht in Juutua, sondern auf einer unbewohnten Insel, wo der Steuermann zu landen genöthigt war, aus Furcht sich auf dem nebelumhüllten See zu verirren. Bei meinem Erwachen hatten die Nebel bereits begonnen sich zu zerstreuen und wir begaben uns wiederum auf die Reise. Nach einigen Stunden Ruderns erreichten wir das oben genannte Lappendorf glücklich — das erste, das wir während unserer ganzen Reise zu sehen bekamen.

Der Anblick eines Lappendorfes gehört, wenigstens zur Sommerzeit, nicht zu den allerangenehmsten. Ringsum auf dem Boden sieht man Fischgedärme, Fischschuppen, verfaulte Fische und Unrath aller Art, welcher die Atmosphäre mit einem widerlichen Gestank verpestet. Kaum hat man diese Prüfung mit Ekel und Abscheu überstanden, so muss man noch eine schwerere aushalten. Durch den niedrigen Eingang des Zeltes kriecht eine so mit Schmutz und Ungeziefer bedeckte Menschenschaar hervor, dass man bei ih-

rem Anblick zurückschaudert. Selbst nehmen sie jedoch die Sache sehr ruhig. Die Artigkeit erfordert es, dass jedes menschliche Wesen der Zeltgenossenschaft, kleine Kinder nicht ausgenommen, den Reisenden mit einem Handschlag bewillkommne. Ist diese peinliche Ceremonie in aller Stille vor sich gegangen, so kann man sich fast immer auf folgende Fragen gefasst machen: «Ist Friede im Lande? Wie befindet sich der Kaiser, der Bischof, der Landeshauptmann?» In Juutua wurde ich ausserdem über meine Heimath befragt, und als ich sagte, dass dieselbe weit hinter dem Gebirge belegen wäre, fragte mich ein Lappe, ob ich aus dem Lande stamme, wo der Tabak wächst. Das erinnert an Göthe's: «Kennst du das Land, wo die Citronen blühn?»

Während meines Gesprächs mit den Lappen bemerkte ich eine ausserordentliche Rührigkeit bei dem weiblichen Personal der Dorfschaft. Es war merkwürdig zu sehen, mit welcher Behendigkeit diese kurzen und dem Aussehen nach schwerfälligen Geschöpfe von einem Zelt zum andern liefen. Das Resultat dieser Rührigkeit war, dass wir bald darauf in eine kleine, finstere Hütte, welche eine Stube vorstellen sollte, geladen wurden. Blank und ich nahmen die Einladung unerschrocken an, Durchman hatte aber schon zuvor das Feld geräumt und sich in den Wald begeben, wo er sich mehrere Stunden lang aufhielt, bevor er sich wiederum dem schmutzigen Lappenneste zu nähern wagte. Unterdessen schlief ich ganz gut in der schmalen Stube und fühlte mich darauf so gestärkt, dass ich nun sogar den Muth hatte in eine der Lappenhütten zu treten.

Diese Hütte war, so wie die Hütten der Enare-Lappen überhaupt, so aufgeführt, dass die Unterlage (oder das Fundament) ein Viereck ausmachte, das aus drei über einander gestellten Balken gebildet war, während der obere Theil eine pyramidalische Form hatte und aus Brettern zusammengefügt war. In Utsjoki pflegt man aus Mangel an Balken die untere Abtheilung aus Stein zu bauen und zur Erhaltung der Wärme das ganze Zelt mit Torf zu belegen. Auch haben die Hütten hier nicht eine pyramidalische, sondern

eine abgerundete Form und sehen fast Halbkugeln ähnlich. Was die Einrichtung des Zelts betrifft, so ist sie überall in Lappmarken fast dieselbe. Durch die Länge des Zeltes d. h. zwischen der Thür und Hinterwand laufen zwei parallele Balken durch das ganze Zelt. Diese werden von zweien andern durchschnitten, welche in die Quere von der einen Wand zur andern fortlaufen. Hiedurch werden im Zelt neun verschiedene Abtheilungen gebildet, von denen die drei vordersten an der Thür zum Aufbewahren von Holz, Schuhwerk und gröberem Hausgeräth dienen, die drei hintersten an der Hinterwand dagegen für Lebensmittel und feinere Geräthschaften bestimmt sind. Von den in der Mitte befindlichen drei Abtheilungen dient die mittelste, unter dem Rauchloch belegene, zur Feuerstelle. Der Raum rechts von der Feuerstelle bildet den Aufenthaltsort des Wirths und der Wirthin, den links belegenen bewohnt die übrige Bevölkerung des Hauses. Ist die Familie gross, so müssen sich deren weniger bedeutende Mitglieder in einer der übrigen Abtheilungen einquartiren.

Die Hütte oder das Zelt ist nicht das einzige Gebäude des Enare-Lappen. Bei seinem Hauptlager hat er immer eine oder mehrere kleine Fischkammern, welche auf hohen Pfosten ruhen, damit ihr Inhalt besser gegen die Angriffe der Wölfe, Füchse, Bären und anderer Raubthiere geschützt sei. Reichere Lappen sind ausserdem mit Stuben versehen, welche jedoch nicht im Sommer bewohnt werden.

Bei unserer Ankunft in Juutua überraschten wir die Lappen in ihrer einfachen Alltagstracht, während unserer Ruhe aber hatten sie ihre Sonntagskleider angezogen. Sowohl Männer als Frauen hatten ihren schwarzen *peski* abgelegt, was ein im Sommer gebräuchliches Oberkleid aus gegerbten Rennthierhäuten in Form eines Hemdes ist, und statt dessen ein ähnliches Oberkleid aus Tuch angethan. Ueber demselben trugen die Weiber ein Mieder und um den Hals hatten sie einen losen Leinkragen befestigt, von welchem lange Lappen auf die Brust herabhingen und eine Art von Tasche bildeten. Um den Leib hatten beide Geschlechter

einen mit blanken Silber- oder Messingspangen reichlich geschmückten Gürtel. Sehr charakteristisch war bei den Weibern die Kopfbedeckung. Sie zeichnete sich besonders durch einen über dem Scheitel hervorstehenden, eine Achtelelle hohen, hufähnlichen Zierath aus. Die Kopfbedeckung bei den Männern hat keine bestimmte Form. Beide Geschlechter trugen Schuhwerk und Beinkleider aus weichem Rennthierleder mit abgegerbtem Haar. Eine genauere Beschreibung der Lappentracht theilt A. J. Sjögren in seinen «*Anteckningar om församlingarna i Kemi Lappmark*» S. 244 folg. mit. Hier will ich bloss hinzufügen, dass sowohl Männer als Weiber im Winter ein Oberkleid aus behaarten Rennthierfellen tragen, welches eben so wie die *peski* vorn festgenäht und nur mit einer so kleinen Oeffnung versehen ist, dass einer, der daran nicht gewöhnt ist, es nur mit der grössten Mühe aus- und anziehen kann.

Was das Aussehen der Lappen betrifft, so ist es eine bekannte Sache, dass sie überhaupt genommen dem Wuchse nach mehr kurz sind und sich in der Gesichtsbildung dem mongolischen Typus nähern, d. h. eine niedrige Stirn, hervorstehende Backenknochen, kleine Augen u. s. w. haben. Ihrem Naturell nach sind sie ein träges, schwermüthiges und mürrisches Volk. Man tadelt sie wegen ihres Neides, ihrer Missgunst, Unversöhnlichkeit, Schlauheit und anderer damit zusammenhängender Eigenschaften. Dagegen werden sie wegen ihrer Frömmigkeit, ihres Wohlwollens, ihrer Dienstfertigkeit und Gastfreiheit, ihrer Gottesfurcht und ihres sittlichen Wandels u. s. w. gelobt.

In Enare hat der fischreiche See die Lappen von ihrem ursprünglichen, mühsamen Nomadenleben zu der bequemeren Lebensart der Fischer gelockt. Jetzt giebt es im ganzen Enare-Lappmarken keinen einzigen wirklichen Berg-Lappen, auch keinen nomadisirenden, der sich nur mit Rennthierzucht abgiebt; sondern die Lappen sind entweder Fischer oder sogenannte Wald-Lappen, unter denen die letzteren sich im Sommer mit Fischfang und im Winter mit Rennthierzucht beschäftigen. Dennoch halten auch die Waldlappen den Fischfang für ihre Hauptsache und setzen die

Pflege ihrer Rennthiere hintan, welche deshalb nach der eigenen Aussage der Bewohner stark im Abnehmen begriffen sind. Eine Erleichterung bei der Rennthierzucht hat zwar der Waldlappe dadurch, dass seine Rennthiere sich nicht so wie die der Berglappen im Frühjahr zu den Küsten des Eismeeres ziehen, sondern sowohl im Winter als im Sommer sich in der Waldregion aufhalten; sie bedürfen jedoch vieler Fürsorge, damit sie sich nicht verirren, nicht verwildern, nicht von Wölfen verzehrt werden und nicht in den zahlreichen Heerden der Berglappen verschwinden. Je mehr der Lappe in den Bereich des Fischfangs tritt, desto schwerer wird es ihm seinen Rennthieren die nöthige Sorgfalt zu widmen. Es ist deshalb das unwillkürliche Schicksal des Waldlappen früher oder später Fischer zu werden, und diese Verwandlung ist bereits in kurzer Zeit nicht bloss in der Kapelle Enare, sondern auch in der Gemeinde der Mutterkirche Utsjoki vor sich gegangen. Im Allgemeinen haben die Lappen in unserm ganzen Finnischen Lappmarken schon zum grösseren Theil die beiden ersten Stadien der Wildheit durchgemacht, sie haben Berg und Wald verlassen oder, mit andern Worten, aufgehört Berg- und Wald-Lappen zu sein. Ihr jetziges Stadium habe ich mit dem Worte Fischer bezeichnet, und die Zeit dürfte nicht gar zu fern sein, wo sie ganz und gar dem wilden Leben entsagen und Colonisten werden.

Was nun die nähere Beschaffenheit der Lebensart der im Finnischen Lappmarken und vorzugsweise der in der Kapelle Enare wohnenden Lappen betrifft, so dürfte eine kurze Schilderung derselben nicht ohne alles Interesse sein. Die wichtigste Epoche in dem einförmigen Leben der Lappen bildet unter allen Jahreszeiten das Frühjahr oder die Marienzeit. Um diese Zeit ziehen die Fischer-Lappen von Utsjoki und Enare, bisweilen auch Bauern von Sodankylä an die Norwegische Meeresküste, um dort nach altem Brauch und Herkommen in dem sogenannten «Faelleds-District» Fischfang zu treiben. Der Hergang bei dieser Fischerei ist dieser, dass zwei oder drei Personen von den Unsern sich mit einem am Meere wohnenden Norwegischen Fischer, der mit einem Boot und den Fang-

geräthen versehen ist, zusammenthun, ihn die eine Hälfte des Fanges behalten lassen und die andere unter sich theilen. Von diesem Fang müssen jedoch sowohl der Finnische als der Norwegische Fischer der dortbefindlichen Geistlichkeit den Zehnten abgeben, der auf der Stelle von Handelnden eingetrieben wird, welche den Sommer über an den Buchten liegen und die Ersparnisse des Fischers gegen Mehl eintauschen. Die Lappen tadeln diese Kaufleute wegen ihrer gewissenlosen Erpressungen und sehen es für ein Glück an, dass vom Juli bis zum Ende des Augustmonats, während welcher Zeit ein Freimarkt in den Buchten gestattet ist, sie ihre Fische an die Russen veräussern dürfen, welche sich um diese Zeit in zahlreicher Menge einfinden. Wenn man sich auf die Angaben verlassen kann, welche mir Lappen gemacht haben, so soll zwischen den Preisen der Norwegischen und Russischen Kaufleute folgendes Verhältniss stattfinden: für eine Wage Mehl fordert der Norwegische 5 Wagen frische oder 1 Wage trockene Fische, während dagegen der Russe 1 Wage Mehl für $2^1/_2$ Wagen frische Fische und 1 Wage 8 Mark Mehl für 1 Wage trockne Fische bezahlt. Nur wenige unter den Finnischen Lappen können sich des grösseren Vortheils bedienen, den der Handel mit den Russen darbietet, denn sie pflegen sich zuvor von den Buchten nach Hause zu begeben, was gewöhnlich um Johannis geschieht. Um diese Zeit beginnen unsere Lappen in ihren eigenen Seen, welche unterdessen vom Eise befreit worden sind, zu fischen.

Nun kommt des Lappen goldene Zeit, die er während des ganzen nachfolgenden Winters als ein verlorenes Paradies betrachtet, welches ihm die höchste irdische Seligkeit schenkte, nämlich die in seinem Zelte gegen Mücken geschützt, mit gesättigtem Magen und ohne Sorge für den morgenden Tag schlafen zu dürfen. Diese Seligkeit will der Lappe sicherlich nicht gegen die Schätze der halben Welt vertauschen. Doch kommt leider ein Umstand vor, der seine gemächliche Ruhe einiger Maassen zu stören vermag. Er muss ein oder das andere Mal im Sommer von einem See zum andern ziehen. Dieser Wanderung muss sich fast jeder Fischer-Lappe in

Enare unterziehen. Hier sind die Lappen durch Verjährung in den Besitz einer Menge von kleineren Seen gekommen und gleich nach der Laichzeit der Fische betreibt man den Fang in dem einen oder dem andern See. Oft hängen diese Seen durch eine kleine Ader mit einander zusammen und in diesem Fall kann die Wanderung mit aller Bequemlichkeit zu Boot bewerkstelligt werden; wenn aber die Seen keinen Zusammenhang mit einander haben, dann muss sich der Lappe der mühsamen Arbeit unterziehen seine Boote, Netze, Hausgeräthschaften u. s. w. zu Lande weiter zu schaffen.

Ist der Sommer zu Ende gegangen, so suchen die Lappen ihre Winterstuben auf, um sich dort mit ihren während des Sommers gemachten Ersparnissen, welche grösstentheils in gedörrten Fischen bestehen, zu ernähren. Diese Vorräthe sind jedoch allzu unzureichend um dem Bedarf des langen Winters zu genügen. Die Herbstfischerei unter dem Eise (Lapp. *juongas*, Finn. *juomus*) genügt kaum dem Bedarf des Tages. Lohnender ist dagegen die Jagd und besonders der Fang wilder Rennthiere, welcher im Herbst vom Kreuzeserhöhungs-Tage bis zum Allerheiligen-Tage und im Frühjahr von der Marienzeit so lange statt findet bis die Erde vom Eise frei wird. Schon in ältern Zeiten war der Rennthierfang ein wichtiger Erwerbszweig für den Lappen und zu diesem Zwecke wurde ein jetzt ungebräuchlicher Fang, Namens *wuomen*, angewandt, welchen der oben angeführte Tornaeus auf folgende Weise beschreibt: Der Wuomen wird also angestellt. Eine oder zwei Meilen lang auf ebenen oder leeren Felsen, wo keine Waldung ist, und eine oder mehr Meilen breit stellt er (der Jäger) hohe Pfähle *quasi duo cornua* auf: zuerst stellt er die Pfähle etwas weit von einander, wenn er weiter geht (denn die Strecke ist eine oder zwei Meilen lang), stellt er sie dichter und auf jeden Pfahl irgend etwas Schwarzes und Grausenhaftes, wovor das Rennthier zurückschaudert: wenn er zu den *angustiora* kommt, macht er Ackerhecken nach Art der in Schweden gebräuchlichen und hohe Zäune, über welche das Rennthier nicht zu springen vermag: sobald er *in angustissimo* ist, eine Böschung mit fünf Treppen abwärts, wo dann eine hohe und starke

Umzäunung, welche wie ein Stacket und Sack wohl verwahrt ist, so dass keine Creatur durchkommen kann. Dann fährt der Lappe in allen Bergen umher; wo er Rennthierhaufen findet, treibt er sie sacht und gemächlich zu der Seite, wo sein Wuomen ist. Wenn die Rennthiere zwischen die Pfähle kommen, wagen sie es nicht durch eine der beiden Seiten durchzugehen, weil sie sich vor dem Schwarzen auf den Pfählen fürchten. Der Lappe mit seinem Volk ist hinten und hat Acht darauf, dass die Rennthiere nicht wieder zurückkommen, sondern lässt sie allmählig vorwärts schreiten, mitunter weisses Moos (welches ihre Nahrung ist) essen, sich niederlegen und ausruhen, als wenn gar keine Gefahr bevorstände; wenn sie aber *ad angustiora* und *angustissima* kommen, wo ein starker Zaun auf beiden Seiten steht, dann fährt er ihnen mit Macht nach und treibt die Rennthiere *in praecipitium* die 5 Treppen, die er gemacht hat, hinab; von dort vermögen sie es nicht wieder emporzuspringen, sondern müssen dort *in suo carcere* bleiben; dann kommt der Lappe, wenn er will und tödtet sie alle, grosse und kleine und rottet so die Rennthierzucht im Lande aus, weshalb solche auch von andern Lappen gehasst werden.» Nach den Erzählungen der Lappen hat man in früheren Tagen auch wilde Rennthiere in Gruben gefangen, und es ist wahrscheinlich, dass die in Finnland hie und da vorkommenden Lappengräber grossen Theils alte Rennthiergruben sind. Der Gebrauch wilde Rennthiere mit Schlingen zu fangen hat sich bis auf unsere Tage erhalten. Jetzt zieht es der Lappe doch meist vor das Rennthier mit seiner sicheren Büchse niederzustrecken und ich habe Lappen erzählen hören, dass sie während des Herbst- und Frühjahrfanges oft 30 bis 40 Rennthiere geschossen hätten. Doch wie lohnend auch der Rennthierfang sein mag, so liegt es doch in der Natur der Sache, dass diese Nahrungsquelle immer unzuverlässig sein muss. Das sicherste Mittel für den Fischerlappen seine Erhaltung für den Winter zu decken, war zuvor der Branntweinshandel mit den Gebirgslappen. All das Mehl, welches dem Fischerlappen während seines Aufenthalts in den Buchten zu verdienen geglückt war, liess er darauf die Finnischen Colo-

nisten zu Branntwein verbrennen und tauschte sich dagegen Rennthierfleisch von den Berglappen ein, welche sich während des Winters in grosser Menge in Enare aufhielten. Der gewöhnliche Preis für eine Kanne Branntwein soll ein Rennthierochse, für eine halbe Kanne eine Rennthierkuh gewesen sein. Da der Fischerlappe selbst kein allzupassionirter Liebhaber von starken Getränken ist, so begreift man leicht, welchen unerhörten Gewinn ihm der Branntweinshandel bereitete. Aber wegen der demoralisirenden Wirkung des Branntweins ist der Handel mit dieser Waare in letzter Zeit ganz und gar in unserm Finnischen Lappmarken verboten worden. Was die Enare-Lappen hiedurch an äusseren Vortheilen verloren haben, dürften sie mit der Zeit durch eine verbesserte und zweckmässigere Lebensart einholen.

Doch ich vergesse, dass wir uns noch in der Lappenhütte befinden und nach einem so langen Aufenthalt in derselben wiederum ein wenig frische Luft einathmen müssen. Lasst uns deshalb von Juutua Abschied nehmen und unsere Reise fortsetzen; doch wir werden es nicht versäumen im Vorüberfahren eine Hausvisitation in dem bei Juutua belegenen Enare-Pfarrhofe anzustellen. Das Hauptgebäude auf diesem Pfarrhofe besteht aus zwei, allem andern, nur nicht den Sonnenstrahlen zugänglichen Zimmern. Das äussere Zimmer wird durch eine von Lappenpelzen geschwärzte Bank geschmückt, im Innern sieht man ein mit faulenden Birkenblättern angefülltes Bett, welches mehr als das halbe Zimmer einnimmt. Statt des Kachelofens hat man in jedem Zimmer einen Heerd angebracht, und die Wärme wird in den beiden Räumen vermittelst eines Heuwisches zurückgehalten, welcher vom Dache her in die Rauchfangröhre gestopft wird. Die einzigen Einwohner, die auf dem Pfarrhofe sichtbar waren, bestanden aus einigen ausgestopften Eulen und Eichhörnern. Durchman's Hoffnung, bei unserer Ankunft zum Enare die Lappen bei der Kirche versammelt zu finden, war somit fehlgeschlagen. Wir wünschten ihm inzwischen Glück zu seiner neuen Wohnung und traten hierauf unsere Abreise an, legten zu Fuss eine Meile zurück und kamen so zum Strande des

Stuorrajaur. Hier fanden wir eine Lappenhütte, doch zu unserm Leidwesen war die Hütte leer und die Boote fort. Der Wegweiser versicherte uns, dass der See nicht umgangen werden könnte. Mein Vorschlag, ein Feuer am Strande anzumachen, gewann keinen Beifall, da dieses in Lappland gewöhnliche Signal an dieser Stelle durch einige über die See hinausragende steile Spitzen unanwendbar wurde. Nach einer langen Ueberlegung beschlossen wir den Lappen und unsern beständigen Begleiter Jessiö auszuschicken, um auf einer der Spitzen ein grosses Feuer zu bereiten. Jessiö kehrte um Mitternacht zurück und erzählte, dass der Lappe, statt ein Feuer anzumachen, in aller Stille den Spitzen vorbeigegangen wäre. Als ihn Jessiö nach dem Grunde gefragt hatte, hätte sich der Lappe auf keine Antwort einlassen wollen, sondern Jessiö nur zugemuthet ihm zu folgen. Endlich hatte doch letzterer den Lappen durch Drohungen zu dem Bekenntniss gezwungen, dass er von dem Aufenthaltsorte der Hüttenbewohner wohl wisse und dorthin wolle um ein Boot zu schaffen. Jessiö hatte er mit sich genommen um das Boot bei der Rückfahrt zu rudern. Ueber des Lappen unredliches Benehmen aufgebracht, beschloss Jessiö umzukehren und fertigte ersteren mit dem strengen Befehl ab, die Zeit nicht zu versäumen, sondern so geschwind als möglich zurückzukehren. Nichts desto weniger war es schon 4 Uhr Morgens, als der Lappe zurückkehrte. Er war mürrischer Laune und hatte wahrscheinlich aus Aerger ein so morsches Boot ausgewählt, dass wir uns mit Mühe auf demselben nach dem nächsten Lappendorfe, welches auf einer Insel des Stuorrajaur belegen war, forthalfen. In diesem Dorfe gab es zwei ziemlich gut ausgerüstete Stuben, die Lappen wohnten aber nichts desto weniger in Hütten. Als Grund wurde angegeben, dass man in einer Rauchhütte nicht von Mücken beunruhigt wird. Es war gerade Sonntag, weshalb Durchman sich verpflichtet sah Gottesdienst im Lappendorfe zu halten. Darauf setzten wir unsere Reise weiter fort, fuhren zwei Meilen Seeweges und gelangten so zu einer Finnischen Colonie an der Mündung des Kamasjoki. Hier zeigten sich deutliche Spuren eines Elends der Art, welches

seinen Grund nicht in dringenden äussern Umständen, auch nicht in einer mangelhaften Bildung hat — die Wirthin war von guter Familie — sondern in einer durch Branntwein herbeigeführten moralischen Depravation. Nach einem kurzen Aufenthalt verliessen wir diese Wohnung des Elends und begaben uns hinaus auf die Felsen. Nun erst befanden wir uns im wahren Rennthierlande. Weit und breit sahen wir nichts Anderes als Rennthiermoos — dieses graue Gras, das ich nie habe ansehen können, ohne mich verstimmt zu fühlen. Die weitgedehnten Sümpfe, welche hie und da die Felsen unterbrachen, dienten nicht dazu das Wohlbefinden zu erhöhen. Vollends hatten wir noch einen wortkargen Lappen aus Juutua, mit dem nichts anzufangen war, zum Wegweiser erhalten. Mürrisch und missvergnügt wanderte er vor uns mit seiner Bürde auf dem Rücken und liess sich weder durch Branntwein und gute Worte noch durch Drohungen bewegen eine befriedigende Antwort auf unsere Fragen zu geben, sondern speiste uns gewöhnlich mit dem Lieblingsausdruck der Lappen: «Ich weiss nicht, ich weiss wirklich nicht» ab. Diesen Ausdruck braucht der Lappe in allen seinen Reden und ohne ihm irgend eine Bedeutung beizulegen. Als ich bei einer Gelegenheit einen Lappen fragte, wie lange er auf der vorliegenden Stelle wohnte, fiel die Antwort also aus: «Ich weiss wirklich nicht, es ist aber das neunte Jahr.»

Nach acht Stunden ununterbrochener Wanderung hatten wir vier Meilen zurückgelegt und gelangten um 2 Uhr in der Nacht zu einer Stelle, wo der Vater unseres Wegweisers seine Fischerei eingerichtet hatte. Wir hatten also allen Grund eine gute und gastfreie Aufnahme zu erwarten; doch war diese Stelle gerade die einzige in ganz Lappland, wo wir unfreundlich aufgenommen wurden. Von der beschwerlichen Wanderung ermüdet, begehrte ich bei meiner Ankunft einen Trunk Wasser zur Erfrischung; statt mich aber mit dieser geringen Gabe zu bewirthen wies der Lappe auf einen See, der ungefähr eine Werst weit vom Zelte entfernt lag. In der augenscheinlichen Absicht aller Bewirthung zu entgehen fing er an sich über den schlechten Fischfang zu beklagen. Wir

sagten, dass wir nicht Speise sondern Ruhe nöthig hätten; der Lappe hatte aber für uns auch keine Schlafstelle. Wir fingen schon an Anstalten zu treffen um uns auf dem Felsen zu lagern, als uns endlich eine kleine Hütte zu unserm Gebrauch überlassen wurde. Hier wurden wir jedoch bald in unserer Ruhe gestört, weil man uns auf Rennthierhäuten gebettet hatte, die voll Ungeziefer waren. Wir eilten von dieser ungastfreundlichen Stelle fort und kamen nach einer Wanderung von einigen Meilen zu einer Hütte, wo man uns mit der allerzuvorkommendsten Freundlichkeit empfing. Das Haupt der Familie war ein fröhlicher, gesprächiger und freimüthiger Mann. Sein Fischfang war im Sommer schlecht ausgefallen, er tröstete sich aber im Unglücke damit, dass seine Bedürfnisse und die der Lappen überhaupt nicht viel grösser als die der Mücken wären. Als ich nichts desto weniger das armselige Geschick der Lappen beklagte, äusserte er mit zufriedenem Sinn: «Bei all unsrer Armuth führen wir ein sorgenfreies Leben und sehnen uns nicht nach etwas Besserem.» Er sprach zugleich die Ueberzeugung aus, dass der Lappe unvermeidlich ins Grab wandert, sobald er die Felsen seines Heimathlandes verlässt, und führte als Beweis einen Knaben an, welchen der Vater neulich, wie er sich ausdrückte, an einen reichen Herrn verkauft hätte. Der Knabe war bald darauf gestorben und die Lappen hatten allgemein den Glauben, dass Gott den habsüchtigen, gefühllosen Vater mit dem Tode des Sohnes bestraft hätte. Diesen Vater traf ich später bei der Kirche Utsjoki. Er war hingekommen, um dem Gottesdienste beizuwohnen, glaubte sich aber bei näherem Nachdenken nicht würdig, in Gottes Haus zu treten. Stumm und düster schweifte er während des ganzen Gottesdienstes einem Gespenste gleich auf dem Kirchhofe umher.

Als wir uns aus dem Lappendorfe begeben sollten, hörte ich unsern Wegweiser den Wirth wegen des Wegs nach Mierasch-jaur, welches unsere nächste Station war, fragen. Die Unterredung wurde ganz leise in Lappischer Sprache geführt, und ich vernahm davon nichts mehr, als dass wir bei der Fortsetzung unserer Fahrt uns zu einem Felsen erheben und dabei einem ausgetrockne-

ten Felsenbache folgen müssten. Um 4 Uhr Nachmittags traten wir unsere Wanderung an und hofften noch an demselben Abende zum Ziel unserer Reise zu gelangen. Das hätte bei einem gewöhnlichen Verhalten unbedingt geschehen müssen, das Unglück fügte es aber, dass unser Wegweiser des Weges nicht recht sicher war. Schon nach einer halbstündigen Wanderung äusserte er bei unserer Ankunft an einem See, dass er unschlüssig wäre, welchem Strande wir folgen sollten. Auf Jessiö's Anrathen folgten wir dem nördlichen und setzten dann unsere Wanderung auf gut Glück weiter fort. Zu meiner grossen Freude entdeckte ich jedoch nach einer 3 bis 4 Stunden fortgesetzten Reise den vom Wirth im Zelte besprochenen Felsen. Aber nachdem wir diesen Felsen verlassen hatten, merkte ich, dass der Wegweiser zum öftersten seine Richtung veränderte. Dieselbe Bemerkung war auch durch Blank gemacht worden. In Folge dessen wurde der Lappe einem strengen Verhör unterworfen. Er war genöthigt zuzugeben, dass er diesen Weg nie zur Sommerzeit gemacht hätte, behauptete jedoch, dass er im Winter mehrere Reisen nach Utsjoki gemacht habe und in der Gegend hinlänglich Bescheid wisse, obwohl er vielleicht uns nicht den kürzesten Weg geführt habe. Die Ursache, weshalb er seine Richtung so oft verändert hatte, war die, dass auf unserm Wege unwegsame Stellen lagen, die er zu umgehen genöthigt war. Wir waren gezwungen uns mit dieser Erklärung zufrieden zu geben. Nachdem wir wiederum eine gute Strecke Wegs gewandert waren, wies unser Wegweiser auf eine hohe Felsenspitze, auf welche wir uns nun erheben sollten, und versicherte, dass man von da aus den Mieraschjaur sehen könnte. Wir kletterten den Felsen hinan, kamen bis zu seiner Spitze und sahen nicht den Mieraschjaur, sondern eine Wolke so schwarz, wie die Nacht. Ein kalter Wind wehte auf dem Felsen und bald erhob sich auch ein so heftiger Regen, dass die Felsbäche zu brausen begannen. Ohne ein Wort zu sagen, setzte der Lappe seine Wanderung fort und schritt so raschen Ganges vorwärts, dass wir mit Mühe seinen Spuren folgen konnten. Erst gegen Mitternacht erreichten wir das Zelt in Mieraschjaur.

Als wir gerade im Begriff waren in dieses Zelt zu treten, wurde die Thür von der innern Seite geöffnet und heraus trat ein Lappe mit betrübtem Aussehen und thränenvollem Blick. Er stammelte mit undeutlicher Stimme: «ich werde Wittwer,» kehrte darauf ins Zelt zurück und schloss die Thür hinter sich zu. Nach einigen Augenblicken kam er wieder heraus und berichtete nun, dass er uns nicht im Zelte beherbergen könnte, da sein Weib auf dem Tode läge. Er bat uns deshalb ein Boot umzustürzen und uns unter demselben, so gut wir könnten, gegen den Regen zu schützen. Das war gewiss ein guter Rath, doch erfroren und durchnässt wie wir waren, bedurften wir eines Feldfeuers. Unglücklicher Weise gab es längs der ganzen Felsenkante kein zu einem solchen Zwecke dienliches Holz. Vor dem Zelte des Lappen lag zwar eine umgestürzte Tanne, es schien aber, dass er sie dazu gebrauchte, um seine Netze auf ihren Zweigen zu trocknen. Nichts desto weniger erklärte Jessiö den Baum für eine gute Prise, unser Wegweiser aber suchte ihn mit aller Macht zu verhindern den für Peder so nothwendigen Baum zu zerstören. Seine Vorstellungen führten jedoch zu nichts, denn Jessiö betrieb die Sache so, dass wir binnen kurzer Zeit an einem flackernden Feuer sassen. Darauf schickten wir ihn ins Zelt, um wo möglich dem Lappenweibe behülflich zu sein. Auch hierin glückte es ihm vortrefflich, denn ehe wir noch einschlafen konnten, kam Peder aus dem Zelt und begehrte einen Schnaps für seine durch Jessiö's Beihülfe glücklich von einem todtgeborenen Kinde entbundene Frau. Am folgenden Morgen legten wir das Kind in eine Grube, die mit Blöcken und Steinen gut bedeckt wurde, damit die wilden Thiere dem Leichnam nicht zu nahe kommen möchten. Nach dieser Ceremonie setzten wir auf eigene Hand unsere Reise auf dem Boote Peder's den Utsjoki abwärts fort und erreichten noch denselben Abend den Pfarrhof Utsjoki, der das Ziel unserer beschwerlichen Reise war.

---

*

## III.

Zur Zeit unserer Ankunft in Utsjoki lebte dort eine Finnische Pastorenfamilie, welche schon mehrere Jahre in dieser Wildniss weit getrennt von Freunden und Verwandten, von der Heimath und der ganzen gebildeten Welt zugebracht hatte. Das Haupt dieser Familie war der Pfarrer J. S., ein Mann von vieler Bildung und einem energischen Charakter. Von einem innern Beruf getrieben hatte er beschlossen sich in Lappland niederzulassen, nicht um durch neue Entdeckungen innerhalb des Bereichs der Wissenschaften Lorbeeren der Gelehrsamkeit einzuernten, noch weniger um sich hiedurch einen kürzern Weg zu künftiger Beförderung zu bereiten, sondern um mit einem redlichen Ernst sein mühsames Missionswerk bei den wilden Gebirgssöhnen zu betreiben.

Um seinen Aufenthalt in dieser freudeleeren Gegend einigermaassen zu erheitern war S. sogleich bei seiner Ankunft in Lappland darauf bedacht gewesen, dem einsamen Eremitenleben, welches der grössere Theil der Missionäre vor ihm geführt hatte, zu entsagen. Zu dem Zwecke setzte er mit aller möglichen Sorgfalt die alte Wohnung der Missionäre in Stand. Diese bestand in einer kleinen, elenden Hütte am Mandu-See dicht bei der Kirche Utsjoki. Darauf begab er sich nach Finnland und holte von dort eine junge liebenswürdige Gattin, welche ungeachtet ihrer schwachen Gesundheit kein Bedenken trug ihren Gemahl nahe genug bis ans Ende der Welt zu begleiten. Und ihr folgte mit edler Selbstaufopferung Fräulein E. R., welche zu der Zeit erst ein funfzehnjähriges Mädchen war.

Mitten in der kältesten Winterszeit zog die kleine Familie dahin über die gefürchteten Felsgebirge Lapplands. Hier mussten die jungen Damen es lernen den kleinen, schwankenden Schlitten in Gleichgewicht zu erhalten, während das Rennthier in unaufhaltsamer Fahrt die steilen Felswände auf- und abwärts eilte. Tag aus

Tag ein waren sie genöthigt in dieser unbequemen Equipage, die ihnen nicht den geringsten Schutz gegen die eisigen Gebirgswinde gewährte, eingeengt zu sitzen. Und wenn die Nacht hereinbrach, mussten sie manchmal mit einer Herberge vorlieb nehmen, welche ihnen die Schneeflur oder ein elendes Lappenzelt gerade darbot. Ausser solchen für jeden Lapplandsfahrer unvermeidlichen Widerwärtigkeiten hatten unsere Reisenden manche zufällige Gefahren und Abenteuer zu bestehen, welche ihnen leicht das Leben hätten kosten können. Die gütige Hand der Vorsehung geleitete sie jedoch unbeschadet ans Ziel. Sie gelangten glücklich an ihren Bestimmungsort und so niedrig auch die Hütte war, welche nun ihre Wohnung wurde, so fanden sie sich doch unendlich selig in dem Gefühl, den Stürmen der Felsengebirge entkommen zu sein und nun mit Ruhe an einem wärmenden Herde sitzen zu können.

Diese Freude sollten sie jedoch nicht lange geniessen, denn bald nach ihrer Ankunft zu Utsjoki ward ihre kleine Wohnung ein Raub der Flammen. Der Pfarrer war zu der Zeit auf einer Amtsreise abwesend, auch die Dienstboten hatten sich von Hause entfernt und die jungen Damen waren so gut wie allein zu Hause. Man kann sich leicht das Schreckliche ihrer Lage bei diesem unglücklichen Ereigniss denken. Aber nicht weniger schrecklich muss es für S. gewesen sein, bei seiner Rückkunft das Haus niedergebrannt zu sehen und in Ungewissheit über das Schicksal der Seinigen zu schweben. Selbst äussert er sich hierüber in einem Briefe an einen Freund: «Welch ein entsetzlicher Anblick, als ich zwei Tage nach der Feuersbrunst ankam und vor mir die rauchenden Ruinen sah! Mein Rennthier, das nach einer Reise von 11 Meilen ein wenig ermüdet war, liess ich an dem See, riss mir die Kleider vom Leibe und sprang auf den Hof. Unterdessen fand ich Zeit mich zu besinnen, dass die Länge des Weges bis zu dem nächsten Nachbarhof südwärts (Pfarre Sodankylä) 50 Meilen und nordwärts bis Wadsöe 16 Meilen betrug und dass meine Frau gesegneten Leibes war. Zunächst standen 2 bis 3 Hütten ohne Dach und Thür.

Ich guckte hinein, fand jedoch kein lebendes Wesen. Da überfiel mich der gräuliche Gedanke: Sind sie verbrannt? Oder sind sie den Flammen entkommen, so müssen sie nothwendig ganz erfroren sein. Denn nicht einmal irgend ein Lappe wohnte in dem Umkreis einer Meile. Ich wollte rufen, konnte jedoch keinen Laut hervorbringen. In einer solchen Lage hätte ich sicherlich innerhalb weniger Augenblicke den Verstand verloren, wenn nicht zu gleicher Zeit Emeli und Emma mir aus einer der Lappenhütten entgegen gekommen wären. Das Feuer war in der Nacht ausgebrochen. Um 3 Uhr Morgens erwachte meine Frau und rief die Magd, ohne irgend eine andere Gefahr zu ahnen als dass sie Rauch im Schlafzimmer merkte. Da stand die Küche bereits in Flammen und der Ausgang durch die Thür war unmöglich. Meine Frau musste durch das Fenster hinausspringen, ohne irgend etwas andres umwerfen zu können als ihre Jacke, in welchem Anzuge sie mir auch entgegenkam. Unaufhaltsam flossen nun meine Thränen aus reiner Freude meine Theure lebend wiederzufinden. Der Verlust meines Eigenthums bekümmerte mich wenig, doch die Möglichkeit, dass meine Frau in ihrer damaligen Lage durch Schreck und Anstrengungen gelitten haben könnte, beunruhigte mich um so mehr, als später mehrere Unglücksfälle vorkamen, welche ihr leicht das Leben hätten kosten können.»

Nach der unglücklichen Feuersbrunst war S. mit seiner Familie genöthigt mehr als ein halbes Jahr eine Hütte zu bewohnen, welche den Lappen gewöhnlich während ihrer Kirchreisen zum Obdach diente. Von dieser Hütte kommt in dem angeführten Briefe folgende Schilderung vor: «War man durch das Kohlenfeuer auf der einen Seite erwärmt, so wandte man die andere, welche unterdessen abgekühlt war, zum Feuer. Rauch war immer im Raume, doch das alte Sprichwort: «Hat man Rauch, so hat man Wärme» konnten wir nicht anwenden. Das Dach in der Stube oder Hütte liess Wasser durch wie ein Sieb und das Unwetter spielte harmonische Töne durch die Löcher und Ritzen in der Wand.»

Während der fünf Jahre, welche seit diesem traurigen Ereig-

niss bis zu unserer Ankunft verflossen waren, hatte S. bereits Zeit gehabt sich mit einer neuen Wohnung zu versehen, die zwar klein und beschränkt war, aber nichts desto weniger ein Maass von Glückseligkeit und Wohlbefinden einschloss, das gewiss weit grösser war als das, welches man gewöhnlich in geräumigen Gemächern antrifft. Die Glieder der kleinen Familie fühlten sich durch das zarte Band der Liebe mit einander vereint und das war alles, was sie zu ihrem Glück bedurften. Wenigstens versicherte mich S., dass er sich nirgends in der Welt so glücklich gefühlt als in dieser Bergkluft, und auch der jungen Frau glitt das Leben leicht und heiter an der Seite eines geliebten Gatten und geliebter Kinder dahin. Was Fräulein R. betrifft, so fand sie ihr Behagen nicht nur in der Familie, sondern sie liebte auch die hohen Felsen mit Enthusiasmus und es gewährte ihr ein grosses Vergnügen auf den wildesten Rennthieren über deren Spitzen hinzueilen. Nichts desto weniger glaubten wir aus den Tönen ihrer Harfe bisweilen eine wehmuthsvolle Klage über die Leerheit des Lebens zu vernehmen. Diese Töne machten auf Durchman einen so tiefen Eindruck, dass wir nach einem 10tägigen Aufenthalt an der Stelle Gelegenheit hatten, seine Verlobung mit dem liebenswürdigen Mädchen zu feiern. Bei diesem Verlobungsfest war jedoch Blank nicht mehr anwesend. Er hatte sich kurz zuvor den Teno aufwärts nach Muonioniska begeben und den Tag nach der Verlobung, welcher der 9te August war, trat auch ich zugleich mit Durchman die Rückreise nach Enare an.

Man hat in Lappland nicht zwischen vielen Wegen zu wählen, sondern denselben Weg, den wir bei der Hinreise gemacht, mussten wir auch, um zur Enare-Kirche zu gelangen, bei der Rückreise einhalten. Der Utsjoki mit seinen brausenden Stromschnellen machte anfangs unsern Landweg aus. Während Jessiö und Durchman sich an diesen emporarbeiteten, wanderte ich meinen Weg zu Fuss auf dem Felsen weiter fort. Wehmuthsvolle Gefühle nahmen mein Gemüth ein, wenn ich während meiner Wanderung überall die Zerstörung sah, welche der Feind des Sommers, der Frost,

während unseres Aufenthaltes auf dem Pfarrhof Utsjoki angerichtet hatte. Die hie und da an der Felsenkante zerstreuten Zwergbirken hatten schon zum Theil ihr Grün und an manchen Stellen sogar ihr Laubwerk verloren. Die Blumen hatten eine Leichenfarbe und standen in gebeugter Stellung, ihr Antlitz zur Erde gesenkt. Ziellos flogen die Gebirgsvögel umher und suchten sich einen Schutz gegen den kalten Wind. Alles um mich herum war so öde, dass ich oft mit Sehnsucht meinen Blick auf den lieblichen Pfarrhof zurückwarf, doch bald war er aus dem Gesichte verschwunden und vor meinen Augen stand, von dichten Dünsten umhüllt, die Spitze des schneebedeckten Felsen Raste Kaise. Diese Dünste gestalteten sich nach und nach zu düstern Wolken, welche zu meinem Verdruss und Leidwesen meinen Spuren nachzufolgen begannen. Ich hatte zwar gegen dieselben einen guten Talisman in meinem Lappischen *peski*, hatte diesen jedoch im Boote zurückgelassen, welches nun einen Weg von mehreren Stunden hinter mir war. Um mich vor dem drohenden Unwetter zu bergen, beschloss ich meine Schritte zu beschleunigen in der Hoffnung Schutz in einem kleinen Fischerzelt zu finden, das ich mir bei der Hinreise gemerkt hatte. Es glückte mir auch vor dem Ausbruch des Unwetters das Zelt zu erreichen, zu meinem Unglück war dieses jedoch mit dem gewöhnlichen Lappischen Holzschloss verschlossen, zu dessen Oeffnung man zwar keinen Schlüssel, wohl aber geübtere Finger als die meinigen nöthig hat. Nicht im Stande durch die Thür ins Zelt zu kommen, versuchte ich mir einen Weg durch das Rauchloch zu bahnen; aber dieser Versuch missglückte. Hierauf fing ich an mich nach einem andern Obdach umzusehen und entdeckte auch zu meiner Freude eine kleine Hütte unfern des Zeltes. Auch diese Hütte war auf Lappische Art verriegelt, doch vom Regen sowohl als auch vom Schnee und Sturm hart bedrängt fand ich endlich in meiner grossen Noth die Kunst das Schloss zu öffnen. So war ich nun glücklich unter Dach, es kostete jedoch noch viele Mühe, in der engen, mit Kesseln, Grapen und anderem Hausgeräthe angefüllten Barake für mich eine Ruhestätte zu bereiten. Endlich glückte mir auch

diess und ich schlummerte innerhalb weniger Augenblicke auf einer ausgebreiteten Rennthierhaut ein. Als ich wieder aufwachte war mein erster Gedanke, dass ich mich wahrscheinlich verschlafen hätte, dass meine Reisegefährten bei der Unkenntniss meines Versteckes vorbeigefahren wären und möglicher Weise ihre Reise bis nach Enare fortgesetzt hätten. Durch diesen Gedanken aufgeschreckt eilte ich zum Ufer und gerade in demselben Augenblick ward auch das Boot vom Lande abgestossen. Man hatte mich in der That gesucht und gerufen; da man aber keine Antwort vernahm, glaubte man, dass ich meine Wanderung bis zum Zelte Peder's fortgesetzt hätte, welches sich in der Nachbarschaft befand.

Als wir zu diesem Zelte gelangten, war der Tag bereits zu Ende und wir waren genöthigt hier über Nacht zu bleiben — doch nicht in dem unsaubern Zelte, sondern zur Seite eines *nuotio*, welches aus den Ueberresten der Tanne angezündet wurde, welche Jessiö während unserer Heimreise in Besitz zu nehmen sich für berechtigt angesehen hatte. Es versteht sich, dass wir bei dieser Gelegenheit es nicht unterliessen eine Besichtigung der Gaben anzustellen, mit denen uns die sorgsame Pfarrerfamilie für unsere Reise ausgerüstet hatte. Und da es sich fand, dass unser Speisesack sowohl mit Speise als Trank wohl versehen war, hielten wir eine gute Mahlzeit an dem flackernden Feuer und leerten ein Glas auf das Wohl unseres fehlenden Wirths und der Wirthin wie auch auf die einsam zurückgebliebene, trauernde Braut. Diese Erfrischung war auch keineswegs überflüssig, denn das Unwetter währte die ganze Nacht hindurch und bedeckte uns mit Regen und Schnee, so dass wir ungeachtet der abendlichen Bewirthung uns durchfroren und höchst verstimmt befanden, als wir am Morgen erwachten.

Ohne ein ordentliches Frühstück zu uns nehmen und ohne unsere Kleider trocknen zu können, mussten wir schon früh am Morgen aufbrechen, um bei Zeiten zur Enare-Kirche zu gelangen, wo Durchman nach Ablauf zweier Tage vor den Lappen Gottesdienst halten sollte. Die unvermuthete Verlobung hatte uns länger als es berechnet war, in Utsjoki aufgehalten, damit aber hiedurch

die Anforderungen des Dienstes nicht hintangesetzt würden, mussten wir nun unsere Schritte mit aller Macht zu beschleunigen suchen. Mit Peder als Wegweiser rannten wir über Felsen und Moräste mit einer solchen Hast, als gälte es ein Menschenleben zu retten. Im Laufe von 16 Stunden rasteten wir nur einmal und auch dann liessen wir uns nicht Zeit ein ordentliches Mahl zu uns zu nehmen. Durch Hunger und Durst geplagt, suchte ich hie und da im Vorübergehen Moltebeeren zu pflücken, die mitunter auf dem Moraste wuchsen, doch mein ungünstiges Geschick hatte ein missgünstiges Lappenweib uns in den Weg geschickt, welches mir bei diesem meinen Vorhaben grossen Eintrag that. Sie folgte mir hart auf den Spuren und so oft ich mich bückte um eine Beere aufzuheben, hatte sie schon mit der Geschwindigkeit eines Raubvogels sich in deren Besitz gesetzt. Es half nicht, dass ich sie sowohl mit guten als bösen Worten zu einer bessern Denkweise zu bewegen suchte; sie lachte nur zu meinen Ermahnungen. Erst als sie merkte, dass meine Kräfte zu schwinden anfingen, schälte sie einige Borkstreifen vom Baume und reichte sie mir zum Ersatz für die Moltebeeren. Mit dieser magern Kost setzte ich meine Wanderung fort und wieviel Mühe es auch kostete meinen ränzelbeschwerten Körper fortzuschleppen, so gelangten wir doch um Mitternacht zu der ersten Finnischen Niederlassung, nachdem wir an dém Tage nicht weniger als 8 Schwedische Meilen (80 Werst) zurückgelegt hatten. Nach dieser Kraftanstrengung war ich auch so ermüdet, dass es mir unmöglich gewesen wäre am folgenden Tage die Reise fortzusetzen, wenn sie nicht zum grösseren Theile zu Boot hätte bewerkstelligt werden können. Noch mehrere Tage später fühlte ich mich ganz ohnmächtig und ausser Stand eine neue Fusswanderung anzutreten.

Diese Zeit brachten wir theils bei der Kirche Enare, theils im Dorfe Kyrö zu. Während des Aufenthalts bei der Kirche konnte ich nicht genug die tiefe und fortgesetzte Andacht bewundern, mit der die Lappen ihren Gottesdienst feiern; beinahe zwei Tage lang waren sie fast ununterbrochen mit Andachtsübungen theils in der

Kirche, theils in ihren eignen kleinen Stuben beschäftigt. Einige unter ihnen waren auch bis zu dem Grade in ihrem Christenthum bewandert, dass sie das Neue Testament fast auswendig kannten, und während des Gottesdienstes machte ich die Bemerkung, dass beim Absingen der Psalmen kein einziger Lappe, wohl aber mancher Finne sein Buch ansehen musste. Es ist in der That eine höchst bemerkenswerthe Erscheinung, dass die Lappen in Enare sich so viel Kenntniss in der Religion aneignen konnten, obwohl sie eine lange Reihe von Jahren hindurch ohne Seelsorger waren. Und es ist nicht gar zu lange her seitdem die Lappen zuerst eine vertrautere Bekanntschaft mit dem Christenthum gemacht haben. Zwar dürften sie schon während der katholischen Zeit getauft worden sein, doch die ältesten Kirchen in Lappmarken wurden erst unter Carl's IX Regierung und auf seine eigne Kosten um das Jahr 1600 aufgebaut. Inzwischen wird immerfort über die schwache Religionskenntniss der Lappen geklagt und Nils Fellman versichert in einem dem Domkapitel zu Åbo übergebenen Bericht vom Jahre 1751, dass sie bis auf die Zeit der Königin Christina wie herumirrende Schaafe in ihrer heidnischen Finsterniss gewandert wären, Zauberei und Aberglauben angewandt, Stein- und Holz-Abgötter verehrt und angebetet und, was entsetzlich wäre, denselben ihre eignen Kinder geopfert hätten.

Seit dieser Zeit ist beinahe selbst die Erinnerung an das Heidenthum bei den Lappen verschwunden. Ihre früheren Gottheiten: Aija (Finnisch Äijä, Ukko), Akka (Finn. Akka, Ämmä), Tuona (Finn. Tuoni) u. s. w. kennen sie nun kaum dem Namen nach. Allgemein bekannt sind die oben erwähnten «Stein- und Holz-Abgötter» oder Seida's, welche die Lappen in der Vorzeit als Penaten verehrten. Von den Holz-Seida's habe ich erzählen hören, dass sie in Menschengestalt dargestellt würden, ungefähr auf dieselbe Weise wie sie noch heut zu Tage von den Ostjaken, Wogulen und andern entfernteren Zweigen des Finnischen Stammes geformt werden. So beschaffene Götzenbilder soll man vor nicht gar langer Zeit in der Kapelle Terwola des Kemi-Kirchspiels gefunden haben, wo

sie unter dem Namen Molekit bekannt waren. Diese Benennung ist wahrscheinlich durch christliche Priester entstanden, welche hiedurch andeuten wollten, dass man den Seida's, gleichwie den Moloch-Bildern, Menschenopfer dargebracht habe — eine Angabe, welche dennoch bezweifelt werden darf. — Was die sogenannten Stein-Seida's betrifft, so meldet die Sage, dass sie zum grössern Theil aus natürlichen, durch ihre Grösse oder äussere Form sich auszeichnenden Steinen bestanden. In den Theilen von Lappmarken, welche von Finnen bewohnt werden, hört man diese Steine hin und wieder kenttä-kiwet benennen, aus dem Finnischen Worte *kenttä* Lagerstelle und *kivi* (Mehrzahl *kivet*) Stein, und gerade diese Benennung giebt zu erkennen, was auch aus andern Gründen annehmbar ist, dass die Seida's Penaten der Lappen gewesen sind. Um aber auf ihre Form zurückzukommen, so hat es auch unter den Stein-Seida's solche gegeben, welche durch Menschenhand geschaffen waren. Sie bestehen aus einer Masse von zusammengesetzten Steinen, unter denen einige den Kopf, andere die Schultern, Brust und andere Körpertheile vorstellen.

Einen Seida dieser Art hatte ich Gelegenheit auf einer Insel des Enare-See's während unserer Fahrt von der Kirche nach dem Dorfe Kyrö zu sehen. Die Lappen hatten grosses Grausen vor dieser Gottheit, wiesen mit Abscheu auf die dunkeln Blut- und Fettflecken auf deren Oberfläche, mit denen der Götze in frühern Zeiten beschmiert worden sein soll und schienen übrigens die Vorstellung zu haben, dass noch jetzt sich ein böser Geist in dem Standbilde aufhielte. Aus Furcht, dass der einwohnende Geist ein Unwetter über uns senden könnte, bestand ein uns begleitender Lappischer Katechet darauf, dass wir diesen Ort des Entsetzens unverzüglich verlassen möchten, und kaum waren wir auf den See hinaus gekommen, als er dem wahren Gotte zu Ehren einen überaus langen Bet- und Busspsalm anstimmte. In der That blieb das gefürchtete Unwetter aus und wir gelangten glücklich zum alten Thomas, der uns nun wiederum eine gastfreundliche Herberge auf einige Tage gewährte.

Eigentlich war es nicht unsere Absicht uns irgendwie in Kyrö aufzuhalten, doch nach der ebengemeldeten Verlobungspromenade waren meine Kräfte immer noch so mitgenommen, dass ich mich kaum über den Fussboden in der Stube rühren, viel weniger eine drei Meilen lange Wanderung über den Sombio-Felsen unternehmen konnte. Auf diese Weise gezwungen in unthätiger Ruhe sitzen zu bleiben, sah ich mit Bekümmerniss, wie der Lappische Himmel mit jedem Tage immer trüber und drohender wurde, wie der Sturm brauste, das Gras gelb ward, die Bäume ihr Laub verloren, die Zugvögel zurückkehrten und sich alle Zeichen des Herbstes einstellten. Durch diese Zeichen aufgeschreckt musste ich mich endlich am 15. August bequemen die schwere Wanderung über den Felsen anzutreten, obwohl die Kräfte noch schwach, die Glieder geschwollen und die Fussblätter zertreten waren.

Der Tag war bereits weit vorgeschritten, als wir unsere Ränzel auf den Rücken banden und mit einem Finnen als Wegweiser unsere lange Reise antraten. Wir hatten aber kaum zwei Stunden Wegs zurückgelegt, als der Donner zu tönen anfing und starke Regenschauer sich von dem wolkenbedeckten Himmel auf uns herab ergossen. Glücklicher Weise war die Gegend bewaldet und wir fanden bald einen Schutz gegen den herabströmenden Regen unter einigen buschigen Föhren. Hier entdeckten wir auch eine Quelle mit klarrieselndem Wasser und beschlossen nach dieser Entdeckung den ganzen übrigen Theil des Tages uns nicht fortzuquälen, sondern statt dessen unsere Kräfte zu den Mühsalen des nächsten Tages mit unsern in Utsjoki erhaltenen Vorräthen zu stärken.

Das Unwetter legte sich gegen die Nacht, der folgende Tag brachte aber wiederum Gewitter, Regen und heftigen Sturmwind. Nun fand sich auch kein Schutz gegen das Unwetter, denn die Gegend, die wir nun durchwanderten, bestand aus lauter waldleeren Felsen und Morästen. In meinem Tagebuche finde ich nichts über die nähere Beschaffenheit dieser Gegend aufgezeichnet, denn den ganzen Tag hindurch strömte der Regen mit einer solchen Heftigkeit herab, dass ich der mich umgebenden Natur keine Aufmerk-

samkeit schenken konnte, sondern ganz und gar von der Sorge für meine Person in Anspruch genommen wurde.

Durch das Unwetter und unsere Anstrengungen während des Tages ermüdet und übel mitgenommen wurden wir auf das Freudigste überrascht, als der Wegweiser uns beim Anbruch der Nacht zu einer alleinstehenden Föhre führte, welche uns unter ihren Zweigen einen, wenn gleich schwachen Schutz gegen das Regenwetter gewährte. An Ruhe war jedoch nicht zu denken, denn die ganze Nacht hindurch donnerte es fortwährend über uns und trieb den Schlaf von unsern Augen. Am nächsten Morgen setzten wir unsere Wanderung unter fortdauerndem Regen und Unwetter fort. Es stand uns nun bevor über einen Berg zu klettern, dessen ganze Oberfläche mit losen Steinen und Felsstücken bedeckt war, die so kantig und hin und wieder so glatt waren, dass man sich bei jedem Schritt in Acht nehmen musste, um nicht umzustürzen und sich dabei Arme und Beine zu zerschlagen. Wir kamen jedoch unbeschadet über den Berg und befanden uns bald darauf am Strande des Sombio-See's. Hier entdeckten wir ein kleines Boot, mit welchem wir über den See zur Mündung des Luiro-Flusses ruderten. Die Reise wurde darauf längs dem Flusse bis zu einer kleinen Colonie fortgesetzt, wo wir uns einige Stunden nach der mühvollen Wanderung über die Felsen ausruhten. Eine längere Ruhe glaubten wir nicht nöthig zu haben, da unsere Kräfte an den nächstfolgenden Tagen nicht sehr in Anspruch genommen wurden, weil die Reise immerfort längs des Flusses zurückgelegt werden konnte.

Während dieser Fahrt statteten wir einen Besuch in einigen Finnischen an dem Ufer belegenen Höfen oder sogenannten Colonien ab. Ihre Namen sind mir zum grössten Theil schon aus dem Gedächtniss entschwunden und aus meinen Reiseaufzeichnungen verwischt, was aber die Zeit nicht zu verwischen vermocht hat, ist der Eindruck von dem tiefen Elend, welches unter den Einwohnern dieser unglücklichen Gegend herrschte. Siebzehnjähriger Misswachs hatte die Bewohner des Orts bis auf den Grad heruntergebracht, dass sie im buchstäblichen Sinne Heu essen mussten. Be-

kanntlich brauchen die Bauern in mehreren Theilen Finnlands sogenanntes Borkbrod, welches zu einem Theil Rinde und zum andern Getreide enthält. Von einem solchen Ueberfluss hatte man hier kaum eine Ahnung, sondern die armen Sombio-Bewohner pflegten Stroh mit Rinde zu vermischen. Dieses Jahr hatte das Stroh jedoch frühzeitig ein Ende genommen und man fristete das elende Leben mit einem Brote, welches aus Rinde und einer Grasart bereitet war, welche bei den Finnen den Namen wesirikko (*Cerastium vulgare*) führt. Der Ertrag an Fischen war hier ebenfalls sehr unbedeutend und die Viehzucht wurde ohne alle Sorgfalt betrieben, obwohl die Ufer längs des Luiro-Flusses aus fetten Wiesen bestanden. In dieser verzweifelten Lage drohten manche unter den Einwohnern diesen Ort der Verbannung zu verlassen und sich in den Buchten Ost-Finnmarkens niederzulassen, wohin schon früher zahlreiche Schaaren ausgewandert sein sollten. Die Besserdenkenden hegten jedoch immerfort noch die Hoffnung, dass auch ihr Leiden einmal ein Ende haben würde und betrachteten ihre jetzige Hungersnoth als eine gerechte Strafe der Vorsehung.

Durch das tiefe Elend, das uns in allen Colonien entgegentrat, niedergeschlagen beschleunigten wir unsere Reise mit allem Eifer und gelangten nach zweitägigem Rudern nach dem Dorfe Lokka. Hier nahmen wir wieder unsere Ränzel auf den Rücken und setzten unsere Reise zu Fuss fort, da es ein bedeutender Umweg gewesen wäre, dem geschlängelten Laufe des Flusses zu folgen und die Reise zu Boot zu bewerkstelligen. Nach einer drei Meilen langen Wanderung, die wir durch öde und unbewohnte Gegenden zurückgelegt hatten, erreichten wir den Fluss wieder bei der Colonie Tanhua. Statt aber seinem Bette zu folgen, fassten wir nun den Entschluss uns auf dem Landwege zur Kirche Sodankylä zu begeben und von dort längs des Kittinen zum Kemi-See hinabzusteuern. Kaum hatten wir diesen Entschluss den Colonisten mitgetheilt, als sie sich sämmtlich gegen uns zusammenrotteten und sich weigerten uns zur Kirche zu geleiten. Unsere beabsichtigte Reise sollte mit den grössten Lebensgefahren verknüpft sein, da der Weg über schwanke,

bodenlose Sümpfe ginge, welche nach dem anhaltenden Regen so aufgelockert sein sollten, dass man kaum der Gefahr entgehen könnte in dem Moore zu versinken. Statt uns durch diesen Widerstand abschrecken zu lassen, setzten wir dagegen einen hohen Lohn für den aus, der es übernehmen würde uns den Weg über den fünf Meilen langen Morast zu weisen, und machten uns verbindlich ihn sowohl mit Brod als Branntwein freigebig zu bewirthen. Durch diese Reizmittel gelockt erklärte sich einer der anwesenden Colonisten bereit unser Wegweiser zu sein und gelobte sogar mit uns in den Tod zu gehen. Zugleich tröstete er uns mit der Versicherung, dass er schon manches Mal früher denselben Weg gewandert wäre und ihn sowohl bei hellem Tage als auch in der Finsterniss der Nacht, sowohl in nüchternem Zustande als in dem Taumel des Rausches zurückgelegt hätte.

Die Sonne war kaum aufgegangen, als wir uns wieder in Bewegung setzten. Unser Weg führte anfänglich durch eine trockene und recht angenehme Gegend, bald aber eröffnete sich vor unserm Blick der weitgestreckte Morast. Es war nicht ohne ein Gefühl von Beben, dass ich diesen schwanken, zum Theil moosbedeckten, zum Theil ganz nackten Moor betrachtete, welcher den Inhalt des Sumpfes ausmachte. Dasselbe Gefühl schien sich auch anfangs unseres Wegweisers zu bemächtigen, doch reichlich durch Speise und Trank gelabt, schöpfte er bald Muth, versah sich mit einem fünf Ellen langen Stab und trat unerschrocken in den Moor. Wir folgten ihm dicht auf den Fersen und mussten uns stets bemühen in seine Fusspuren zu treten, da ein Fehltritt uns leicht ins Verderben hätte bringen können. Bei seiner schon von Kindheit auf erworbenen Bekanntschaft mit diesem Moraste konnte der Wegweiser natürlich besser als wir Reisende die Beschaffenheit des Erdreichs unterscheiden, oft genug jedoch wurde auch er irre und war dann gezwungen den Boden mit seinem Stabe zu sondiren. Schien eine grössere Strecke des Sumpfes von bedenklicher Natur zu sein, so liess er uns hinter sich und begab sich ganz allein auf Recognoscirung. Von dort kehrte er jedoch selten zurück um uns vor-

wärts zu leiten, sondern bezeichnete uns von fern mit seinem Stabe den Weg, den wir einschlagen mussten. Da wir nun aber nicht fertiggetretene Spuren hatten, denen wir nachgehen konnten, so geschah es nicht selten, dass wir in Angst und Noth geriethen. Es ist auch nicht so leicht seinen Gleichmuth beizubehalten, wenn man fast bei jedem Schritt bis an die Knie in den Sumpf sinkt und seine Schwere im Verhältniss zur Festigkeit des Moores, auf welchem man schwebt, nicht berechnen kann. Dass dieser Moor nicht sehr zuverlässig war, davon konnte man sich leicht überzeugen, denn er hob sich und sank unter unsern Füssen gleich der Meeresoberfläche nach einem Sturme.

Die schwanken und öden Sümpfe, über welche wir nun unsern Weg nahmen, waren hie und da von schmalen Landrücken durchschnitten, welche uns zu Ruhepunkten während unserer mühsamen Wanderung dienten. An solchen Stellen unterliess es unser Wegweiser nie sein Recht auf den Branntwein geltend zu machen und nachdem er in diesem Punkt gehörig zufrieden gestellt war, unterhielt er uns mit Erzählungen über verschiedene Begebenheiten, die sich in den Gegenden, welche wir nun durchwanderten, zugetragen haben sollten. Die meisten dieser Erzählungen trugen eine mythische Färbung, eine aber drehte sich um ein Abenteuer, welches der Mann selbst ausgestanden haben wollte. Nach seiner eignen Aussage war er während einer Kirchfahrt ganz unvermuthet auf eine Bärin mit zwei Jungen gestossen, welche in einem Baume sassen. Da er gerade trunken war, sah er es für nicht sehr rathsam an die drei Bären anzugreifen, sondern beschloss zuerst den Rausch auszuschlafen und dann zuzusehen was zu thun wäre. Bei seinem Erwachen sah er die Bären noch im Baume sitzen, worauf er seine Büchse zu laden anfing. Aber hiebei machte unser Held die traurige Entdeckung, dass er nur mit einer ordentlichen Kugel, mit der Hälfte einer andern und einem verrosteten Nagel versehen war. Mit solchen Waffen die drei Bären anzugreifen schien ihm zwar abenteuerlich, es kam ihm jedoch bei näherem Nachdenken vor, dass er seine eigne ausgehungerte Haut gegen die drei schönen Bären-

häute wagen könnte. Er legte deshalb kühn auf die Bärenmutter an und der Schuss traf so gut, dass das Thier sofort vom Baume herabstürzte. Hierauf griff er auch die beiden Jungen an und tödtete das eine mit seiner Kugelhälfte, das andere mit seinem verrosteten Nagelende.

Einen reichen Stoff zu den Erzählungen unseres gesprächigen Wegweisers bot die widerliche Schlange dar, welche man in Sodankylä fast bei jedem zweiten Schritt findet, in dem eigentlichen Lappland aber nie zu Gesicht bekommt. Es schien fast, als könnte sich dieses Thier nicht den Weg über den Sombio-Felsen bahnen und als müsste es deshalbin zahlreicher Menge südlich von demselben bleiben, ganz so wie am Kemi-Fluss von den Neunaugen erzählt wird, dass sie in unglaublicher Menge unterhalb Taiwalkoski getroffen werden, weil der genannte Wasserfall ihrem weitern Vorschreiten unüberwindliche Hindernisse in den Weg stellt. Wie es sich hiemit auch verhalten mag, so ist es wenigstens gewiss, dass die Schlange übermässig zahlreich in Sodankylä vorkommt und ein stehendes Capitel in den Erzählungen des Bauers ausmacht. Die Hauptsumme dieser Erzählungen ist nach meinen Aufzeichnungen ungefähr Folgendes. Wie die Menschen leben auch die Schlangen in ordentlicher Gesellschaft mit eignen Gesetzen und Institutionen. In jeder Gesellschaft giebt es einen Häuptling und andere ihm gehorchende Beamte. Einmal im Jahre kommen die Schlangen in jeder Gesellschaft zu einer Versammlung (käräjät) an bestimmten dazu auserlesenen Orten zusammen. Bei dieser Gelegenheit hat jeder Unterthan das Recht, seinen Antrag bei seinem Häuptling geltend zu machen. Der Schlangenhäuptling spricht Recht und Urtheil nicht allein zwischen den Schlangen, sondern dehnt seine Macht auch über seinen Bereich aus. Unter anderm bestimmt er auch gewisse Strafen für Menschen und andere Individuen, welche einen seiner Unterthanen getödtet oder auf andere Weise beeinträchtigt zu haben angeklagt werden.

Es ist bemerkenswerth, dass ich ungefähr dieselben Vorstellungen über das Schlangengeschlecht bei mehreren in Sibirien woh-

nenden, mit den Finnen verwandten Stämmen gang und gebe gefunden habe. Es scheint sogar, dass bei den genannten Völkern eine gewisse Schlangenverehrung herrscht. Wenigstens ist es gewiss, dass ihre Schamanen die Macht der Schlange auf das Höchste verehren und aus dieser Ursache aus Pferdehaar gewundene Schlangen an ihrer Zaubertracht tragen. Die Finnischen Schamanen haben meines Wissens keine so beschaffenen Symbole, aber auch bei ihnen findet man verschiedene Zaubergeräthschaften, welche unwillkürlich einen Glauben an die übernatürliche Macht der Schlange voraussetzen. Unter diesen Geräthschaften mag hier im Vorübergehen genannt werden:

1) Der Schlangengerichtstein (Käärmehen käräjäkiwi), der zur Erntezeit, wenn die Schlangen von der Versammlung kommen, auf den Klippen gefunden wird. Diesen Stein halten die Schamanen für eine sehr gute Hülfe in Rechtssachen.
2) Der Schlangendarm (käärmehen suoli) wird in das Futter und den Trank des Pferdes gebröckelt, um das Thier bei gutem Leibe zu erhalten.
3) Die Schlangenkehle. Durch diese tröpfelt der Schaman Wasser in den Mund der Personen, die an Halsübeln leiden.
4) Der Schlangenzahn. Damit drückt der Schaman die kranken Stellen, während er seine Beschwörungsformeln hersagt.
5) Ein Grashalm, welchen die Schlange während des Schwimmens immer im Munde halten muss, um nicht unterzusinken. Dieser Halm soll Einem die Kraft geben, auf das härteste Eisen zu beissen. Auch glaubt man sich damit in Prozesssachen schützen zu können.

Doch dieses mag über Schlangen und Bären genug sein. Was unsere eignen Personen betrifft, so will ich melden, dass wir, nachdem wir einen ganzen Tag in der Sumpferde gewatet waren, vor Mitternacht zu einer wohlausgestatteten Colonie gelangten, wo wir bis zum Morgen auszuruhen beschlossen. Bei meinem Eintritt in die Stube merkte ich zu meiner Verwunderung, dass die Bewohner, statt uns willkommen zu heissen und uns einen Sitz anzubieten, sich

ganz stillschweigend in einen entlegenen Theil des Zimmers zurückzogen und sich dort so gut sie konnten vor unsern Blicken zu verstecken suchten. Durch die lange Wanderung ermüdet schenkte ich diesem Umstande keine weitere Aufmerksamkeit, sondern band mein Ränzel ab und warf mich auf eine Bank nieder, wo ich sogleich einschlummerte. Bald ward ich durch die Wirthin aufgeweckt, welche mich mit grosser Freundlichkeit in die Badstube einlud und auf eine höchst rührende Art um Entschuldigung wegen ihrer unartigen Aufführung bei unserer Ankunft bat. Zugleich flüsterte mir der Wegweiser verstohlen ins Ohr, dass man uns zuerst für Ausreisser und Strassenräuber gehalten, dass er selbst harte Beschuldigungen und Vorwürfe wegen seiner schlechten Gesellschaft hätte ausstehen müssen und dass er die Bewohner der Colonie mit genauer Noth davon hätte überzeugen können, dass wir ehrliche und anständige Leute wären, obwohl unsere Kleider durch Aeste zerrissen und von Feldfeuern geschwärzt wären. Nun, nachdem das wahre Verhältniss klar gemacht worden war, suchte man das Missverständniss auf die beste Weise gut zu machen. Nicht genug, dass die Wirthin uns die Badstube zurichtete und uns dort eigenhändig bediente, sondern sie gab ihr Zutrauen zu uns auch dadurch zu erkennen, dass sie uns aus der Badstube in ihr eigenes Schlafzimmer führte und dort ein Bett für uns dicht neben dem eignen zurecht machte. Als darauf der Morgen des nächsten Tages anbrach, stand sie in einer zierlichen Sonntagstracht vor unserm Bette und hielt in ihren Händen einen eleganten Präsentirteller, der mit einem glänzenden Kaffeservice belastet war.

Nach dem Frühstücke setzten wir unsere Wanderung fort und gelangten noch vor dem Beginn des Gottesdienstes auf den Pfarrhof Sodankylä. Die geistlichen Herren verfügten sich zur Kirche, ich aber setzte mich nieder, um das Kirchenarchiv zu revidiren in der Absicht, daher einige Aufschlüsse über die Herkunft der Bewohner des Kirchspiels Sodankylä zu gewinnen. In der That fand ich auch in den Kirchenbüchern die Bestätigung der schon früher von mir gehegten Vermuthung, dass ein grosser Theil der Bevölkerung des

Orts von den Lappen herstammte, welche dort im Laufe der Zeit Sprache und Lebensart der Finnen angenommen haben. In Rücksicht auf die Sprache gewahrte ich jedoch sowohl früher als später bei den von den Lappen herstammenden Familien gewisse Idiotismen, in der Lebensart aber war wenig oder gar kein Unterschied zwischen den ältern und jüngern Bewohnern des Orts zu merken.

Ich habe schon früher bemerkt, dass die Bewohner von Sodankylä, was ihre Lebensart betrifft, ein ackerbauendes Volk sind und obwohl ihre Anstrengungen in dieser Hinsicht selten durch Erfolg gekrönt werden, glauben sie doch ein Gott wohlgefälliges Werk zu thun, wenn sie jedes Jahr ein Stückchen Land aufpflügen. Den Ackerbau hintansetzen ist nach ihrer Vorstellung dasselbe, als ein Lappe oder Heide sein, und sie hegen die feste Ueberzeugung, dass die Natur diesem Erwerbszweige keine bestimmte Gränze gesteckt hat. Wenn eine Frostnacht ihre Saaten verdirbt, so sehen sie hierin keine Naturnothwendigkeit, sondern eine gerechte Strafe der Vorsehung. Unglücklicher Weise werden sie fast jedes Jahr von dieser Strafe betroffen und wird sie auch bisweilen abgewandt, so geschieht es gewöhnlich dadurch, dass man das unreife Getreide vor der Zeit in Sicherheit bringt.

Ausser dem Ackerbau treiben die Bewohner des Kirchspiels Sodankylä auch Jagd, Fischfang und Viehzucht, die letztgenannten Erwerbszweige werden jedoch ohne hinreichenden Eifer und Energie betrieben. Nach meiner Kenntniss von dem physischen Verhalten des Orts würde ich die Viehzucht als die reichste Erwerbsquelle für das Kirchspiel Sodankylä ansehen, ich lasse es jedoch unausgemacht, ob auch auf diesem Wege irgend ein bedeutender Gewinn zu erlangen wäre. Im Allgemeinen ist das genannte Kirchspiel rücksichtlich seiner materiellen Mittel unläugbar eine der am allerarmseligsten ausgestatteten Gegenden in ganz Finnland. Hier sind die Einwohner, wie ich in dem Vorhergehenden erzählt habe, bisweilen gezwungen, sich mit Gras zu nähren und es ist nicht beispiellos, dass man genöthigt gewesen ist gefallene Thiere aus der Erde aufzugraben und ihr halbverfaultes Fleisch zu verzehren.

Von dieser Stätte des Elends wollen wir uns nun auf einmal die Flüsse Kittinen und Kemi abwärts zu dem einige Meilen südlicher belegenen Kemiträsk begeben. Auch dieses Kirchspiel war vor einer nicht sehr fernliegenden Zeit von Lappen bewohnt, welche nach und nach Sprache, Sitten und Lebensart der Finnen angenommen haben. Ueber diese Metamorphose schreibt N. Fellman in dem obengenannten Bericht an das Domkapitel, dass die ersten Missionäre in Kemi-Lappmarken, Jacob Lapodius und Esaias Masveti die Lappen die Finnische Sprache lehrten und sie sogleich in dem reinen ostbottnischen Finnisch in ihrem Christenthum zu unterrichten begannen, ihnen Finnische Bücher verschafften und ihre Jugend in den Büchern lesen lehrten. Ferner heisst es in demselben Document: «Und da es mein seliger Grossvater (Esaias Mansveti) besonders im Anfang sehr schwer hatte die Finnische Sprache den Lappen einzuprägen, hat er, in Betracht der vortheilhaften Gelegenheit, die sich hier darbot eine Colonie anzulegen, es betrieben, dass sich verschiedene aus den Kirchspielen Ijo und Uhleå hieher begaben, von denen einige hier (in Kemiträsk), andere weiter hinauf in Lappmarken sich niedergelassen haben: und obwohl die Lappen sie anfangs vertreiben wollten, wurden sie dennoch durch den königlichen Befehlshaber in ihrer Colonie aufrechterhalten». — — Diese Bauern, die Finnen waren, dabei aber muntere und geschulte Leute, haben den Lappen unglaublich genützt und meinem seligen Grossvater zu nicht geringem Nutzen bei deren Belehrung gedient, da sie nicht allein durch ihren täglichen Umgang den Lappen die Finnische Sprache lehrten, sondern denselben auch durch ihr Beispiel aufmunterten seinem Götzendienst zu entsagen, lesen zu lernen und eine richtige Kenntniss des wahren Christenthums zu erlangen. Zugleich nahmen die Lappen eine ganze andere Lebensart an, indem sie sich Häuser zu bauen, Vieh zu ernähren und Ackerbau zu treiben begannen; seitdem sie sich durch Verheirathungen mit den Bauern verschwägert, haben sie sogar meistentheils die Lappische Sprache abgelegt und unter sich und mit ihren Kindern, so wie die andern Bauern Finnisch zu sprechen angefangen.

Gegenwärtig giebt es in der ganzen Kemiträsk-Gemeinde keine Lappen, aber ebenso wie in Sodankylä verrathen auch hier die Einwohner an einigen Stellen, besonders in der Kapelle Kuolajärwi ihre Lappische Herkunft durch gewisse Eigenthümlichkeiten in der Sprache und zum Theil auch durch ihr Aussehen. Rücksichtlich der Sitten und Lebensweise findet man an diesem Ort ebensoviel Gesittung als in manchen südlichen Theilen des Landes.

Noch mehr nimmt die Gesittung und zugleich damit der äussere Wohlstand in den Kirchspielen Rowaniemi und Kemi zu, welche ebenfalls in älteren Zeiten von Lappen bewohnt waren, später aber einen grossen Theil ihrer Bevölkerung aus dem Russischen Karelien oder dem Lande der alten Bjarmier erhalten haben. Die Bewohner, dieser Kirchspiele sind alle ohne Ausnahme Ackerbauer, aber wegen gewisser allgemeiner physischer Hindernisse und besonders wegen des kalten Klima's hat dieser Erwerbszweig keine allzubedeutenden Fortschritte machen können. Dagegen ist der Lachsfang sehr vortheilhaft und auch die Viehzucht macht eine wichtige Erwerbsquelle des Ortes aus. Endlich haben die Bauern in Kemi und Rowaniemi von ihren Vorfahren, den soeben genannten Bjarmiern, eine grosse Lust zu Handelsspeculationen geerbt. Sie lieben es nicht ihre Zeit in Müssiggang und Schlaf an dem wärmenden Ofenherde zuzubringen, sondern irren weit umher auf Handelsreisen, die sie oft bis Stockholm und Petersburg ausdehnen. Zweifelsohne hat man gerade in diesem Umstande den Grund der seltenen Gesittung zu suchen, welche die Bewohner der Gegend auszeichnet. Hierdurch wird auch ihre ausserordentliche Raschheit, Geistesgegenwart, Entschlossenheit und Energie in allen Unternehmungen erklärlich. Vielleicht haben auch gewisse locale Umstände ihrer Seits dazu beigetragen diese den Bewohnern der Kirchspiele Kemi und Rowaniemi eigenthümlichen Charakterzüge zu entwickeln. Wie man weiss, ist der Kemi-Fluss in seinem untersten Lauf sehr reissend und wasserreich, voll von brausenden Stromschnellen und Wasserfällen. Diesen Strom auf- und abwärts zu fahren ist mit vielen Gefahren verknüpft und nimmt nicht allein grosse Körperanstrengungen in Anspruch,

sondern fordert auch einen raschen und behenden Sinn. Zieht man in Betracht, dass die Bewohner des Landes den grössten Theil ihres Lebens auf diesem Strom zubringen, so darf angenommen werden, dass auch dieser Umstand einen gewissen Einfluss auf ihren Charakter ausgeübt hat.

Wie ich erzählen gehört habe, soll in den letzteren Jahren ein ordentlicher Landweg von Kemi nach Rowaniemi und Kemiträsk gebahnt worden sein. Zu der Zeit, als unsere Lappische Reise stattfand, war dieser Weg kaum begonnen und wir waren deshalb genöthigt zu Boot stromabwärts zu fahren. Mit wechselnden Gefühlen legte ich diese Fahrt zurück; denn von Rowaniemi bis nach Kemi waren mir alle Stromschnellen und Wasserfälle seit den Tagen meiner zartesten Kindheit bekannt und zwar die einzigen Bekannten, welche der Tod mir hier an diesem Orte, wo ich zuerst das Licht der Welt erblickte, zurückgelassen hatte. Mitten unter den schmerzlichen Eindrücken, welche die Gräber von geliebten Verwandten auf mein Gemüth hervorbrachten, war es eine Freude die Bekanntschaft mit den Stromschnellen und Wasserfällen zu erneuern — mit diesen wilden Spielkameraden, welche manches Mal nah daran waren mein Boot umzustülpen und mich ins Verderben zu stürzen. Nun wie ehemals hielt ich es nur für ein munteres Spiel über die brausenden Wogen hinzueilen und von der schäumenden Brandung überspült zu werden. Oft suchte mich der Steuermann zu bewegen bei den gefährlichsten Wasserfällen ans Land zu steigen und den Weg zu Fuss zurückzulegen. Er versicherte feierlich, dass sie, obwohl geschworene Männer, es nicht wagen würden für einen glücklichen Ausgang einzustehen. Nichtsdestoweniger blieb ich stets im Boote sitzen und hatte meine Verwegenheit nie zu bereuen, denn er, der der Steuerer aller Steuerer ist, schenkte uns eine glückliche Fahrt und liess uns wohlbehalten nach Kemi kommen, wo unsere Lappländische Reise endlich ein Ende hatte.

# Reise nach dem Russischen Karelien

im Jahre 1839.

Bei meiner Rückkunft aus Lappland hörte ich von mehreren Seiten sagen, dass sehr bald eine wissenschaftliche Expedition durch die Kaiserliche Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg nach Sibirien ausgerüstet werden würde und dass man für diese Expedition einen Finnen zu gewinnen wünschte, um die Sprache und ethnographischen Verhältnisse verschiedener in Sibirien wohnender, mit dem Finnischen Stamme verwandter Völkerschaften zu untersuchen. In der Hoffnung vielleicht diesen Auftrag zu erhalten leitete ich mit einem bei der Akademie angestellten Landsmann, Herrn Sjögrén eine Correspondenz ein, welche die Folge hatte, dass ich unverzüglich vorbereitende Studien zu der Reise beginnen musste. Diese setzte ich ununterbrochen bis zum Frühjahr 1839 fort, zu welcher Zeit mich Herr Sjögrén benachrichtigte, dass die Vorbereitungen zur wissenschaftlichen Expedition abgebrochen worden wären. Herr Sjögrén schrieb mir, dass er nicht wisse, ob und wann wiederum von der wissenschaftlichen Expedition die Rede sein würde, und rieth mir nur darauf keine ferneren Hoffnungen zu bauen, sondern ganz unabhängig von der Akademie meine Studien nach meinem eignen Gutdünken einzurichten. Kaum hatte ich diese Nachrichten erhalten, als ich mich an die Finnische Litteraturgesellschaft wandte und um eine Unterstützung zu einer schon früher beabsichtigten Reise zu den im Archangelschen Gouvernement wohnenden Karelen anhielt. Die Gesellschaft ging mit Bereitwilligkeit auf mein Ansuchen ein und ertheilte mir eine Unterstützung von 300 Rubeln

Banco Assign. auf vier Sommermonate. Von zwei jungen Studirenden J. M. und J. R. Tengström begleitet reiste ich im Anfang des Maimonats 1839 von Helsingfors ab und kehrte in der Mitte des Septembers wieder zurück.

Als Zweck dieser Reise hatte ich der Gesellschaft angegeben, dass ich Lieder, Sagen, Märchen und Aufschlüsse jeder Art für die Kalewala sammeln wollte. Mein Wunsch gerade diesen Gegenstand zum Reisezweck zu machen gründete sich auf einen schon lange von mir genährten Plan eine Finnische Mythologie und eine Schwedische Uebersetzung der Kalewala auszuarbeiten. Für die mythologische Arbeit enthielten zwar die Kalewala und andere ältere Runensammlungen ein reiches Material, es war mir jedoch wahrscheinlich, dass die noch ungesammelten Zauberrunen, Märchen und mündlichen Traditionen manchen wichtigen Beitrag zur Mythologie liefern würden. Mehr als dieser Punct interessirte mich aber gerade damals die Uebersetzung der Kalewala, da sie in Finnland selbst durch das Bedürfniss hervorgerufen wurde und für den Nichtfinnen das einzige Mittel ausmachte, wodurch er sich vor der Hand mit unserm National-Epos vertraut machen konnte. Von der Wichtigkeit dieser Arbeit überzeugt, hatte ich schon früher eine solche Uebersetzung angefangen, aber aus Mangel an ausreichenden Wörterbüchern und andern nöthigen Hülfsmitteln mich veranlasst gesehen, von diesem Vorhaben abzustehen bis es mir möglich geworden wäre eine Reise in das Heimathland der Runen zu unternehmen und mir dort alle erforderlichen Aufschlüsse zu verschaffen.

Mit diesen Plänen im Kopf nahm ich meinen Weg von Helsingfors durch Sawolax nach Kuopio. Von dort hatte ich die Absicht meine Reise durch Jidensalmi bis Kajana fortzusetzen, fand mich aber später veranlasst meinen Plan zu verändern, da ich während meiner Reise bis Kuopio die Erfahrung gemacht hatte, dass für meinen Zweck wenig in Sawolax zu ernten wäre. In Folge dessen fasste ich in Kuopio den Entschluss einen kleinen Abweg nach Karelien einwärts zu machen und die Reise nach Kajana über Kaawi, Libelits, Juuga, Nurmis und Sotkamo zu bewerkstelligen. So-

bald ich das Gebiet Kareliens betrat, eröffnete sich mir eine neue Welt. Schon das äussere Leben der Karelen, wie es sich in den Sitten und der Lebensart zeigt, versetzt den Forscher in die Vorzeit, aber vor allen Dingen zeigt sich das Uralte in dem innern Leben des Volks, in seiner ganzen Art zu fühlen und zu denken. Es zeigt sich auch in der Lust und Liebe für die Lieder, Sagen und Märchen der Vorzeit. Ich richtete meine Aufmerksamkeit hauptsächlich auf die Traditionen, unter denen ich vorzugsweise die gangbare Sage anführen will, dass die alten Finnen ebenso wie die Lappen, Ostjaken und andere verwandte Stämme gewisse Bäume mit heiliger Scheu angebetet hätten. Rücksichtlich der Finnen wird diese Sage durch eine von dem Papste Gregor IX ausgefertigte Bulle bestätigt, welche meldet, die Tawaster hätten vormals solche Personen, welche das Christenthum angenommen, um ihre heiligen Bäume gejagt, bis sie das Leben verloren. Auch in unsern alten Runen kommen heilige Bäume vor, von denen ich nur die Ebereschе anführen will, welche oft *pyhä puu* (heiliger Baum) benannt wird. In manchen Gegenden betrachten die Finnen noch jetzt manche Bäume mit einer solchen Ehrfurcht, dass sie dieselben nicht gern niederhauen wollen, was besonders häufig der Fall sein soll mit *Tapion puu*, dem Baume des Waldgottes, d. h. einer Föhre, die ohne Harz ist, *Tapion kanto*, des Waldgottes Baumstumpf, d. h. einem Baumstumpf, aus dem ein neuer Schössling emportreibt u. s. w.

Die Mehrzahl der Sagen, die ich im Finnischen Karelien aufzeichnete, ruhten auf einem mythischen Grunde und waren stark mit magischen und christlichen Vorstellungen vermischt. Zugleich glückte es mir auch einige Sagen von historischem Inhalt aufzutreiben. Diese bewegten sich zum grössten Theil um die älteren Einwohner des Landes, die Lappen, und hatten eine grosse Uebereinstimmung mit den von mir in Lappland aufgezeichneten. Die Erzählungen von Laurukainen, der in Karelien Larikka heisst, sind wenigstens in Libelits allgemein bekannt und viele der Thaten, welche die Lappen dem Päiwiö-Geschlechte zuschreiben, hörte ich hier von demselben Larikka erzählen. Wie die Lappen erzählen auch die

Karelen, dass er seine Heldenthaten im Kampfe gegen die Russen vollführt habe.

Während meiner Reise durch Karelien hielt ich mich einige Tage in einem von griechischen Finnen bewohnten Dorfe Namens Sotkumaa auf. Es war mir angegeben worden, dass sich hier zwei ausgezeichnete Sänger befänden, und ich wollte mir wo möglich ihre Gesänge aneignen. Das Unglück fügte es indessen, dass ich sie nicht antraf, denn gleich bei meiner Ankunft hatten sie sammt mehreren andern Einwohnern des Dorfs die Flucht ergriffen, weil sie befürchteten, dass ich ein Steuereinnehmer wäre. Ausser den erwähnten Sängern gab es im Dorfe ein altes Weib, welches gleichfalls in dem Fache bewandert sein sollte, aber zugleich in dem Rufe stand, ein heftiges und zorniges Gemüth zu haben. Von letzterer Eigenschaft hätte ich fast eine ganz handgreifliche Probe erfahren können, denn als ich sie fragte, ob sie mich nicht einige ihrer Lieder lehren wollte, ergriff sie den Kehrbesen und wollte mich aus dem Zimmer treiben, kam jedoch noch zuvor zur Besinnung und begnügte sich mir folgende Erzählung von dem Knaben und Manalainen mitzutheilen. «Einstmals, fing die Alte an, hatte sich ein Knabe in den Kopf gesetzt, dass er ein grosser und gefeierter Sänger werden müsste. In dieser Absicht war er schon lange bei den erfahrensten Meistern in die Lehre gegangen, hatte aber von ihnen allen das einstimmige Zeugniss erhalten, dass er die edle Kunst nicht lernen könnte. Hierüber wurde er sehr betrübt, grübelte Tag und Nacht und überlegte bei sich selbst, was er wohl thun müsste um seinen Wunsch erfüllt zu sehen. Aber so viel er auch dachte und grübelte, so wurde doch deshalb kein besserer Sänger aus ihm. Einmal geschah es, dass, als er in traurigen Gedanken versunken da sass, plötzlich eine unbekannte Person vor seine Augen trat. Das war Manalainen, welcher kam und ihn um die Ursache seines Kummers fragte. Als der Knabe über Alles Bescheid gegeben hatte, nahm Manalainen ihn bei der Hand und führte ihn fort, weit fort in eine entfernte Wildniss. Als sie zu der allerdüstersten Stelle der Wildniss gekommen waren, verschwand Manalainen eben so plötzlich, wie er gekommen

war und überliess den Knaben seinem Schicksal. Als dieser sich nun einsam und verlassen mitten in der tiefen Wildniss sah, erwachte die wahre Trauer in seinem Herzen und machte sich Luft in Gesängen — den herrlichsten, die je ein Sterblicher gedichtet hat». Von dieser Erzählung machte die Alte nun eine Anwendung auf mich und rieth mir Lieder nicht in Karelien, sondern in meinem eignen Herzen zu suchen. Inzwischen liess sie sich endlich bewegen mir einige von ihren Liedern vorzusingen. Diese gehörten zu der Zahl der sogenannten *hää-wirret* (Hochzeits-Gesänge) und waren in ihrer Art recht ausgezeichnet, ich sah es jedoch nicht für der Mühe werth an sie aufzuzeichnen, da sie zum grösseren Theil mit bereits früher gedruckten Runen übereinstimmten. Ausserdem gehörte es auch eigentlich nicht zu meinem Reiseplan Lieder von lyrischem Inhalt aufzuzeichnen.

Ausser Sotkumaa besuchte ich auch ein anderes von griechischen Glaubensverwandten bewohntes Dorf, Namens Taipale, aber ich hielt mich hier nur eine kurze Zeit auf, da es mir nicht glückte irgend etwas anderes als Hochzeits- und Begräbnisslieder zu erhalten. In Juuga und Nurmis würde ich mir vielleicht auch Zauberrunen haben verschaffen können, falls ich einige Excursionen von der allgemeinen Landstrasse hätte machen wollen; das schien mir jedoch zwecklos, da ich erzählen hörte, dass Lönnrot bereits alle Schamanen der Gegend besucht und ihre Vorräthe erschöpft hätte. Auch wäre mein Aufenthalt im Russischen Karelien hiedurch zu kurz geworden, und ausserdem musste ich nun nach Kajana eilen, um Lönnrot zu treffen, der sich binnen kurzem auf seine medicinischen Inspections-Reisen in dem Distrikt begeben sollte.

Nach meiner Berechnung traf ich gerade zu rechter Zeit bei dem gefeierten Runensammler ein und nachdem ich alle zu der Fortsetzung meiner Reise nothwendigen Aufschlüsse von ihm erhalten hatte, begab ich mich im Anfang Juni aus Kajana. Meine Reise, welche bisher im Morast längs der allgemeinen Landstrasse vor sich gegangen war, musste nun zu Boot die Flüsse und Seen aufwärts fortgesetzt werden. Nach einer einige Tage lang so bewerkstelligten

Reise erreichte ich die Russische Gränze, ging dann über den Landrücken und gelangte bald darauf zu dem Dorfe Kolwasjärwi in dem Olonetzischen Gouvernement. In diesem Dorfe fand ich jedoch keine Ursache mich länger aufzuhalten, sondern setzte meine Wanderung ununterbrochen bis zur Kirche Repola fort. Hier verweilte ich einige Tage und beschäftigte mich vornehmlich damit Runen epischen und magischen Inhalts aufzuzeichnen. Wie ich erzählen gehört hatte, gab es hier einen ausgezeichneten Sänger, er war aber zu der Zeit gerade auf einer kleinen Reise begriffen. Ich hätte seine Rückkunft gern abgewartet, doch bei der Unkunde der Zeit, wann diese stattfinden könnte, schien es mir doch besser meine Wanderung zu einem nahbelegenen Dorfe Miinoa fortzusetzen, wo, wie man sagte, nicht weniger als 60 Bauern wegen der gerade aufs Beste vorsichgehenden Gränzregulierung zwischen Finnland und Russland versammelt wären.

Meine Ankunft in diesem Dorfe geschah unter höchst ungünstigen Auspicien. Das Unglück wollte es, dass einer meiner Kameraden bei dem Eintritte ins Dorf Wasser aus einem Brunnen trank und darauf ein unsern Wirthsleuten gehöriges Messer bei der Mahlzeit brauchte. Sowohl Brunnen als Messer schienen den Einwohnern des Dorfes, welche strenge Raskolniken waren, dadurch bis auf den Grad verunreinigt und verdorben, dass man dieselben mindestens während der nun gerade dauernden Fastenzeit nicht mehr brauchen zu können glaubte. Ein solcher Eingriff in die Religionssatzungen der sectirerischen Einwohner konnten natürlicher Weise nicht anders als die schärfsten Demonstrationen von Seiten der Beeinträchtigten hervorrufen. Ein glücklicher Zufall befreite uns jedoch von aller Verantwortlichkeit für die begangenen Versehen. Kaum waren wir aber glücklich aus dieser Unannehmlichkeit heraus, als uns eine noch grössere bereitet ward. Bald nach unserer Ankunft in Miinoa langte in demselben Dorfe auch ein bei der Landpolizei angestellter niederer Beamter oder ein sogenannter Semskij Sasädatel' an, welcher durch einen Zufall in derselben Stube einquartiert wurde, in welcher wir kurz zuvor unsere Herberge gefunden

hatten. Aus Diensteifer hatte er im Laufe der Nacht nicht nur in unsern Ränzeln, sondern auch in unsern Taschen eine Visitation angestellt und sich dabei überzeugt, dass wir ohne Pässe wären und als Landläufer behandelt werden müssten. Er sah sich somit berechtigt uns zu arretiren und mit einer Escorte nach der nächsten Russischen Stadt zu schicken; doch ehe dieser Beschluss von ihm in Ausführung gebracht wurde, glaubte er, dass es die Vorsicht erforderte, die Sache den obersten Beamten der Gränzregulirung zu melden, weil es ihm bekannt war, dass wir Tags zuvor bei einem derselben einen Besuch abgestattet hatten und von ihm recht wohlwollend empfangen worden waren. Von unserer Seite hatten wir auch allen Grund auf seinen Schutz zu rechnen, denn abgesehen davon, dass er unser Landsmann war, hatten wir aus Finnland einen Empfehlungsbrief an ihn mitgebracht und ausserdem Gelegenheit gehabt, ihm einen kleinen Dienst zu erweisen. Dessenungeachtet glaubte er nicht uns in seinen Schutz nehmen zu dürfen und wir glaubten schon auf halbem Wege wieder umkehren zu müssen, als ein Russischer Collegienrath, der für uns eine ganz unbekannte Person war, sich unserer annahm und uns ein Zeugniss ausstellte, das den eifrigen Sasädatel' endlich zum Schweigen brachte. Darauf konnte ich in ungestörter Ruhe Runen aufzeichnen und meine übrigen Geschäfte besorgen. Bei herbem Borkbrod kamen mir diese Geschäfte zwar schwer genug vor, ich hielt mich aber nichtsdestoweniger eine ganze Woche in demselben Dorfe auf, da es mir sehr viel Interessantes darzubieten hatte.

Von Miinoa machte ich einen kleinen Ausflug nach dem nahbelegenen Dorfe Lusmanlahti, wo, wie man sagte, sich ein berühmter Sänger aufhalten sollte. Zufälliger Weise hatte er sich gerade an demselben Tage auf eine Handelsreise nach Finnland begeben. Ich setzte zwar sogleich dem Manne nach, doch glückte es mir nicht ihn einzuholen. Nun setzte ich meine Wanderung nach Akonlahti fort, welches das erste Dorf war, welches ich in der Gemeinde Wuokkiniemi im Archangelschen Gouvernement erreichte. In diesem Dorfe wurden mir an 40 Zauberrunen und ausserdem eine

Menge von Märchen und Sagen durch eine einzige Person, die mich im Laufe von fünf ganzen Tagen in angestrengter Thätigkeit erhielt, mitgetheilt. Ein anderer gleich merkwürdiger Sänger befand sich, wie man sagte, damals gerade auf einer Reise nach Finnland in Handelsangelegenheiten. In demselben Dorfe gab es ausserdem verschiedene minder berühmte Sänger und es waren sehr wenige, die nicht irgend etwas zu singen oder zu erzählen hatten.

Unter den Sagen, die ich hier aufzeichnete, bezog sich der grösste Theil auf die Lappen. Man erzählte uns unter anderm, dass in einer gar fernen Vorzeit, als noch nicht Zaren, sondern Knäsen in Moskwa herrschten, zwei ausgezeichnete Lappische Schamanen in Akonlahti sesshaft gewesen wären. Diese sollen der Erzählung zu Folge einem sterbenden Knäs das Leben geschenkt und als Lohn dieser Handlung das ausschliessliche Recht erhalten haben, der eine die Lachsfischerei in Lusmanlahti und der andere den Fuchsfang in Särkiniemi zu betreiben. Die Sage meldet ferner, dass einige Finnische Gränzbewohner die Lappen niedergemacht und sich deren Besitzungen aneignet hätten, obwohl die Lappen sie ihnen gutwillig hätten abtreten wollen. Ueberhaupt war die Sage allgemein in der Gegend verbreitet, dass die Lappen die ältesten Einwohner derselben gewesen und dass sie nach und nach von den Finnen während der sogenannten *warastus sodat*, *peitto-sodat* (Diebskriege, Geheimkriege) ausgerottet worden wären. In Akonlahti zeigte man mir auch einige Alterthumsüberreste von Lappischer Herkunft. Schon früher hatte ich sowohl in Finnland als auch in dem Russischen Karelien Gelegenheit gehabt, verschiedene Denkmäler zu sehen, in denen die jetzigen Einwohner Spuren der Lappen wiederzuerkennen glaubten, mir kam es jedoch vor, als dürften viele dieser Denkmäler so beschaffen sein, dass ihre Lappische Herkunft vielleicht in Frage gestellt werden könnte. Höchst zweideutiger Natur sind besonders nach meinem Dafürhalten viele unter den sogenannten Lappenhaufen (*Lappin rauniot*). Unter diesem Namen hat man wohl eigentlich die alten Feuerstätten der Lappen zu verstehen, jedoch wird er auch vielfach auf Steinhaufen jeglicher Art, die eine seltene und

eigenthümliche Form haben, angewandt, mögen sie nun durch die Natur geschaffen oder durch Menschenhand entstanden sein. Besonders wird diese Benennung den in Finnland zahlreich vorkommenden Steingräbern zuertheilt, welche wenigstens zum grössern Theil Scandinavischer Herkunft sein dürften. Uebrigens passiren unter diesem Namen auch alte Oefen und Feuerstätten, welche den Jagd- oder Fischerstuben der Finnen angehört haben, so wie auch die während der Kriegszeit in tiefen Wäldern aufgeführten Verstecke (*piilo-pirtit*). Zumal Ueberreste dieser Art hörte ich in den nördlichen Theilen Finnlands Lappenhaufen benennen. In der Gegend von Kajana und im Russischen Karelien hatte ich ausserdem Gelegenheit eine andere Art von Ueberresten zu sehen, die man Lappengräber (*Lapin haudat*) nennt und die unläugbar Lappischer Herkunft sind. Diese haben nach der Sage den Lappen als Wohnstätten gedient und zeigen in der That eine grosse Uebereinstimmung mit einer Art Zelt, die ich in waldärmeren Theilen von Lappland gewahr geworden bin. Die letzteren bestehen aus Gruben, welche mit kegelförmigen, aus Holz, Stein und Torf gebildeten Dächern bedeckt sind. Mit einem so beschaffenen Dach sollen der Tradition zu Folge auch die im nördlichen Finnland und in Karelien vorkommenden Lappengräber ursprünglich versehen gewesen sein. Auf dem Boden dieser Lappengräber findet man Kohlen, Asche, verbrannte Steine, Eisenschlacken, verbrannte Eisensachen und anderes, was deutlich zeigt, dass sie in der That die ihnen durch die Sage zugewiesene Bestimmung als Wohnstätten gehabt haben. Es giebt in den nördlichen Gegenden von Finnland und Russland auch eine andere Art von Lappengräbern, welche diese Bestimmung nicht gehabt haben, sondern von den Lappen zum Rennthierfange benutzt worden sein sollen. Mit Uebergehung der übrigen über die Lappen gangbaren Sagen will ich nur anführen, dass man in dem Kirchspiel Wuokkiniemi auch von einem Lappenkönige sprach, der vormals in der Gegend der Stadt Kemi wohnhaft gewesen sein soll. Man behauptete, dass die Ruinen seiner Burg noch bis auf den heutigen Tag sichtbar wären.

*

Sagen von dem *Jatulin kansa* oder den *Jättiläiset* und *Hudet*, welche in Finnland sehr verbreitet sind, entdeckte ich in dem Russischen Theile nicht, aber Ortsnamen, die von *Hiisi* (Mehrzahl *Hiidet*) herkommen, sind auch hier gewöhnlich, z. B. *Hiisiwaara*, *Hiiden hauta* u. s. w. Bei der Frage über die localen Benennungen muss ich bemerken, dass viele Oerter in dem Russischen Karelien ihren Namen von den Tawastern haben; z. B. das Dorf Häme, Hämehen niemi und Hämehen saari im See Kuittijärwi u. a. m. Der letztgenannte Umstand könnte Anlass zu der Vermuthung geben, dass sich Colonisten aus Tawastland im Russischen Karelien niedergelassen haben, und in dieser Vermuthung wird man dadurch noch mehr bestärkt, dass die Bewohner des Dorfes Latwajärwi sich in der That für eine Tawastländische Colonie ausgeben, welche bereits sechs Menschenalter hindurch auf Russischen Gebiet wohnt. Auch in vielen andern zur Gemeinde Wuokkiniemi gehörenden Dörfern habe ich Geschlechter angetroffen, welche ihren Ursprung aus verschiedenen Theilen Finnlands herleiten und noch jetzt über ihre Verwandtschaftsverhältnisse daselbst Rechenschaft geben können. Die Grundbevölkerung des Landes dürfte jedoch weder von den Finnen noch von den Lappen herstammen, sondern bildet wahrscheinlich einen Rest der alten Bjarmier oder der Sawolotscheskaja Tschud' der Russischen Chroniken.

Traditionen von mythischem Inhalt waren im Russischen Karelien höchst selten. Ueberhaupt will es mir scheinen, als wären sowohl bei den Finnen als bei den Russischen Karelen alle Mythen von etwas grösserer Bedeutung durch den Gesang verewigt worden. Bloss mit Mühe glückt es irgendeinmal mythische Sagen in Form von Erzählungen zu erhalten und auch diese Sagen beziehen sich bloss auf alltägliche Begebenheiten. Mit der grössten Sorgfalt habe ich indessen auch solche Sagen aufzuzeichnen gesucht, weil das beim ersten Anblick Geringe und Unbedeutende in einer wissenschaftlich ausgearbeiteten Mythologie von der grössten Wichtigkeit und Bedeutung werden kann.

Ich erwähnte eben, dass die mythische Geschichte des Finni-

schen Volks wesentlich in seinen Liedern enthalten sei. Wie ist denn der Inhalt der Märchen? Nach meiner Erfahrung besteht ein nicht geringer Theil derselben, welche in Karelien in Umlauf sind, aus Uebersetzungen Russischer Märchen, denn sie drehen sich meist um Zaren, Zarensöhne und Töchter, Bojaren und Bogatyre u. s. w. Einige unter ihnen verrathen eine Verwandtschaft mit den Erzählungen in «Tausend und einer Nacht», andere dagegen tragen ein Germanisches Gepräge. Als etwas Seltsames verdient bemerkt zu werden, dass ich im Russischen Karelien sogar ein Märchen fand, das an Ulysses in Polyphem's Höhle erinnert. Der Held des Karelischen Märchens sitzt in einer Burg eingeschlossen, wo er von einem Riesen bewacht wird, der auf einem Auge blind ist. Um sich aus der Burg zu retten kommt der Karelische Held auf dieselbe List wie der Griechische. Er sticht in der Nacht dem Riesen das Auge aus und als dieser am folgenden Morgen seine Schaafe auf die Weide schickt, verbirgt sich der Gefangene unter einem der Schaafe und kommt so glücklich zur Pforte hinaus. Wahrscheinlich ist dieses wie auch viele andere im Umlauf befindliche Märchen durch Russische Mönche nach Karelien fortgepflanzt worden, die Mehrzahl dürfte jedoch theils aus Russischen, theils aus Skandinavischen Volksmärchen bestehen. Hiebei darf jedoch nicht unbemerkt gelassen werden, dass es auch im Russischen Karelien verschiedene Märchen giebt, die einen mehr einheimischen Charakter haben. Ihr Stoff bezieht sich meist auf eine mythische Person, ein Weib Namens *Syöjätär-akka* (die Ess-Greisin). Indessen sind die sie betreffenden Märchen stark mit Russischen Bestandtheilen vermischt. Sie sind übrigens einander so ähnlich, dass man sie fast als Variationen eines und desselben Thema's ansehen kann. Da nun nach meiner vorhergehenden Auseinandersetzung die mythischen Sagen im Russischen Karelien gering an Zahl und von geringerer Bedeutsamkeit waren, während die Märchen auch einen für meine mythologischen Studien fremden Inhalt hatten, so war es natürlich, dass ich darauf bedacht sein musste meine Wünsche auf irgend einem andern Wege erfüllt zu sehen. Ich glaubte, dass diess am Besten durch eine

Sammlung von Zauberrunen glücken würde. Solche Sammlungen waren zwar schon früher durch Ganander, Topelius, Lönnrot und Sjögrén unternommen worden, aber nur wenige haben bisher das Tageslicht gesehen und was in Bibliotheken versteckt liegt, dürfte ebensowenig etwas Vollständiges ausmachen. In der That ist eine Litteratur solcher Art nach meiner Ansicht so reich, dass sie wohl nie in aller Vollständigkeit zusammengebracht werden dürfte. Eigentlich sind die Stoffe, welche in den Zauberrunen besungen werden, gering an Zahl, aber um so viel grösser ist der Vorrath an Varianten. Auf mythischem Grunde ruhend bilden Runen dieser Art natürlicher Weise einen höchst wichtigen Beitrag zu einer Finnischen Mythologie und ich glaubte deshalb mit allem Eifer meine Bemühungen dieser Litteratur zuwenden zu müssen.

Nach diesen Bemerkungen komme ich wieder auf meine Reise zurück. Als meine Geschäfte in Akonlahti zu Ende waren, setzte ich die Reise durch einige kleine Dörfer bis Latwajärwi fort. Das letztgenannte Dorf lag zwar ein wenig von der grossen Landstrasse abwärts, ich wollte es jedoch besuchen, um einen dort wohnhaften, weit und breit gefeierten Runensänger Namens Archippa zu treffen. Da die meisten seiner Gesänge bereits in der Kalewala gedruckt sind, zeichnete ich nur mir zur Erinnerung die Reihenfolge auf, in welcher er dieselben singt und schrieb ausserdem im Vorübergehen einige bisher ungedruckte Runen [1]), welche die Siege des Christenthums oder eigentlich des Erlösers über die heidnische Welt besingen, nieder. Gegen meine Berechnung erhielt ich von Archippa gar keine Zauberrunen; er sagte, dass er nie von ihnen hätte Kenntniss nehmen wollen, da er das ganze Schamanenwesen für eine sündige und gottlose Sache hielte. Dessenungeachtet war er nicht besonders eingenommen von den religiösen Vorurtheilen seiner Landsleute, sondern hegte so liberale Ansichten, dass er nicht allein seine eigne Schüssel und seine Messer zu unserm Gebrauch bei der Mahlzeit hergab, sondern uns auch Tabak in der Stube rauchen liess —

---

1) Nun sind auch diese Runen im Druck herausgegeben im dritten Theile der Kanteletar.

Freiheiten, welche uns nie anderswo im Russischen Karelien zugestanden worden sind.

Von Latwajärwi setzte ich die Reise bis zur Kirche Wuokkiniemi fort und von dort weiter zu einem Dorfe Namens Wuoninen. In diesem Dorfe glückte es mir eine recht bedeutende Ernte von Traditionen und Zauberrunen zu machen. Auch bekam ich hier eine ziemlich vollständige Sammlung verschiedener Geräthe zu sehen, welche von den Schamanen bei der Heilung von Krankheiten gebraucht werden. Der Besitzer dieser Sammlung, welcher der berühmteste Schaman in der ganzen Gegend war, liess mich in seine allertiefsten Geheimnisse eindringen, da er mir zeigte, wie er seine Medicin zu bereiten pflegte und was für Kunstgriffe er bei Ausübung seines Berufs als Arzt anwandte. Ausserdem theilte er mir eine Variante der ersten Rune der Kalewala mit, deren Inhalt ich hier in Kürze wiedergeben will. Die ersten Geschöpfe, die es in der Welt gab, waren ein Adler, der in der Luft flog und Wäinämöinen, der auf dem Meere umherirrte. Aus der Höhe herabblickend gewahrte der Adler den vom Winde umhergetriebenen Wäinämöinen, worauf er sich herabliess, ein Nest auf Wäinämöinen's Knie baute und einige Eier ins Nest legte. Diese rollten darauf aus dem Nest in die Tiefe des Meeres hinab und wurden dort von einem Hecht verschluckt. Der Adler fing nun an überall seine Eier zu suchen und fand sie endlich im Bauch des Hechtes, sie waren aber schon verdorben. Darüber erzürnt rief der Adler aus:

*Miks on muuttumut munani,*
*Kuks on soanut soaliheni?*

d. h. Was ist nun mein Ei geworden,
Wozu meine Frucht verwandelt?

Ausser Stand aus den verdorbenen Eiern Junge hervorzubringen, beschloss der Adler dennoch seine Brut nicht ganz und gar verloren gehen zu lassen, sondern schuf daraus die Welt, was vermittelst der bekannten Schöpfungsworte geschah:

*Munasen yläneu puoli*
*Yläseksi taiwahaksi* u. s. w.

d. h. Aus des Eies obrer Hälfte
Wird des hohen Himmels Bogen u. s. w.
(Kalewala I, 235 folg.).

Auch zu der letzten Kalewala-Rune habe ich sowohl in Wuoninen als auch an andern Orten eine Variante gehört, welche von der von Lönnrot angeführten bedeutend abweicht. Nach dieser Variante hatte der Schöpfer (*luoja*) beschlossen Wäinämöinen des Lebens zu berauben, weil dieser «*luojoa parempi*, *jumaloa yläwämpi*» d. h. besser als der Schöpfer, höher als Gott zu sein glaubte[1]). Durch viele Bitten glückte es demnoch dem Wäinämöinen eine Verlängerung seines Lebens zu erlangen, bis er drei Paar Eisenschuh abgeschlissen hätte. Nun verging eine lange Zeit, während welcher Wäinämöinen sie ganz und gar nicht brauchte. Inzwischen schickte der Schöpfer verschiedene Male seine Boten herab zur Erde um zu erfahren, ob Wäinämöinen nicht schon mit seinen Schuhen zu Ende wäre. Als der Bote immer wieder mit der Antwort zurückkehrte, dass sie noch ganz wären, gerieth der Schöpfer endlich in Zorn und beschloss, dass er in alle Ewigkeit leben sollte, sprach aber über ihn folgendes Urtheil aus:

*Männe tuonne, kunne käsken,*
*Kurimuksen kurkun suuhun,*
*Meren ilkiän kitahan,*
*Ikuisille istuimille,*
*Pohjusille portahille,*
*Sielt et pääse päiwinäsi,*
*Selkiä sinä ikänä.*

d. h. Gehe hin, wohin ich schicke,
In den Schlund des Wasserwirbels,
In des grausen Meeres Rachen,
Dort zu dem beständ'gen Sitze,
Hin zu einer ew'gen Brücke,

---

1) Nach einer andern Variante soll Gott das Todesurtheil über Wäinämöinen gesprochen haben, weil er seine eigne Mutter beschlafen hatte.

Nimmer wirst du dort entkommen,
Nicht, so lang' du lebst, dich retten.

Eine andere Variante stellt Wäinämöinen's Verschwinden auf die Weise dar, dass er vom Schöpfer verurtheilt wurde, auf dem Meere umherzuirren und die Geschicke zu erleiden, welche im Anfang der Kalewala geschildert werden und dann nach langwierigen Irrfahrten endlich in den Schlund des Wasserwirbels zu kommen.

Nachdem ich einige Tage in Wuoninen zugebracht hatte, setzte ich meine Reise über Jywälahti nach dem Dorfe Uhtuwa fort, welches, wie man sagte, aus 90 Häusern bestand. Hier verweilte ich ganze 11 Tage und beschäftigte mich, wie früher, hauptsächlich mit Aufzeichnung von Zauberrunen. Ausserdem erhielt ich in diesem Dorfe verschiedene Sagen, welche historischen Inhalts waren und sich meistentheils auf den oben berührten Diebskrieg bezogen. Eine dieser Sagen schilderte einen Streifzug, den eine Menge Finnischer Gränzbewohner nach dem Dorfe Alajärwi unternommen hatte. Nachdem sie das Dorf geplündert hatten, wollten sie einen von ihnen lange verfolgten und gehassten Greis mit Gewalt fortschleppen. Während sie ihn längs des einen Strandes des Sees fortschleppten, folgte sein junger zwölfjähriger Sohn an dem andern und drohte alle Feinde niederzuschiessen, wenn sie den Vater nicht in Freiheit setzten. Weit entfernt auf die Drohungen des Knaben zu achten schmähten ihn nur die Frevler und behandelten den Vater desto grausamer. Als aber der Knabe sich hiedurch nicht abschrecken liess, sondern nach wie vor mit seinen Drohungen fortfuhr, versprachen die Feinde endlich seinem Begehren zu willfahren, doch unter der Bedingung, dass er an dem entgegengesetzten Ufer einen Pfeil abschiessen sollte, welcher einen auf den Kopf seines Vaters gestellten Apfel (*omena*) spalten würde. Der Knabe machte sich wirklich an den kühnen Versuch und der Vater gab ihm hiebei folgenden Rath: «*käsi ylennä, toinen alenna, järwen wesi wetää*,» d. h. erhebe die eine Hand, senke die andere, denn das Wasser des Sees zieht (den Pfeil) an sich. Gegen die Erwartung der Feinde traf der Pfeil richtig sein Ziel, der Apfel spaltete aus einan-

der und der Vater ward aus seiner Gefangenschaft befreit. In einer anderen, echteren Sage wird von einer zahlreichen Schaar Finnischer Gränzbewohner gesprochen, die weit und breit das Russische Karelien verheerten und plünderten. Um vor der Hand des Feindes zu retten, was sich retten liess, hatten die Einwohner des Landes ihre Schätze verborgen und ihr aufbewahrtes Korn theils dem Vieh als Futter vorgeworfen, theils auf dem Schnee ausgestreut und dadurch der Erzählung zu Folge eine gute Ernte erhalten. Während dieses Plünderungszuges hatte der Feind einen Karelen Namens Lahonen Tiitta überrascht, als er in den tiefsten Schlaf versunken da lag. Durch den Lärm erweckt stürzte Lahonen aus seinem Bett hinaus, nahm in Hast Bogen, Pfeile und ein Paar Beinkleider auf die Arme und machte sich daran dem verfolgenden Feinde zu entfliehen. Als rascher Läufer würde er sich bald durch die Flucht gerettet haben, doch die strenge Winterkälte zwang ihn an die Bedeckung seiner nackten Beine zu denken. Als er nun einen kleinen Vorsprung gewonnen hatte, beschloss er anzuhalten und die Beinkleider anzuziehen. Kaum hatte er aber das eine Bein bekleidet, als er von dem Feinde eingeholt wurde. Rasch und entschlossen spannte er seinen Bogen und sobald die Feinde ihm nahten, um ihn anzugreifen, richtete er seinen Bogen bald gegen den einen, bald gegen den andern und rief: «*katscho*, *mie ammun* (sieh dich vor, ich schiesse).» Durch diese List brachte er seine Feinde in solche Verwirrung, dass er wieder Gelegenheit fand zu entfliehen und seine Bekleidung zu vollenden, worauf er sich in der Tiefe des Waldes verbarg. Die raubsüchtigen Feinde setzten indessen ihren Streifzug fort und kamen, nachdem sie manche Freveltaten ausgeübt hatten, zu einem See Namens Tuoppajärwi. Von hier wünschten sie auf dem See nach Pääjärwi zu fahren, doch des Weges unkundig vermochten sie einen Bauer in Kiisjoki ihr Boot nach dem verlangten Ziele zu steuern. Auf dem Wege, welchen die Feinde vorhatten, gab es eine Stromschnelle Namens Niska, welche einen starken Wasserfall hatte. Sobald sie dieser Stromschnelle nahe kamen, steuerte der Lootse das Fahrzeug ganz nahe zum Ufer hin, sprang darauf auf einen Stein und stiess dabei das Boot in den

Fluss hinaus. Die Feinde konnten nun nicht mehr die Fahrt des Bootes aufhalten, sondern sie wurden durch den Strom in die siedende Strömung fortgerissen. Darauf entdeckte man vierzig Mützen unterhalb des Wasserfalles.

Ausser diesen und anderen ähnlichen Erzählungen über die Streifzüge der Finnischen Gränzbewohner nach dem Russischen Karelien hörte ich in Uhtuwa Erzählungen von einem Riesenvolke, welches Naikkolaiset oder Naikon kansa benannt wurde. Ueber die Herkunft dieses Volkes ging die Sage, dass der Waldgeist (*metsän paka*) sich ein christliches Weib geraubt und mit ihr einen Knaben und ein Mädchen erzeugt hätte, die sich später heiratheten und eine gottlose Nachkommenschaft, welche unter dem angeführten Namen Naikkolaiset bekannt ist, zur Welt brachten. Allen christlichen Umgang scheuend soll dieses Volk sich auf einem Berge Namens Haapawara aufgehalten und dort eine in sich abgeschlossene Gesellschaft gebildet haben. Die Anzahl der Personen, welche zu diesem Geschlechte gehörten, wird nur auf 17 bogenführende Männer angegeben, welche während des Diebskrieges alle bis auf den letzten Mann ausgerottet worden sein sollen. Ueber dieses Volk habe ich weder früher noch später irgend eine Sage gehört.

Nachdem ich die erfahrensten Personen in Uhtuwa um Rath gefragt und ihre Weisheitsvorräthe erschöpft hatte, begab ich mich zuerst nach Tuoppajärwi und setzte von dort meine Reise über Pääjärwi nach Kuusamo fort. Während dieser Reise fand ich wenig anderes, das für meinen Zweck von Interesse war, als eine Menge von Sagen über die Lappen. Man erzählte von ihnen unter anderm, dass sie früher in einem feindlichen Verhältniss zu einem Volke gestanden hätten, das *Kiwekkäät* hiess. Vielleicht ist dieser Name eine Verdrehung von *Kivikäet* (Einzahl *Kivikäsi* Steinhand) und deutet an, dass das erwähnte Volk Steine als Streitwaffen gebraucht habe. Zur Bestätigung dieser Vermuthung dient der Umstand, dass man an einer Stelle, wo nach der Tradition ein Streit zwischen den Lappen und Kiwekkäät vorgefallen war, einen Stein gefunden haben soll, der einer Schleuder glich. Unter den übrigen Sagen, welche über die Lappen gangbar waren, will ich noch eine

anführen, welche eine Vorstellung von ihrer Art und Weise Recht und Gerechtigkeit zu üben giebt. Ein in Kuusamo wohnender Lappe hatte sein Weib im Geheimen umgebracht; diese Unthat wurde jedoch später von seinem eignen Sohne, der ein zehnjähriger Knabe war, entdeckt. Der Knabe zeigte das Verbrechen den Verwandten seiner getödteten Mutter an und diese ersuchten ihrer Seits die Aeltesten des Dorfes hierüber eine Untersuchung anzustellen. Nach hergebrachter Sitte versammelten sich die Richter bei dem Schuldigen und stellten hier ein sogenanntes Zelt-Gericht (kåta-käräjät) an. Seines Verbrechens überwiesen wurde der Mörder zum Strang verurtheilt und das Urtheil sofort durch dieselben Männer, welche es gefällt hatten, vollstreckt. Man zeigt noch jetzt die Stelle, wo der Lappe gehängt worden sein soll und die Bewohner des Orts erzählen, dass man vor nicht langer Zeit zurück bei einer umgestürzten Föhre sein Skelett sammt einem verrosteten Kessel, einem Messer und einer Axt gefunden habe.

Bei meiner Ankunft in Kuusamo war ich genöthigt, meine wissenschaftlichen Beschäftigungen einzustellen, weil der Sommer nun schon zu Ende und meine Mittel fast erschöpft waren. Ausserdem waren auch die Gegenden, die ich nun zu durchreisen hatte, arm an alten Erinnerungen jeglicher Art. Mein Weg ging von Kuusamo nach Uleåborg und von dort durch Ostbottnien und Tawastland nach Helsingfors. Auf dieser ganzen Strecke ist sowohl der Runengesang als auch fast alle Erinnerung an die mythische Vorzeit verschwunden. Dem Ethnographen und Linguisten würden diese Gegenden vielleicht ein reiches Feld darbieten; derartige Untersuchungen aber waren meinem vorliegenden Zwecke fremd. Nur im Vorübergehen schenkte ich meine Aufmerksamkeit den todten Denkmälern der Vorzeit, besonders den verschiedenartigen Steinhaufen, welche in der grössten Menge längs der Meeresküste vorkommen. Ich konnte mich nun nicht mit deren Durchforschung abgeben, sondern nahm nur Kenntniss von den Stellen, wo solche Haufen sich befinden, in der Absicht dieselben in Zukunft zum Gegenstand einer sorgfältigen Untersuchung zu machen.

# Reise nach Lappland,
# dem nördlichen Russland und Sibirien

in den Jahren 1841 — 44.

# I.

Im Jahre 1841 trat ich in Gesellschaft und zum Theil auch auf Kosten von Dr. Lönnrot eine Reise an, welche nach unserm anfänglich entworfenen Plan nur gewisse Theile Lapplands und des Archangelschen Gouvernements umfassen sollte, später aber, in Folge unvorhergesehener Umstände, für mich eine weit grössere Ausdehnung erhielt. Der Ausgangspunkt dieser Reise war die ungefähr 25 Werst westlich von der Stadt Torneå belegene Mutterkirche Kemi. Nach vorher getroffener Uebereinkunft stiessen wir hier im Anfang des Novembers zusammen und traten den 13ten desselben Monats unsere Reise den Kemi-Fluss aufwärts an. Gegen unsere Berechnung war der Winter in dieser Gegend noch so wenig vorgeschritten, dass wir im Anfang unsere Reise nur mit der grössten Schwierigkeit fortsetzen konnten. Der erst vor Kurzem von Kemi nach Rowaniemi und von dort ein Stück weiter bis Kemiträsk angelegte Landweg war nicht allein schlecht gebahnt und aus dieser Ursache schwer zu befahren, sondern auch an manchen Stellen noch ohne Schnee. Eigentlich ist zwar der Kemi-Fluss der Landweg, der auch zur Winterzeit gern von den Reisenden benutzt wird; jetzt war aber auch dieser unbenutzbar, da die Eisdecke noch sehr schwach und unsicher war. Wir halfen uns inzwischen fort, so gut wir konnten; fuhren meist Schritt vor Schritt und spazierten auch oft zu Fuss, während das Postpferd unsere Effecten schleppte. Nach einer im Laufe von 14 Tagen also bewerkstelligten Reise hatten wir 240 Werst zurückgelegt und langten so in

dem zur Kapelle Kuolajärwi und Kirche Kemiträsk gehörigen Kirchdorfe Salla an. Von hier wollten wir uns in das Russische Lappmarken hinein begeben und hofften durch diese Reise eine gute Ernte für die Wissenschaft zu machen, da, soviel wir wussten, bisher kein Reisender diesen Theil Lapplands in linguistischer und ethnographischer Hinsicht ordentlich untersucht hatte. Besonders interessirten uns die Lappen im Dorfe Akkala, denn nach der Versicherung der Finnischen Bauern sollten sich diese in strenger Absonderung sowohl von den Russen als von den andern Nationen erhalten haben und es kam uns deshalb wahrscheinlich vor, dass die Sprache und die Nationalität sich bei denselben reiner als in den andern Theilen Lapplands erhalten haben müsste. Unser Interesse für die Akkala-Lappen wurde noch mehr dadurch gesteigert, dass sie sowohl in Finn- als Lappland für das allerzauberkundigste Volk des ganzen Nordens angesehen werden. Ein unvorhergesehenes Ereigniss fügte es jedoch so, dass wir unsere beabsichtigte Akkalafahrt uns aus dem Sinn schlagen mussten. Wir gerieten in Salla auf ein missgünstiges, schacherndes, verschmitztes Volk, das unsern Wünschen nicht entgegenkommen und uns nicht gegen eine gemässigte Beförderungsgebühr über die 140 Werst weite Wildniss geleiten wollte, welche Akkala von Salla trennt, sondern nur darauf bedacht war unsere kleine Reisekasse zu plündern. Ausser Stand die Bauern zu bescheidenern Ansprüchen zu vermögen, beschlossen wir bis auf weiteres in Salla zu bleiben und bessere Conjuncturen abzuwarten. Wie wir Grund gehabt hatten zu vermuthen, fanden sich auch nach Verlauf einiger Tage einige Akkala-Lappen in Salla mit verschiedenen Waaren ein, welche hier verkauft werden sollten, worauf sie mit ihren leeren Kerissen (d. h. Rennthierschlitten) heimzukehren gedachten. Wir sahen es für ausgemacht an, dass dieses Ereigniss uns aus den raublustigen Händen der Salliter befreien würde, doch diese Menschen waren klüger als wir. Als die Lappen noch ein Stück von dem Dorfe entfernt lagerten und wir von ihrer Ankunft nichts ahnten, hatten sich einige Bauern vereinigt, um ihre sämmtlichen Vorräthe aufzukaufen

und sie darauf zum Aufbruche zu vermögen, ehe sie noch das Dorf besucht hätten. Diese Speculation missglückte zwar vollkommen, da man über den Waarenpreis nicht einig wurde; nun aber ergriffen die Bauern den Ausweg uns bei den einfältigen Lappen zu verdächtigen. Man bildete ihnen ein, dass wir ausgesandt wären um sie zum Lesenlernen zu zwingen, dass wir ihnen das Kreuz nehmen und unser eignes Glaubensbekenntniss aufdringen würden u. s. w. Diese Verschwörung hatte die Folge, dass die Lappen ohne unser Wissen das Dorf verliessen. Ueber diesen Streich verdriesslich, nahmen wir nun zum Aerger der Bauern eine kleine Aenderung in unserm Reiseplan vor und beschlossen uns zuerst nach Enare zu begeben und von dort nach Weihnachten unsere Reise nach dem Russischen Lappmarken fortzusetzen. Zu diesem Beschluss trug auch ihrer Seits die in Salla erhaltene Auskunft bei, dass die Russischen Lappen bis Weihnachten mit Fischen beschäftigt sind und in den jammervollsten Hütten wohnen, darauf aber nach ihren Winterwohnungen ziehen, welche einen bessern Schutz gegen Kälte und Unwetter bieten sollen.

Mit diesem neuen Plan in Aussicht verliessen wir Salla im Anfang des Decembers, legten so ein Paar Meilen zu Pferde zurück und setzten uns darauf ein jeder in seinen Rennthierschlitten. Den ersten Tag unserer Reise folgten wir einem kleinen Fluss, der so von dem Fluthwasser überschwemmt war, dass unsere Fahrt in den abgerundeten Kerissen fast einer Bootfahrt glich. Mein Keriss war sehr niedrig und es geschah deshalb sehr oft, dass das Wasser über die Bretter des Keriss schlug. Einmal wurde mein Rennthier durch einen Hund, der auf dem Eise auf- und absprang, scheu gemacht. Das Rennthier begann in der äussersten Verzweiflung davonzulaufen, rann auf dem Eise hin und zurück und warf mich zuletzt in einen See von Fluthwasser. Das war etwas zum Anfang. Die folgenden Tage fuhren wir über lauter Berge und Moose, bestanden während der Zeit manche kleine Abenteuer mit unsern unbändigen Rennthieren und gelangten endlich zum Dorfe Tanhua am Luiro-Fluss. Nachdem wir hier einige Tage geruht hatten,

setzten wir unsere Reise stromaufwärts fort und gelangten glücklich nach Korwanen, dem nördlichsten Besitzthum in Sodankylä, 200 Werst von Salla und ungefähr eben so weit von der Kirche Enare belegen.

An dieser Stelle erhielten wir zu unserer Benutzung ein Zimmer, wo nach Lönnrot's Aufzeichnung «einige Jahre vorher sechs Fuchsjungen aufgezogen worden waren.» Das Zimmer war natürlich gar übel ausgestattet, es hatte zwar einen offenen Herd, war aber ohne Rauchfangklappe, so dass man nach jeder Heizung gezwungen war auf das Dach zu steigen und das Rauchloch mit einem Büschel Heu zu verstopfen. In diesem Neste hielten wir uns volle zwölf Tage auf in der Erwartung, dass sich der Zorn Ukko's, des alten Schneegreises, legen würde. Ich sprang so oft als möglich auf den Hof hinaus, um zuzusehen, ob er uns nicht bald von der Allgewalt der Schneeballen zu befreien gedächte, es erschien jedoch kein hoffnungerregender Strahl am Himmelsgewölbe. Die Sonne war bereits auf eine lange Zeit verschwunden und die Luft so verfinstert, dass man bisweilen mitten am heitersten Tage nicht ohne Kerzenlicht lesen konnte. Als sich das Unwetter endlich gelegt hatte, sammelten sich auf demselben Besitzthum Leute von Osten und Westen, welche sich so wie wir nach der Enare-Kirche zu begeben gedachten. Auch sie waren durch das Unwetter aufgehalten worden und hatten mehrere Tage auf dem angränzenden Besitzthum zugebracht. Den Tag vor dem Weihnachtsabend fand endlich der Aufbruch Statt. Die Billigkeit hätte es erfordert, dass sich die ganze Gesellschaft auf einmal aufgemacht hätte, um sich mit vereinten Kräften über den gefürchteten Sombio-Felsen fortzuhelfen, es blieben jedoch verschiedene Bauern bis auf den folgenden Tag an dem Orte zurück, da sie es bequemer fanden hinter uns auf dem gebahnten Wege zu fahren. Im Vertrauen auf Korwanen's gute Rennthiere und rasche Schneeschuhläufer traten wir die Reise in Gesellschaft dreier Finnen und zweier Lappen oder im Ganzen sieben Mann stark an. Die Zahl der Rennthiere betrug ungefähr dreissig, die frachtziehenden mitgerechnet. Die zwei ersten Meilen

reisten wir auf die Weise, dass ein Lappe auf Schneeschuhen vor dem Zuge einherlief und hinter sich ein lediges Rennthier führte, welches den nachfolgenden den Weg festtrat. Auf den beiden nächstfolgenden Meilen war der Schnee minder tief, weshalb die Reise nun ohne Schneeschuhläufer zurückgelegt werden konnte. Hiemit war die erste Tagereise beendigt. Gegen die Nacht lagerten wir uns auf einer Schneeflur und zündeten ein Feuer an, das jedoch vielmehr nur den Namen eines Feuers hatte als dass es von Nutzen war. Während wir schliefen, brach ein heftiges Unwetter los und als ich am Morgen aufwachte waren zwei Kameraden verschwunden. Sie wurden jedoch endlich ein jeder unter seinem Schneehaufen gefunden, wo sie die ganze Nacht in ungestörter Ruhe geschlafen hatten. Bei Tagesanbruch verliessen wir wiederum bei fortdauerndem Unwetter unsere Ruhestätte. Im Anfange wurden Schneeschuhläufer gebraucht, als wir aber den eigentlichen Felsrücken erstiegen hatten, war der Schnee durch den Wind so fest zusammengeweht, dass er fast überall die Rennthiere trug. Es dauerte nicht lange bis wir über den Felsrücken kamen; der Weg wurde nun wieder schlechter, glücklicher Weise hörte jedoch der Sturm und das Unwetter auf. Sogar der Mond kam zum Vorschein und Sterne flimmerten am Firmament. Von der Reise ermüdet schlummerte ich in meinem Keriss ein und glaubte im Traum in einen eleganten Salon versetzt zu sein. Die Sterne kamen mir wie Weihnachtslichter vor und die Föhren stellten sich mir als menschliche Gestalten dar, in welchen ich meine besten Freunde erkannte, die sich versammelt hatten, um den Weihnachtsabend zu feiern. Mit einem der versammelten Weihnachtsgäste gerieth ich in einen heftigen Streit wegen der Beschaffenheit einiger Lappischer Vocallaute und der Streit endigte so, dass ich in der Hitze meine Stirn gegen die meines Gegners schlug. Zugleich erwachte ich und empfand einen starken Schmerz an der Stirn, denn das Rennthier hatte mich mit meinem Kopf gegen eine Föhre gestossen. In meiner Betäubung wollte ich die Föhre, meinen Streitgenossen, ganz unterthänig um Verzeihung bitten und arbeitete mit allem Eifer daran

mir die festgeschnürte Mütze vom Kopfe zu bringen, als der Lappe, der hinter mir gefahren kam, mir die verständige Bemerkung machte, dass ich die Mütze auf dem Kopf lassen, den Zugriemen jedoch von der Föhre losmachen müsste. Bald nach diesem Abenteuer kamen wir zu einer unbewohnten Hütte, welche man in der Felsgegend zur Bequemlichkeit der Reisenden errichtet hatte. Hier hielten wir Nachtquartier, nachdem wir an diesem Tage nur drei Meilen zurückgelegt hatten. Mitten in der Hütte wurde ein grosses Weihnachtsfeuer angemacht, die Fleischtöpfe auf das Feuer gesetzt und als die Kraftsuppe verzehrt war, ein Thee veranstaltet, dessengleichen wohl nie in der Suoma-Hütte gesehen worden ist. Nach der ganzen Bewirthung legte man sich schlafen, theils auf Bänken, theils auf dem Fussboden, der aus der blossen Erde bestand, auf welche man etwas Heu und Tannenzweige gestreut hatte. Als ich am Morgen erwachte, blickten die Sterne freundlich durch das halboffene Dach in unsere Hütte hinab. Wenn dieser Anblick schön war, so war es noch schöner ausserhalb der Hütte Gottes freie Welt zu betrachten. Sie war so still, so friedlich und feierlich, gleich als wenn auch sie ihre Andacht an dem Tage des Lichts und der Versöhnung gefeiert hätte. Doch kurz ist die Ruhe des nordischen Winters. Schon am Vormittage fing das Schneegestöber an und wir dankten unserem Glücke gegen die Nacht in einer Lappenstube am See Akujärwi ein Unterkommen zu finden. Daran hatten wir schon zu verzweifeln angefangen, denn in der ganzen Gesellschaft befand sich nur ein einziger Mann, der den Weg kannte; dieser war aber fast blind und hatte sich ausserdem dem Weihnachtstage zu Ehren einen so gewaltigen Rausch angelegt, dass er kaum sein Rennthier lenken konnte. Dieser Umstand war vielleicht gerade sein Glück, denn nach dem eignen Bekenntniss des Mannes war es sein vortreffliches Rennthier gewesen, das uns im Laufe des Tages als Wegweiser gedient und uns zum Ziel geführt hatte, obwohl es bloss ein einziges Mal früher denselben Weg zurückgelegt hatte. Von Akujärwi reisten wir am folgenden Morgen ab und hofften noch denselben Tag nach der Kirche Enare zu gelangen,

doch diess war eine Verrechnung; denn als wir zum Enare-See kamen, brach die Finsterniss herein und nun verirrten sich sowohl das Rennthier als auch der Wegweiser, von denen ersteres nie früher zur Fahrt über den See gebraucht worden sein sollte. Stephanus zu Ehren fuhren wir nun lange hin und her in einer Bucht des weitgestreckten Sees, wobei das Fluthwasser in meinen Keriss drang und an meinen Kleidern gefror. Endlich fand man die Spur, doch unser blinder Wegweiser wagte sich nun nicht mehr auf den See hinaus. Wir kehrten um und suchten eine Lappenstube auf, wo wir uns unter Schaafen und anderem Vieh lagerten, denn die menschlichen Bewohner der Stube hatten sich zur Kirche begeben mit Ausnahme zweier Lappenmädchen, welche später auf einem Fichtenreislager im Walde entdeckt wurden, wo sie ihre Rennthiere hüteten. Am folgenden Morgen geleitete uns das eine Mädchen bei Sternenschein zur Kirchstadt Enare. Hier wurde uns eine recht angenehme Ruhestätte nach unsern Mühsalen bereitet. «Als ich im Frühjahr 1837 nach Enare gereist war,» schreibt Lönnrot an einen Freund, «gab es hier nur eine Kirche und eine Menge elender Lappenstuben, nun ist die Stelle ganz und gar umgeschaffen, seitdem sie einen eignen Seelsorger bekommen hat. Die Kirche ist roth angestrichen worden, der Geistliche hat eine Wohnung von fünf Zimmern für sich und ausserdem giebt es hier ein anderes Gebäude, das aus einem Saal und zwei Kammern besteht und, soviel ich mich erinnere, für den Pfarrer erbaut ist, welcher zwar in Utsjoki wohnt, sich jedoch auch bisweilen in dieser Filialgemeinde einfinden muss. Im nächsten Sommer wird man noch eine Gerichtsstube aufführen. Wundere dich nicht darüber, dass ich solche Dinge, wie diese Gebäude genannt und beschrieben habe. An andern Orten wären sie gewiss nicht werth genannt zu werden, aber hier in Lappmarken! Wenn man sich einige Zeit in dem Rauch einer Lappenhütte bewegt hat, so kennt man erst den Werth eines ordentlichen Hauses, so wie man nach einer überstandenen Krankkeit die Gesundheit am besten geniesst und wie die Sonne den 18. Januar, als wir sie wiederum zum ersten Male sahen, uns so wun-

derbar herrlich vorkam, dass man lange Zeit die Augen nicht von ihr abwenden konnte.»

Während unseres Aufenthalts in Enare erhielten wir die Nachricht, dass der gefeierte Lappische Missionär und Schriftsteller Pastor Stockfleth, den wir in Alten aufzusuchen beabsichtigten, sich gegenwärtig in Karasjoki befand, wohin man von Enare aus nur 16 kurze Meilen rechnet. Dieser glückliche Zufall vermochte uns im Anfang des Januars nach Karasjoki zu fahren. Diese Kirche ist durch zwei grosse Gebirgszüge bemerkenswerth, über welche der Weg fast ununterbrochen fortgeht, nämlich Muotka- und Iskuras-tunturi. Den ersten passirten wir bei strenger Kälte, ohne jedoch in irgend ein schweres Unwetter zu gerathen. Als wir nach einer und einer halben Tagesreise uns den genannten Felsrücken abwärts begeben sollten, betraf mich das Missgeschick, dass das Rennthier mitten in seiner Fahrt stehen blieb, wobei der Keriss umschlug und mein rechter Arm sammt dem Lenkriemen unter den Keriss gerieth. In dieser schwierigen Lage musste ich vor allen Dingen daran arbeiten meinen Arm zu befreien. Das konnte ich jedoch nicht thun ohne gegen die Regel den Riemen fahren zu lassen. Nun war es auch natürlich, dass das Rennthier, wenn es sich befreit fühlte, nicht stehen und warten würde, bis ich wiederum in den Keriss gekommen wäre, sondern seiner Natur gemäss schleunigst seinen Kameraden nacheilen und mich auf dem Felsen zurücklassen würde. Um diesem vorzubeugen, fasste ich sogleich mit meinem linken Arm, der frei und ledig war, die Rückenlehne des Keriss und liess mich dann vom Rennthier ins Schlepptau nehmen. Diese Art zu fahren war jedoch so beschwerlich, dass ich bald von ihr ablassen musste. Bei Finsterniss und Schneegestöber hätte dieser Tag mein letzter sein können, jetzt hatte ich aber nichts zu fürchten, denn der Wind war gelinde und der Abend hell, so dass ich mich nicht leicht vom Wege verirren konnte. Die Kameraden hatten inzwischen eine halbe Meile zurückgelegt, bevor mein Ausbleiben bemerkt wurde, und es war schon etwas sehr spät am Abend, als sie mir entgegenkamen. Bald nach diesem Aben-

teuer langten wir in Jorgastak an, welches eine im Winter unbewohnte Fischerei am Teno-Flusse ist, wo die Lappen immer anhalten, um mindestens ihre Rennthiere weiden zu lassen. Wir brachten an dieser garstigen Stelle eine schlaflose Nacht zu und brachen bereits vor Tagesanbruch auf. Nach einer Fahrt von einer halben Meile auf dem Teno-Fluss stiegen wir auf den Iskuras-tunturi, wo meiner wiederum ein Abenteuer harrte. Mein unbändiges Rennthier bekam bei dem Herabfahren von einer Höhe den Einfall vom Wege abzuweichen und rannte mit der äussersten Kraft gegen eine Birke, an der ich einen so heftigen Stoss erhielt, dass das Blut mir aus Mund und Nase stürzte, da diese Theile demselben am meisten ausgesetzt gewesen waren. Bei meiner Trauer und Trübsal wurde ich jedoch sehr froh, als Lönnrot mir Hoffnung gab, dass die Nase gerettet werden könnte, obwohl sie in der That gar schlimm zugerichtet war. Da es natürlich einem jeden sehr daran gelegen ist, mindestens diesen Körpertheil zu erhalten, fasste ich nun den festen Beschluss ihn nie in Zukunft während meiner Rennthierfahrten irgend einer Gefahr auszusetzen. Diese Vorsicht kann auch in den meisten Fällen beobachtet werden, insofern man nicht zu sehr um seine Beine besorgt ist, sondern sie in allen schwierigeren Fällen vorstreckt und sie besonders dazu anwendet die schwankenden Bewegungen des Keriss zu hemmen. Hiebei muss man sich sorgfältig hüten mit der Ferse diese Hemmung herbeizuführen, denn in einem solchen Falle ist man immer in Gefahr sich das Bein zu brechen, sondern man muss sich rittlings auf den Keriss setzen, die Knie fest an dessen Seiten andrücken und die Beine nachschleppen lassen und mit den Füssen den Keriss verhindern gegen Bäume und Steine zu fliegen. Die Theorie ist zwar ganz einfach, die Praxis aber schwer, da das Rennthier gerade dann die geringste Bedenkzeit giebt, wenn man sie am meisten nöthig hat, bei dem Hinabfahren von den Bergen. Es eilt dann oft mit solcher Geschwindigkeit dahin, dass man die Gegenstände ringsum nicht unterscheiden kann, wenn man es nämlich aushält, seine Augen bei der Masse von Schnee offen zu halten, welche das Rennthier mit seinen Füs-

sen gegen das Gesicht treibt. Sich im Nothfall mit dem Keriss umzustürzen ist bei tiefem Schnee ein gutes Auskunftsmittel, da die Rückenlehne des Keriss sich in dem Schnee festsetzt und fast augenblicklich dem Laufe des Rennthiers Einhalt thut; auf den Felsrücken aber kann dieser Ausweg nicht benutzt werden, da der Schnee hier unaufhörlich durch die heftigen Sturmwinde fortgefegt wird. Reiche und vornehme Reisende pflegen immer mindestens ein lediges Rennthier in Reserve zu haben und es bei dem Hinabfahren von den Höhen und Felsen hinter ihrem Keriss anzubinden, denn es ist eine Eigenthümlichkeit der hinten angebundenen Rennthiere, dass sie mit der äussersten Kraft widerstreben und das vorgespannte Rennthier verhindern Reissaus zu nehmen. Für minder bemittelte Reisende, welche nicht zu diesem Ausweg greifen können, ist es die Hauptsache bei solchen Felsenfahrten nie das Rennthier in seinem Laufe aufzuhalten, sondern es nach eigner Lust davoneilen zu lassen. Hievon erhielt ich eine deutliche Vorstellung bei unserer Herabfahrt von dem Iskuras-tunturi, der einer der höchsten Felsrücken ist, die ich passirt bin. Er senkt sich in vielen steilen Absätzen. Als ich an einem derselben hinabfuhr, suchte ich das Rennthier mit aller Macht zu hemmen, stiess mich jedoch hiebei mehrmals an Bäumen und Steinen. Bei einem andern Absatz liess ich dagegen das Rennthier so rasch es vermochte dahineilen, warf ein anderes Rennthier nieder und überfuhr einen Lastschlitten, kam aber doch glücklich den Abhang herab. Damit waren wir auch auf dem Pfarrhof Karasjoki und wurden von Pastor Stockfleth mit offenen Armen empfangen. In seiner Gesellschaft brachten wir zehn lehrreiche Tage zu und begaben uns dann den 18. Januar wieder nach Enare. Von einem ausgezeichnet schönen Wetter begünstigt war diese Rückreise eine wirkliche Lustfahrt. Auf dem Iskuras-tunturi zeigte sich sogar die Sonne, obwohl sie sich noch nur ein wenig über dem Horizont erhob. Als wir nach einer Tagereise am Abende in Jorgastak anlangten, konnten wir es nicht unterlassen wegen Wiederkunft der Sonne einen kleinen Schmaus zu veranstalten. Unterdessen zogen alle unsere

Rennthiere davon, wurden jedoch glücklicher Weise auf einem nahbelegenen Felsrücken eingeholt. Noch denselben Abend begaben wir uns von dannen, fuhren lange irre, entdeckten aber endlich eine Lappenstube, wo wir den Rest der Nacht zubrachten. Am folgenden Tage gelangten wir nach Enare.

Bald nach unserer Rückkunft nach Enare erhielt ich vom Herrn Staatsrath Sjögrén in St. Petersburg ein Schreiben, worin er mich unterrichtete, dass die Kaiserliche Akademie der Wissenschaften den Beschluss gefasst hätte eine wissenschaftliche Expedition nach Sibirien abgehen zu lassen und schlug mir vor als Ethnograph und Linguist an dieser Expedition Theil zu nehmen. Da dieser Vorschlag vollkommen mit meinen wärmsten Wünschen übereinstimmte, erklärte ich mich bereit den Antrag der Akademie anzunehmen. Nach dem Schreiben des Herrn Sjögrén konnte die in Rede stehende Reise jedoch nicht vor Ablauf eines Jahrs stattfinden und es wurde mir gestattet diese Zeit nach meinem Gutdünken zu benutzen. Herr Sjögrén gab mir jedoch den Rath meine gegenwärtige Lappländische Reise nicht zu unterbrechen, sondern nach dem früher entworfenen Plan von Enare aus ins Russische Lappmarken zu gehen, von dort meine Reise nach Archangelsk fortzusetzen, dann meinen Lauf zu den Europäischen Samojeden zu richten und endlich über den nördlichen Ural mir den Weg nach Sibirien zu bahnen, wo meine Thätigkeit im Dienste der Akademie beginnen sollte. Wie dieser weitreichende Reiseplan von mir ausgeführt worden ist, wird sich in dem Folgenden zeigen.

## II.

Da die Enare-Gemeinde bis auf die letzten Zeiten ohne einen eignen Geistlichen war und die Seelsorge bloss einige wenige Male im Jahre durch den Pastor in Utsjoki versehen werden konnte, so ist es klar, dass sich das Volk bei solchen Gelegenheiten desto zahlreicher bei der Kirche zur Ausübung der gemeinschaftlichen Andacht versammelte. Vielleicht war jedoch bei dem grössern Theil der versammelten Lappen nicht die Andachtsübung der Beweggrund zu diesen für manche sehr weiten Kirchreisen. Das kann mit vollkommener Sicherheit nicht bloss von den Russischen Lappen, sondern auch von den Norwegischen und Finnischen Berglappen behauptet werden, welche sich gewöhnlich in grosser Menge bei der Enare-Kirche zu den sogenannten Sammel- und Marktzeiten einfanden. Was kann aber die so mächtige Triebfeder gewesen sein, welche die Menschen von so vielen und so weit entfernten Landesenden zusammenzubringen vermochte? Fast alle Völker haben Traditionen über eine irdische Glückseligkeit, die verloren gegangen ist. So sprechen auch die Lappen mit einem Gefühl der Sehnsucht und Trauer von der goldenen Zeit, wo Bäche von Wein die Enare-Kirche umflossen und Hunderte von Menschen zusammenströmten, um hier ihr durch die Gebirgswinde abgekühltes Blut zu erwärmen. An dem matten Kohlenfeuer in seiner einsamen Hütte sitzend bricht der Berglappe bisweilen in eine Elegie über diese mit ihren vielen Freuden und Genüssen entschwundene Zeit aus. Nun schenkt ihm der Marktplatz Enare nichts anderes als ein trauriges Andenken an die Vergangenheit. Höchst selten geschieht es in unserer ordentlichen Zeit, dass irgend ein kühner Abenteurer dem Verbot des Gesetzes zu trotzen wagt und in der Tiefe der Wälder einen geringen Vorrath des elysäischen Getränks verbirgt, der ausserdem nur für besonders gute und geprüfte Freunde aufbewahrt wird. Man kann sich unter solchen Verhältnissen nicht darü-

ber wundern, dass sowohl die Russen als auch die Berglappen meistens aufgehört haben die Enare-Märkte zu besuchen. Diese haben auch ihre ursprüngliche religiöse Bedeutung verloren, da die Gemeinde ihren eignen Seelsorger erhalten hat, welcher das ganze Jahr hindurch innerhalb des Filialsprengels zu bleiben verpflichtet ist. Nichtsdestoweniger versammeln sich die Enare-Lappen nach alter Sitte an gewissen Sonntagen zahlreicher als sonst beim Gottesdienste und halten sich dann mehrere Tage nach einander in ihren kleinen bei der Kirche erbauten Stuben auf. Es ist schwer zu sagen, was diese Menschen eigentlich während ihrer Versammlungszeiten vorhaben, wenn ich einige Hochzeiten, Kindtaufen und Verlobungen ausnehme, welche gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten gefeiert werden. Es zeigt sich hier, dass der Lappe von Natur keinen Sinn für Vergnügen, öffentliche Belustigungen und irgend ein Gemeinleben überhaupt hat. Ein jeder von ihnen scheint vollkommen von seinen eignen kleinen Sorgen in Anspruch genommen zu sein, z. B. von Holzschleppen, Besorgung der Rennthiere u. s. w. Höchstens kann man einige Freunde und Verwandte gehen und in der grössten Stille mit einander sprechen sehen. Es muss ein sehr ungewöhnliches Ereigniss sein, das eine grössere Bewegung unter die Menschen bringen kann. Ein solches trug sich an einem der letzten Tage des Februars zu, als wir, zwei Finnen, und ein Paar Individuen von dem edleren, germanischen Stamme von dem Marktplatz fortreisen sollten. Die Neugierde und noch mehr eine natürliche Theilnahme für die Reisenden führte den grösseren Theil der bei der Kirche anwesenden Lappen zusammen. Ein jeder wollte sich hervorarbeiten, um uns die Hand zum Abschied zu reichen und uns seinen Segen als Wegkost zu spenden. Hiebei strahlte aus dem runden, von der Sonne beschienenen Antlitz der Lappen eine innerliche Herzlichkeit und Fülle von Liebe, eine unbegränzte Theilnahme für die Reisenden. Mancher dürfte dieses einfältige Wohlwollen mit vornehmer Verachtung ansehen, der Lappland-fahrer aber, der gewohnt ist nur nackte Felsen ringsum zu erblicken, zeichnet ein solches Ereigniss nicht bloss in sein

Tagebuch, sondern zugleich auch in die Tiefe seines Herzens auf.

Unter vielen Segnungen und Glückwünschen traten wir also unsere lange und beschwerliche Reise nach dem Russischen Städtchen Kola an, während unsere Deutschen Reisegefährten ihren Lauf nach dem Nordkap richteten. Eine zahlreiche Menge von Lappen kehrte in unserer Gesellschaft heim. Die Reise ging anfangs quer über den Enare-See, wir kamen jedoch während der ersten Tagereise nicht weiter als bis zur Mitte des umfangsreichen Sees, wo die Finsterniss hereinbrach und uns nöthigte eine Herberge in einer unbewohnten Hütte auf einem Inselchen zu suchen. Wir waren an dem Tage über zwei grosse Buchten, den Ukon-selkä und Kattilan-selkä gefahren. Die letztere hat nach der Tradition ihren Namen davon erhalten, dass ein Lappe mit einem an einem Seile befestigten Kessel die Tiefe der Bucht gemessen haben soll. Der Name Ukon-selkä (Lappisch Äije jarngga) hat einen mythischen Grund und veranlasst mich zu einigen Bemerkungen über die frühere Götterlehre der Lappen.

Ueberall, wo die Lappische Sprache gesprochen wird, hört man Traditionen über die Seida, Sieida d. h. Götterbilder aus Stein, welchen die Lappen Verehrung bewiesen und Opfer dargebracht haben. Die Opfer bestanden meistentheils aus den Hörnern und Knochen der Rennthiere, besonders der wilden Rennthiere. Högström erzählt, dass einige Seida's von einem weiten Zaun umgeben waren, und von allen Thieren, die der Lappe innerhalb dieses Umkreises schoss, opferte er denselben den Kopf und die Füsse und ausserdem die Flügel der Vögel. Auch ich habe erzählen hören, dass die Lappen auf der Rennthierjagd Kopf und Hals des Rennthiers dem Seida als Opfer gelobt hätten, im Fall die Jagd glücklich abliefe. Den übrigen, besseren Theil verzehrten die Jäger selbst an der Opferstelle, aber nichtsdestoweniger kehrten sie mit hungrigem Magen heim, da alles, was man ass, nur dem Seida zu Gute kam. Nach Högström hatten die Rennthier-Lappen auch die Gewohnheit die Seida's mit Rennthierblut zu bestreichen, so wie die

Fischer-Lappen sie mit Fischthran beschmierten. Wenn der Thran darauf in der Sonnenhitze trocknete, soll der einfältige Fischer geglaubt haben, dass der Seida sein Opfer verzehrt hätte. — Tornäus und Högström stimmen darin überein, dass die Seida's nicht durch Menschenhand gebildet, sondern so beschaffen sind, als schiene sie die Natur selbst hervorgebracht zu haben; sie haben jedoch meist eine seltsame Gestalt, wie Versteinerungen (Högström). Das mag mit den meisten der Fall gewesen sein. Doch habe ich Gelegenheit gehabt auf einer Insel in dem Enare-See einen Seida zu sehen, der aus kleineren Steinen aufgerichtet und sowohl an Gestalt als Grösse menschenähnlich gebildet war. — Ueber die von Högström erwähnten Holzbilder, «die aus Wurzeln in menschenähnlicher Gestalt ausgehauen sind,» habe ich in Lappland keine Auskunft erhalten können, doch in den nördlichen Gegenden Finnlands trifft man Bilder mit menschlicher Gestalt auf der Oberfläche wachsender Bäume abgebildet. Diese heissen *Molekit* und sollen in frühern Zeiten göttliche Verehrung genossen haben. Im Sprengel Sodankylä pflegt man noch heut zu Tage solche Bilder zu formen, was gewöhnlich stattfindet, wenn jemand zum ersten Mal eine Stelle besucht. Ein solches Bild wird *Hurikkainen* genannt und ist von *Karsikko* verschieden, welches in dem Gebiet von Kajana zu demselben Zwecke gebraucht, jedoch so gemacht wird, dass man die Zweige eines Baums abhaut und nur einen einzigen stehen lässt, welcher nach der Gegend gerichtet sein muss, wo der Reisende seine Heimath hat. — Es ist wahrscheinlich, dass diese Hurikkaiset, nicht weniger als die Molekit alte Götzenbilder der Lappen gewesen und mit den bei Scheffer und mehreren andern Schriftstellern genannten Wiron Akka, Storjunkare u. s. w. und den von Högström beschriebenen Holzbildern identisch sind. Ohne irgend ein Resultat auf diese Hypothese bauen zu wollen, ist es inzwischen aus dem Angeführten offenbar, dass die Lappen dem rohen, sinnlichen Naturcultus ergeben waren. Sie haben zwar nicht in den Seida's den Stein selbst verehrt, anderer Seits sich aber auch nicht diese Steinbilder als Repräsentanten oder Symbole irgend eines göttlichen

Wesens vorgestellt, sondern man glaubte, dass die Gottheit im Bilde selbst wohnte. Dieser Auffassung des Wesens der Seida's gemäss lässt man sie nicht bloss das Opfer verzehren, sondern schreibt ihnen auch Leben und Bewegung zu. «Ein Theil der Lappen,» sagt Högström, «ist immer der Meinung, dass diese Steine Leben haben und gehen können.» Das wird auch durch eine unter den Enare-Lappen allgemein gangbare Tradition bestätigt, welche meldet, dass die Seida's sich lange auf der Wasserfläche bewegt hätten ohne unterzusinken, als Päiwiö einige von ihnen in den Enare-See stürzte.

Ausser den Seida's und den oben genannten Holzbildern kommen in der Lappischen Mythologie auch einige persönliche Gottheiten vor, wie Äije oder Äijsh (im Schwedischen Lappmarken Aija, Aijeke, Atja), Akku, Hiidda, Tuona, Lempo, Madderakka oder Mudderakka, Uksakka oder Juksakka,, Jaabmeakka. Aeltere Schriftsteller sprechen noch von einigen andern Gottheiten, diese dürften jedoch entweder den Lappen angedichtet sein oder ihren Grund in irgend einem Missverständniss haben, denn sie setzen so hohe Religionsbegriffe voraus, wie es unmöglich bei einem so wilden Naturvolk gegeben haben kann. Unter denen, welche wirklich zur Lappischen Mythologie gehören, scheinen wenigstens die meisten dieselben wie bei den Finnen zu sein. So ist auch in der Finnischen Mythologie Ukko unter dem Namen Äijä bekannt; Akku ist unsere Akka oder Ämmä. Hiidda, Lempo, Tuona sind die Finnischen Gottheiten Hiisi, Lempo, Tuoni. — Äije und Akku kommen in Enare als Benennungen von Bergen, hohen Felsen, grossen Seen vor. Ferner heisst der Donner im Finnischen Lappmarken Äijsh, was ein Deminutiv von Äije ist, gleichwie bei den Finnen der Donner gewöhnlich mit der Deminutivform Ukkonen bezeichnet wird. Den Regenbogen nennen die Finnischen Lappen Äije daugge, welches der Benennung Ukon kaari (Ukko's Bogen) bei den Finnen entspricht. Hiida habe ich nur in dem Ausdrucke: *mana Hiidan* (Finnisch *mene hiiteen* gehe zu Hiisi) gehört. Tuona, Tuone oder Tuon stehen in Lindahl's und Öhrling's Lappischem Wörterbuch, aber sowohl im Norwegischen als im Finnischen Lappmar-

ken ist das Wort unbekannt. Jaabmeakka (Finn. Tuonen akka) und Madderakka (Finn. maan akka, mannun eukko) kommen auch in der Finnischen Mythologie vor, Saarakka und Uksakka sind ihr aber fremd. Die Mythologen meinen, dass Madderakka, Saarakka und Uksakka bei den Geburten angerufen worden seien, ihre Angaben sind jedoch überhaupt nicht sehr zuverlässig und die vorliegende hat vielleicht nur einen philologischen Grund. Im Schwedischen Lappmarken bedeutet, nach Lindahl's und Ohrling's Lexikon, das Wort *madder* (gewöhnlicher *maddo*) Herkunft und *saret* schaffen. Durch diese Bemerkungen kann man leicht auf die Eigenschaften geführt werden, welche der Maderakka und Saarakka zugetheilt worden sind. Dr. Lönnrot hat jedoch meine Aufmerksamkeit darauf hingeleitet, dass diese Benennungen möglicher Weise von dem Finnischen Worte *manner* Festland, Erde, und *saari* Insel herstammen. In philologischer Hinsicht stösst diese Herleitung auf keine Schwierigkeiten, insofern *manner* (ursprünglich *mantere*, davon *mander* und endlich *manner*) nach dem Geist und den Gesetzen der Lappischen Sprache in *madder* übergehen kann, so wie *hinta* (Preis, Werth) in *hadde*, *rinta* (Brust) in *radde*, *pinta* (Oberfläche des Baums) in *bidde*, *kant* (Kante) in *gadde*, *sand* in *saddu* übergeht. Die in Rede stehende Herleitung wird, was Madderakka betrifft, ferner durch folgendes mir gütigst durch den Pfarrer J. Fellman mitgetheilte Fragment bekräftigt: *Man laem Madderest ja Madderi mon boadam, Madderakast mon laem aellam ja Madderakka kuullui mon boadam*, d. h. ich bin von Madder und zu Madder komme ich, von Madderakka habe ich gelebt und zu Madderakka komme ich. Diess ist augenscheinlich eine Uebersetzung der bei unserer christlichen Beerdigungsceremonie vorkommenden Worte: Von Erde bist du und zur Erde sollst du werden. Sind nun wirklich in Madderakka und Saarakka die Finnischen Wörter *manner* und *saari* enthalten, so ist nichts glaublicher, als dass die Finnen die Lappischen Seida's umgetauft und Madderakka einen auf dem Festlande befindlichen Seida genannt haben, so wie Saarakka solche Seida's bezeichnete, welche die Lappen auf Inseln der

Seen verehrten. Was ferner Uksakka oder Juksakka betrifft, so kann dieses Wort am füglichsten von dem Lappischen *Juksu* Fang, Beute hergeleitet werden. Juksakka wäre demnach mit der Finnischen Wiljan Eukko identisch.

Nach diesem kurzen Ausfluge in die dunkle Vorzeit der Lappen werden wir wiederum auf unsere Reisegesellschaft zurückkommen. Es hat sich eine Gruppe um das wärmende Feuer, das in der Mitte der Hütte angezündet war, versammelt. Die Weiber halten sich jedoch in einiger Entfernung von dem Feuer und ein junges, blühendes Mädchen hat sich in einen fernen Winkel zurückgezogen, wo sie mit kindlicher Freude einen Ring, einen Löffel und ein Tuch betrachtet — Gaben, welche sie auf dem Markte von ihrem Bräutigam erhalten hat. Die Männer rühren mit vereinten Kräften die dampfenden Grapen um, drücken mit Eifer jeden aufwärtsstrebenden Fleischesbissen unter das Wasser und fangen von Zeit zu Zeit irgend ein Stück auf und prüfen mit Kennermiene, ob das Fleisch bereits hinlänglich gekocht sei. Bisweilen wird ein Glas Norwegischen Branntweins geleert. Der Wein löst die Zungen der Lappen; man scherzt, erzählt muntere Geschichten und macht sich mit einem Worte einen heitern Abend. Endlich werden die Grapen vom Feuer gehoben; die Gesellschaft vertheilt sich in kleinere Gruppen, eine jede um ihren Grapen. Nachdem man in tiefer, andachtsvoller Stille eine reichliche Mahlzeit zu sich genommen hat, sinkt der eine nach dem andern mit vergnügtem Gemüth auf sein Birkenreisbett nieder. Bald liegen sie alle in den tiefsten Schlaf versunken. Sogar das Feuer erlischt; nur die Sterne wachen draussen.

Am folgenden Morgen trennte sich die Gesellschaft; wir setzten die Reise über den Enare-See fort und kamen so zu einer einsamen Lappenstube in dem Dorfe Patsjoki. Der Eigenthümer der Stelle war ein unter den Lappen ungewöhnlich kluger und vorurtheilsfreier Mann. Recht klar setzte er mir das Verkehrte in der jetzigen Lebensweise der Enare-Lappen auseinander und sah auch deutlich die Mittel und Wege ein, durch die sie zu einem grössern Wohlstand kommen könnten. «Unsere Rennthiere,» äusserte er

unter Anderm, «sind ein sehr unsicheres Eigenthum. In einer einzigen Nacht kann der Wolf einen grossen Theil der geringen Heerde des Fischer-Lappen zerstören und während des Sommers, wo die Rennthiere ohne alle Ueberwachung sind, geschieht es nicht selten, dass sie sich verlaufen, ohne je wiedergefunden zu werden. Was dagegen den Fischfang betrifft, so ist dieser Gewerbszweig fast eben so unzuverlässig als die Rennthierzucht. Fällt nun der Sommerfang schlecht aus und wird die Rennthierheerde zerstört, womit will dann der arme Fischer sein Leben während des langen Winters fristen? Würde er sich dagegen um Rindviehzucht kümmern, so hätte er nicht nur ein sicheres Eigenthum, sondern könnte auch durch den Butterhandel nach Norwegen sich einen guten Verdienst verschaffen.» Es ist unbestreitbar, dass die Rindviehzucht hier mit Erfolg betrieben werden könnte, denn die Ufer des Iwalo-Flusses, welche durch Finnische Colonisten urbar gemacht worden sind, beweisen augenscheinlich, dass die Wiesenkultur in Enare-Lappmarken möglich ist. An wenig Stellen in Finnland selbst wird man einen so üppigen Graswuchs antreffen, wie an dem genannten Flusse und ich habe an dessen Mündung grosse Ebenen gesehen, welche durch geringe Arbeit zu derselben Fruchtbarkeit gebracht werden könnten. Wiesengegenden giebt es auch in Kamasjoki, Joenjoki, Patsjoki, auf den Inseln und hie und da an den Seeufern. Es kann meine Meinung nicht sein, dass die Rindviehzucht die Rennthierzucht und den Fischfang ganz und gar ausschliessen solle, sie soll nur die vorzüglichste Erwerbsquelle der Enare-Lappen werden. Zugleich kann man recht gut einige Rennthiere halten, fischen, wilde Rennthiere jagen und zum Unterhalt des Lebens alle Mittel benutzen, welche die örtlichen Verhältnisse sonst noch darbieten. Gewinnt aber die Viehzucht keinen Eingang in dem Enare-Sprengel, so versinkt diese Gegend unfehlbar immer mehr und mehr in Armuth und Elend. Diess lässt sich leicht einsehen, wenn man bedenkt, dass die Rennthierzucht, welche in Enare schon lange im Abnehmen begriffen ist, in früheren Zeiten einen gleich wichtigen, wenn nicht noch wichtigeren Erwerbzweig als der Fischfang

ausmachte. Die Viehzucht wäre also nur ein Surrogat der Rennthierzucht, welches der Branntweinshandel mit den Berglappen schon eine Zeitlang ausgemacht hat. Würde es aber vielleicht nicht zweckmässiger sein die Rennthierzucht wieder zu frischem Leben und zu der frühern Ausdehnung zu bringen? Das ist nach meiner unmaassgeblichen Meinung rein unmöglich, denn ich bin davon fest überzeugt, dass nicht so sehr äussere Verhältnisse als vielmehr die höhere Kultur der Enare-Lappen den Verfall der Rennthierzucht herbeigeführt hat. Es ist wohl wahr, dass die Berglappen in vieler Hinsicht den Rennthierheerden der Fischerlappen gefährlich sind; die Hauptursache der Abnahme der Rennthiere liegt jedoch unzweifelhaft darin, dass sich der Enare-Lappe bereits an eine stationäre Lebensart gewöhnt hat. Je fester der Lappe sich irgendwo niederlässt, desto unmöglicher wird es ihm eine grössere Rennthierheerde zu unterhalten, da die Rennthierweide auf den besten Stellen selbst bald verzehrt ist und ein Menschenalter hingeht, ehe neues Moos wieder emporwächst.

Ich erwähnte soeben, dass die Enare-Lappen schon einige Fortschritte auf dem Wege der Kultur gemacht haben. Das zeigt sich vornehmlich in ihrer religiösen Bildung. Sie sind sehr belesen und wohl bewandert in ihrem Christenthum und lieben zugleich ein stilles und gottesfürchtiges Leben nach Aussen. Gröbere Verbrechen sind sehr selten, wenn ich das nicht ungewöhnliche Vergehen ausnehme, dass der Fischerlappe bisweilen eine Kugel gegen einen von den Heerden der Berglappen verirrten Rennthierochsen abschiesst. Diess wird als ein geringes Versehen angesehen, wie man schon aus dem unbedeutenden Umstand schliessen kann, dass ein besonders gewissenhafter Fischerlappe mir mit allem Ernst die Frage zur Beantwortung vorlegte, ob es wirklich eine Sünde wäre hin und wieder ein Rennthier der Berglappen zu schiessen. Ueberhaupt verabscheut man jedoch ein unrechtmässiges Eingreifen in das Eigenthum eines Andern. Der Enare-Lappe ist auch im Gegensatz zu den andern Lappen exemplarisch nüchtern. Wie die meisten Sterblichen verschmäht er nicht ein Glas, wenn es ihm angeboten wird,

aber er übernimmt sich fast nie. Man wirft den Enare-Lappen Eigennutz, Gewinnsucht, Bedrückung vor und diese Vorwürfe dürften nicht ganz grundlos sein. Besonders habe ich bei ihnen eine gar kleinliche Empfindlichkeit in allem bemerkt, was nur im Geringsten ihre Privat-Interessen verletzen könnte und eine damit zusammenhängende Missgunst bei dem Glück und Gedeihen eines jeden andern. Doch solche Eigenschaften werden fast unwillkürlich bei einem Volke genährt, welches in Armuth lebt und, um sein Leben zu fristen, unaufhörlich gegen eine karge und eisenharte Natur kämpfen muss.

Bei Gelegenheit der Kultur der Enare-Lappen kann ich nicht unterlassen einige Worte über ihr häusliches Leben zu sagen. In dieser Hinsicht ist die Civilisation mindestens soweit vorgeschritten, dass sie Häuser haben, obwohl dieselben nur zur Winterszeit bewohnt werden. Während des Sommers führen die Fischer eine nomadisirende Lebensart, ziehen von einer Hütte zur andern und fischen bald in dem einen See, bald in dem andern. Wenn aber der Fischfang aufhört und der Winter herannaht, zieht sich der Fischer in seine einsame Stube zurück, die in irgend einer elenden Berggegend erbaut ist. Giebt er seine Winterwohnung auf, so hat er keine andern Vortheile im Auge als eine gute Weide für seine Rennthiere, Baumrinde zu seiner eignen Nahrung und Brennholz. Geht eins dieser Erfordernisse aus, so muss er sich einen neuen Wohnplatz suchen. Aeltere Personen haben mir erzählt, dass sie auf diese Weise gezwungen gewesen sind, ihren Wohnplatz drei-, vier-, ja fünfmal im Leben zu wechseln. Es ist klar, dass der Lappe sich unter solchen Umständen nicht viel um seine Gebäude kümmert.

Seine Stube ist gewöhnlich nur so gross, dass sie mit Mühe die Mitglieder der Familie und ausserdem einige Schaafe umschliesst, welche ungeachtet ihrer zahmen Natur dennoch in gefänglichem Verwahrsam unter dem Bette gehalten werden. Ihre Höhe ist unter dem Dachbalken ungefähr von der Grösse eines erwachsenen Mannes, an den Seiten kann man nicht aufrecht stehen. Der zum Schaafstall bestimmte Theil des Zimmers bildet bisweilen eine Abtheilung

für sich, da er sich ein wenig in die Erde herabsenkt. Die Küche macht eine andere Abtheilung der Stube aus. Was den Herd betrifft, so ist seine Einrichtung ganz einfach. Er besteht aus zweien in die Augen fallenden Theilen, einer grausenerregenden Oeffnung und einem Rauchfang, durch den sich die Flamme unbehindert in die freie Luft schwingen kann. Das einzige, was in einer Lappenstube nach Luxus aussieht, ist hin und wieder eine Scherbe von einer Glasraute in einer kleinen Fensteröffnung. Tisch und Stühle können unter die Seltenheiten gerechnet werden. Auch Löffel sind nicht allgemein, denn die Lappen verzehren ihre Suppe gewöhnlich mit Kellen. — Vor einigen Lappenstuben giebt es einen kleinen Ausbau, in welchem man seine Kleidungsstücke und anderes verwahrt, was nicht in der Hütte selbst Platz hat. Reichere Lappen haben auch einen Schaafstall und diejenigen, welche Kühe besitzen, müssen natürlicher Weise sich einen besondern Kuhstall anlegen. Ausserdem hat jeder Haushalt sowohl auf seinen Sommer- als Winterstationen eine oder mehrere kleinere Vorrathskammern. Diese sind auf hohen Pfosten erbaut, um ihren Inhalt, der meist aus Nahrungsmitteln besteht, besser gegen Wölfe, Vielfrasse und andere Raubthiere geschützt zu sehen.

Was die Oekonomie der Enare-Lappen im Uebrigen betrifft, so ist wenig darüber zu sagen, was nicht schon früher fast Jedermann durch verschiedene Beschreibungen von Lappmarken bekannt wäre. Ihr vorzüglichster Erwerbszweig ist der Fischfang, da sie alle Fischerlappen sind. Die Fische, welche nicht im Sommer verzehrt werden, werden zum Trocknen aufgehängt und für den Winter aufbewahrt. Während der kälteren Jahreszeit begnügt sich der Lappe nicht gern mit dieser leichten Nahrung. Er isst ein Hauptmahl am Tage, welches spät am Abende eingenommen wird, und dann will er gern Fleischspeisen haben. Am Morgen nährt er sich mit den Ueberresten des vorigen Tages oder mit seinen trockenen Fischen. Viele Lappen sind ausserdem mit Brod, Rennthier-, Kuh- und Schaafkäse, gefrorener Rennthiermilch, Molte- und Kratzbeeren (*Empetrum nigrum*) und andern dergleichen Leckerbissen versehen.

Sein Fleisch erhält der Fischerlappe theils durch die Rennthierjagd, theils von seinen eignen kleinen Heerden, besonders aber von den benachbarten Berglappen. Diese verkaufen ihre Rennthiere zwar ungern, da ihre Heerden ohnehin fast täglich durch die Wölfe vermindert werden, welche, um mich des Ausdrucks eines Berglappen zu bedienen, seinen Rennthierheerden ebenso gefährlich sind, wie der Teufel dem Menschen, doch der Branntwein ist ein mächtiger, alles besiegender Fürsprecher. Kommt man als Reisender in ein Gebirgsdorf und bietet man nach Landessitte den Wirthsleuten einen oder ein Paar Schnäpse an, so wird man reichlich mit Rennthierbraten, Zungen, Markknochen u. s. w. beschenkt. Es wird mit Recht als eine Kränkung betrachtet, wenn man sich weigert diese Gaben entgegenzunehmen; hat man sie aber einmal entgegengenommen, so ist es eine unbedingte Schuldigkeit das empfangene Gut mit Branntwein zu vergelten, nach dem Sprichwort: «Gabe gegen Gabe oder gieb mir meine Gabe wieder». Vergisst man diese Schuldigkeit, so wird man bald an sie erinnert. Hierauf folgen wiederum neue Geschenke und eine neue Bewirthung, welche so lange fortdauert als der Reisende noch einen Tropfen in seinem Kruge nachhat. Hieraus leuchtet ein, welch unerhörten Gewinn ein berechnender Krämer aus dem Branntweinshandel mit den Berglappen ziehen kann. Kein Wunder, dass die Enare-Lappen diesen Handel als einen wichtigen Erwerbszweig ansehen.

Da ich nun auf die Berglappen gekommen bin, dürfte es mir erlaubt sein noch einige Bemerkungen über dieses Volk hinzuzufügen. Die Berglappen stehen in religiöser und sittlicher Hinsicht weit unter den Fischerlappen. Das kommt nicht allein von ihrer nomadisirenden Lebensart, sondern auch von der Unbekanntschaft mit der Sprache, in welcher ihnen bisher der Religionsunterricht ertheilt worden ist. Nichtsdestoweniger scheint auch der Berglappe eine tiefreligiöse Anlage zu haben, denn er verrichtet täglich gewisse Tisch-, Morgen- und Abendgebete und unterweist seine Kinder mit Sorgfalt in den Stücken, in denen er selbst heimisch ist. Wie der Fischerlappe ist auch er ein erklärter Feind des Aberglaubens und

des Heidenthums und weiss deshalb wenig oder gar nichts von seiner Vorzeit. Des Berglappen religiöses Gemüth zeigt sich auch in einer unendlichen Liebe zu seinem Weibe, seinen Kindern und seinem Dienstvolk. Ein Berglappe erzählte mir, dass er während seiner dreissigjährigen Ehe nie ein böses Wort mit seiner Frau gewechselt, sie nie anders als mit dem schönen Worte «*loddadsham*» (Finn. *lintuiseni* mein Vöglein) angeredet hätte. Ich selbst habe den Berglappen, wenn er am Abende von seinen Rennthieren heimkam oder von einer Reise zurückkehrte, sein Weib und seine Kinder mit einer warmen, innigen Zärtlichkeit küssen und liebkosen sehen. Mit dieser Weichheit des Gemüths vereinigt der Berglappe eine Kühnheit und Freimüthigkeit, die bisweilen in Trotz und Verachtung des Anstands, der Sitte und des Gesetzes übergeht. Gröbere Vergehen sind zwar bei den Berglappen eben so selten wie bei den Fischern, es giebt jedoch in dem menschlichen Zusammenleben viele hergebrachte Sitten, welche sich in den zehn Geboten nicht ausdrücklich verzeichnet finden und von diesen hat der Berglappe wenig Kenntniss. Auf echt altnordische Weise liebt er es seinen Willen durch das Faustrecht geltend zu machen; seine Sprache ist oft frech und sein ganzes Auftreten plump und übermüthig. Es kann nicht anders sein, denn ungeachtet die Berglappen bereits das Christenthum angenommen haben, gehören sie dennoch zu der Zahl der wilden Völker. Diese Wildheit zeigt sich augenscheinlich schon in ihrem äussern Leben. Um mit ihren Wohnungen anzufangen, so halten sie sich gleich den meisten andern Wilden in elenden Zelten auf. Diese errichtet man so, dass man vier bogenförmige Hölzer in die Erde schlägt, von denen je zwei einen Halbzirkel bilden und in paralleler Richtung in der Entfernung einiger Ellen von einander aufgestellt sind. Diese werden dann vermittelst einiger Querhölzer zusammengefügt und somit ist das Gerüste oder das Untergestell fertig. An dieses setzt man nun Stangen in schliessender Stellung, lässt bloss ein kleines Zugloch für den Rauch und eine Thüröffnung. Dieses Gerippe bezieht man dann mit einer groben Tuchdecke, von der ein Stück zugleich die Thür bildet. Mitten in

diesem Zelte wird eine Feuerstelle mittelst solcher Mechanik eingerichtet, dass einige Steine um die Stelle gereiht werden, wo das Feuer brennen soll. Streue nun ein wenig Birkenreiser auf den Boden, breite einige Rennthierhäute darüber aus und das Gebäude ist fertig eingerichtet. Ein solches Gezelt (*goatte*) bildet des Berglappen Hauptquartier. Hier wohnt sein Weib und seine Kinder nebst den bejahrten Personen. Selbst folgt er und sein Dienstvolk der Rennthierheerde, lagert bisweilen in einem Schneehaufen, bisweilen in einer sogenannten *lavvu*, was eine noch mangelhaftere Einrichtung als die *goatte* ist. Sie wird aufgeschlagen, sobald die Rennthierweide um das Zelt herum ein Ende nimmt und die Rennthiere sich bloss ein kleines Stück von demselben entfernen. Findet sich keine Rennthierweide in näherer Entfernung, so hat ein allgemeiner Umzug des Zeltes, Hausgeräthes, der Nahrungsmittel und der sonstigen Habe Statt. Solche Wanderungen finden nach Högström's Angabe zweimal in jedem Monat Statt. Ausserdem ziehen sich die Berglappen im Frühling nach der Meeresküste hin und kehren im Herbst zum Gebirge zurück. Wie beschwerlich diese Wanderungen auch sein mögen, so hat der Berglappe doch noch mehr Ungemach durch die beständige Ueberwachung seiner Rennthiere. Tag und Nacht muss er auf der Hut sein gegen den Wolf — diesen listigen Feind, der in den Büschen lauert und die erste Gelegenheit benutzt, um seine Beute zu ergreifen. Die Hauptsache bei der Bewachung der Rennthiere besteht in der Kunst sie gut zusammenzuhalten. Denn da die Zahl der Rennthiere des Berglappen sich auf Tausende beläuft und alle Lappen, welche in einem sogenannten Gebirgsdorf wohnen, ihre Rennthiere in einer Heerde haben, so ist es natürlicher Weise eine Unmöglichkeit auf sie alle ein Auge zu haben, wenn es ihnen gelingt sich in mehrere kleinere Rudel zu zerstreuen. Deshalb läuft der Lappe auf den Schneeschuhen hin und her und sucht die Rennthierheerde vermittelst der Hunde zusammenzuhalten, welche so gut dressirt sind, dass der Lappe nur auf das Rennthier zu weisen braucht, welches sich von der Heerde entfernt, worauf der Hund dasselbe sogleich zurücktreibt. Ungeachtet einer so sorg-

fältigen Pflege geschieht es dennoch oft, dass der Wolf Gelegenheit findet mehrere Rennthiere in einer Nacht zu tödten. Während des ganzen Winters braucht der Berglappe keine Beschwerde mit dem Schlachten eines Rennthiers zu seinem eignen Bedarf zu haben. Er isst dann alltäglich nur Wolfsfrass und geht so der besten Stücke sammt dem Blute verlustig — diesem Leckerbissen, welchen er roh zu trinken liebt. — Man hegt gewöhnlich die falsche Vorstellung, dass der Berglappe sich nur mit Fleisch ernährt. Es ist wohl wahr, dass er sich gegen Abend eine kräftige Fleischsuppe kocht, welche er im Gegensatz zu den Fischerlappen ungesalzen isst, doch habe ich sogar das Gesinde der Berglappen sich mit Brod, Butter, gesalzenen Fischen, Rennthierkäse u. s. w. ernähren sehen. Zu Baumrinde, welches ein wichtiges Nahrungsmittel für die Fischerlappen ausmacht, braucht der Berglappe nicht seine Zuflucht zu nehmen. Er ist auf seine Weise reich und diess ist sein einziger wesentlicher Vorzug vor dem Fischerlappen. Denn nach dem im Vorhergehenden in Kürze Angedeuteten steht der Fischerlappe sowohl in religiöser als in sittlicher Hinsicht weit über seinem Bruder auf dem Gebirge. Zuletzt habe ich auch an den Tag zu legen gesucht, dass die Lebensart des Berglappen wilder und uncivilisirter als die des Fischers ist. Dieser bringt den grössern Theil des Winters in einer vielleicht zu ungestörten Ruhe in seiner Stube daheim zu, während dagegen der Berglappe gegen Kälte, Sturm und Unwetter zu kämpfen hat und überhaupt genöthigt ist ein Leben zu führen, welches mehr nach dem Leben eines Thiers als eines Menschen aussieht. — Die Bauart des Fischerlappen zeigt keinen besondern Fortschritt in der Architectur, wenn er sich aber einmal ein Haus aufgebaut, es zu Schaafen und vielleicht auch zu einer Kuh gebracht hat, so hat er sich dadurch mit einem grossen Schritt einer stationären Lebensart genähert. Insofern er aber im Sommer umherirrt und bisweilen auch im Winter seinen Wohnsitz verändert, ist er noch zur Hälfte ein Nomade und bildet somit ein Mittelglied zwischen dem Berglappen und dem Colonisten. Der Fischerlappe befindet sich in der That in einem Uebergangsprozess, aber alle solche Uebergänge

sind schwer und bei den Enare-Lappen hat der Uebergang von einem Nomadenvolk zu sesshaften Colonisten einen ökonomischen Verfall herbeigeführt. Möchten diejenigen, die auf Lapplands Wohl einwirken können, die Beschaffenheit des genannten Uebergangs einsehen und die Enare-Lappen nicht aufs Gebirge, nicht zu den Norwegischen Fjords, sondern zu dem Ziel zu bringen suchen, wohin sie selbst unbewusst streben, nämlich zu einer vollkommen statiönären Lebensweise.

Nach allen diesen Umwegen werden wir uns endlich zur Reise rüsten. Hierbei werden wir uns jedoch nicht zu beeilen haben, denn damit die Rennthiere die zwölf Meilen lange Entfernung von Patsjoenniska bis zum Russisch-Lappischen Dorfe Synjel aushalten können, müssen sie ungestört ihre Morgendämmerungsruhe (*koitto-lepo*) geniessen und darauf noch eine Weile weiden können. Darauf ist es wiederum eine Schwierigkeit die Rennthiere festzunehmen. Man fängt sie mit einer Schlinge, die so geworfen wird, dass das Geweih darin hängen bleibt. Einige Rennthiere jedoch, besonders diejenigen, die von wilden Rennthieren stammen, lassen sich nicht leicht mit der Schlinge fangen, sondern werden schon in der Entfernung vor einem Menschen scheu. — Die Mahlzeit, welche man am Morgen einnimmt, ist dem Lappen nicht so hinderlich, wie gewöhnlich dem Finnen. Beide haben jedoch dieselbe unbegreifliche Eigenschaft die Zeit hinstreichen zu lassen, ohne dass irgend etwas Wesentliches ausgerichtet worden wäre. So war auch bei unserer Abreise von Patsjoenniska die Mittagszeit nah vor der Thür, als unser Wirth das Zeichen zum Aufbruch gab. Dieses Zeichen geschieht gewöhnlich immer bevor die Rennthiere angespannt sind, denn diese Operation ist so einfach, dass dazu nach der Ausdrucksweise der Lappen gar keine Zeit nothwendig ist. Sie wird auf folgende Weise bewerkstelligt. Um den Kopf des Rennthiers wird eine Halfter gebunden, woran die Lenkriemen befestigt sind. Das Joch besteht aus weichem Rennthierleder und bildet einen Reif um den Hals des Rennthiers, der sich bis unter die Vorderbeine erstreckt, der Zugriemen macht einen Bestandtheil für sich aus, er läuft zwischen

den Beinen des Rennthiers und ist mit einem Ende am Joch und mit dem andern an einer Schleife befestigt, welche unter der Spitze des Rennthierschlittens befindlich ist. Dieser gleicht seiner äussern Form nach einem in der Mitte durchsägten Boote, ist mit einer Rückenlehne versehen und hat wegen des Gleichgewichts einen breiten Kiel im Boden. Seiner Grösse nach ist der Rennthierschlitten so beschaffen, dass eine Person bequem in ihm sitzen und noch ein Ränzel als Stütze unter den Füssen haben kann.

Nun sind die Rennthiere vorgespannt und alles in Ordnung. Der Lappe betet still sein «Vater unser» und darauf geht es über Hügel und Berge mit einer Geschwindigkeit, welche kaum von irgend etwas anderem als von dem beschwingten Fluge des Vogels übertroffen werden kann. Bald jedoch hemmt das Rennthier seinen Lauf und nun beginnt der gewöhnliche, unveränderliche Trab, der durch seine Einförmigkeit sowohl Leib als Seele ermüdet. Es ist sehr erfrischend hin und wieder einen steilen Felsen abwärts zu fahren, der Weg zwischen Patsjoenniska und Synjel läuft aber leider weder über Felsrücken noch über irgend andere hohe Berge. Dagegen fährt man über eine unzählige Menge von mehr oder minder ausgedehnten Seen und diese prüfen die Geduld am Meisten, da sie öde und einförmig sind und ausserdem Wind und Wetter einen freien Spielraum gewähren. Glücklicher Weise liegt auf unserm Wege auch viel Wald, wo man mindestens einigen Schutz gegen den Wind finden kann, aber auch hier giebt es keinen andern Wechsel als den, welchen man in der Verschiedenheit der Tannen entdecken kann, kein anderes Leben, als das, welches sich in den Spuren des Wildes zeigt, keinen andern Laut als das Heulen des Windes und das traurige Aechzen irgend eines bejahrten Baumes, der unter der Last der Jahre dahinsinkend seinen Nachbar um eine Stütze anfleht und von dem Sturm zerschmettert zu werden befürchtet. Viele unter seinen Brüdern liegen schon umgestürzt und durch den schonungslosen Tyrannen niedergeschmettert, doch hat dieser seine Gegner als Helden geehrt, da er über ihnen grosse Grabeshügel von Schnee aufgehäuft hat. Was sind aber diese Haufen gegen die kolossalen

Denkmäler, welche die Natur auf ihrem eignen Grabe errichtet hat? Du glaubst vielleicht, dass es nur Wolken seien — diese dunkeln Mächte, welche dort weit in der Ferne zum Vorschein kommen. Siehst du nicht, wie sie unbeweglich an ihrer Stelle stehen, sagt dir nicht alles, was du ringsum schauest, und unter anderm die weisse Umhüllung der Erde selbst, dass sie da sind um von Tod und Vergänglichkeit Zeugniss zu geben?

In einer solchen düstern Gestalt stellte sich meinem Gemüthe die Lappische Natur im Anfang unserer Fahrt von Patsjoenniska dar. Um meinen Betrachtungen eine andere Richtung zu geben, fuhr ich bei einer bequemen Gelegenheit unserm Führer nach und suchte ein munteres Gespräch mit dem Lappen anzuknüpfen. Ich fragte ihn unter anderm, wie es geschehen sei, dass wir, nachdem wir die Russische Gränze überschritten, ein vollkommenes Unwetter über uns bekommen hätten. Der Lappe entgegnete, dass an der Gränze selbst statt einer Zollkammer eine heilige Stelle (*basse baikke*) wäre, welche so hiesse, weil sich dort ein *Seida* befände. In frühern Zeiten sollen die Lappen nie einem *Seida* vorbeigereist sein, ohne bei ihm ihre Mahlzeit zu halten und natürlicher Weise auch etwas dem Gotte zu opfern. Noch heut zu Tage beobachten die Russischen Lappen diese Sitte, aus Furcht, dass sie sonst von Hunger und andern Plagen überfallen werden könnten, mit welchen der erzürnte Gott eine solche Uebertretung bestraft. «Vielleicht», fügte der Lappe lachend hinzu, «hat der *Seida* auch von uns irgend ein Opfer verlangt und will nun durch dieses Unwetter zeigen, was er vermag». In der Absicht den Zorn des Gottes zu beschwichtigen, wurde eine Libation angestellt, doch diese diente nun zu nichts. Das Unwetter dauerte fort und nahm beinahe zu. Für uns gab es demnoch keinen andern Ausweg, als mit ausdauernder Ruhe das Aufhören des Unwetters abzuwarten und uns mit der Hoffnung zu trösten, dass wir die Nacht bei einem guten Feuer zubringen würden. Diese Hoffnung ging auch in Erfüllung. Wir fanden eine Tanne, die auf dem Boden umgestürzt lag und eine Wurzel hatte, an welcher man so zu sagen ein ewiges Feuer unterhalten konnte. Daneben gruben

wir eine geräumige Grube, machten uns auf deren Boden ein Lager aus Zweigen zurecht, spannten gegen die Windseite ein Segel (*loudet*) aus, stellten den Grapen auf das Feuer und sassen vergnügt an den wärmenden Flammen. Wir hatten nun keinen Schaden von dem Winde: er unterhielt vielmehr unser Feuer bei frischem Leben und ergötzte uns durch sein Gespräch mit den Tannen. Es versteht sich von selbst, dass man es bei einer solchen Gelegenheit nicht unterlässt ein Glas zu leeren und die Gluth der Gefühle durch Erinnerungen an seine Freunde und anderes, was Einem in der fernen Heimath lieb und theuer ist, belebt. So geht die Zeit leicht und lustig in Erwartung der köstlichen Suppe dahin, welche dem Lapplandsfahrer unfehlbar zu einer angenehmen Ruhe in der tiefsten Wildniss verhilft. — Durch einen sanften Schlaf erquickt ist man bereit allem entgegenzugehen, was auch der neuerwachte Tag in seinem Schoosse tragen mag. Der 27. Februar war ein solcher Tag, von welchem ich sagen könnte: *perdidi diem*, im Fall ich wirklich ein *iso herra* (grosser Herr) wäre, wie mich die Finnischen Postknechte bisweilen nannten, wenn ich im Gegensatz zu den Länsmännern, Gerichtsvögten und andern Reisenden ruhig mit ihren Pferden fuhr und mit ihnen selbst vertraulich von ihrer Oekonomie, ihren Lebensverhältnissen u. d. m. sprach. Von diesem Tage finde ich unter meinen Notizen wenig mehr als die Namen von einer Menge von Seen aufgezeichnet, welche auf unserem Wege von Patsjoki nach Synjel lagen. Diese sind: 1) Sulkishjäyri, 2) Puoltshihjäyri, 3) Alkäsjäyri, 4) Kamajäyri, 5) Njannomjäyri, 6) Tshoalmejäyri, 7) Kallajäyri, 8) Noblasjäyri, 9) Gukkisjäyri. Zwischen Njannomjäyri und Tshoalmejäyri läuft ein ziemlich hoher Bergrücken, Namens Ukka-shaelke. Auf diesem Berge befand sich wahrscheinlich wiederum ein hungriger *Seida*, denn sobald wir über denselben gekommen waren, brach ein heftiges Schneegestöber aus, welches zunahm je mehr wir uns dem Dorfe näherten und auf dem eine Meile langen Gukkisjäyri unsere weitere Fahrt ganz und gar verhindern wollte. Als es uns endlich geglückt war hinüberzukommen, blieb uns nicht mehr als eine halbe Meile bis zu dem Dorfe nach.

Ein jeder wird jedoch an sich die Erfahrung gemacht haben, dass wie die Länge der Zeit sich nicht immer nach Stunden und Minuten bestimmen lässt, so auch der geometrische Maassstab von Klafter und Fuss oftmals nicht ausreicht um die Länge des Weges zu bestimmen. Es ist unglaublich wie lang Einem der Weg von einer halben Meile in Lappland vorkommt, wenn man von Schneegestöber überfallen wird, nach einer mühsamen Reise ermüdet ist und Verlangen empfindet endlich unter ein gastfreundliches Dach treten zu dürfen. Man strengt seine Sehorgane auf das Aeusserste an, um das ersehnte Feuer zwischen den Bäumen hervorschimmern zu sehen. Die Phantasie unterlässt es nicht den ungeduldigen Lapplandsfahrer mit tausend Feuern zu necken, welche ihm freundlich zuwinken, aber in dem nächsten Augenblick verschwinden, um darauf auf dieselbe Weise wieder angezündet zu werden und zu verlöschen. Dieser Täuschung müde sieht man zuletzt das echte Feuer für ein ähnliches Gaukelspiel an, bis der unverkennbare Gruss der Hunde den Reisenden überzeugt, dass er endlich ans Ziel gekommen sei.

Da wir nun so in das erste Lappendorf auf Russischem Gebiet gekommen sind, würde es wohl zur Ordnung gehören, das Bemerkenswertheste, was der Ort darbietet, in Augenschein zu nehmen. Da aber Synjel das nächste Gränzdorf von Enare ist, so hat es auch viel Gemeinsames mit dem Finnischen Lappmarken, was man in den andern Russischen Lappendörfern nicht wiederfindet. Um uns dennoch einige Kenntniss von den Russischen Lappen überhaupt zu erwerben, scheint es zweckdienlicher zu sein, wenn wir auch verschiedene andere Lappendörfer als bekannt voraussetzen und auf Grundlage dieser Bekanntschaft mit wenigen allgemeinen Zügen den Charakter, die Lebensweise und übrigen Verhältnisse der Russischen Lappen schildern. Hinsichtlich ihrer Lebensweise unterscheiden sich die Russischen Lappen nicht sehr von unsern Enare-Lappen. Sie ernähren sich hauptsächlich durch Fischfang und leben im Sommer an ihren Seen, an den Flüssen und dem Meeresufer zerstreut und wohnen in Zelten oder andern Fischerhütten. Im Herbst aber und

spätestens nach Ablauf der Weihnachtsfasten ziehen sie in ihre Winterwohnungen, welche nicht soweit von einander liegen wie die der Enare-Lappen, sondern nach Russischer Art meistentheils in enge Dörfer zusammengepackt. Schon diese Art zu wohnen beweist zur Genüge, dass die Russischen Lappen nicht im Besitz von grossen Rennthierheerden sein können, da in einem solchen Falle die Gegend sehr bald ohne Rennthierweide und das Dorf folglich gezwungen sein würde einmal nach dem andern seine Stelle zu verändern. Aber so gering ist die Anzahl ihrer Rennthiere, dass kleinere Dörfer sich Jahrzehende an einer und derselben Stelle aufhalten können. Dass die Russischen Lappen sich der Rennthierzucht entwöhnt und fast ausschliesslich auf die Fischerei gelegt haben, dazu giebt es mehr als eine Ursache. Vor allen Dingen ist die Natur dem letztgenannten Gewerbe besonders günstig. Das Eismeer und das Weisse Meer sind wirklich Goldgruben für die Fischer. Ausserdem giebt es in dem Russischen Lappmarken ein Paar grosse und fischreiche Seen, der Imandra und Nuotosero, nebst einer unzähligen Menge kleinerer Seen. Wie sollte der Lappe nicht diese Erwerbsquellen benutzen und das wilde Gebirgsleben gegen das verhältnissmässig weit leichtere Gewerbe vertauschen? Auch dürfte die Griechische Kirche ihrer Seits dazu beigetragen haben, den Sinn der Lappen diesem Erwerbszweige zuzuwenden; denn da die Bekenner dieser Confession sich fast die Hälfte des Jahres solcher Nahrung enthalten müssen, welche der Lappe von seiner Rennthierheerde erhält, so war es auch aus einem religiösen Grunde eine Nothwendigkeit für den Russischen Lappen sich auf einen andern Erwerbszweig zu werfen. Da er sich ferner der Fleischspeise auch zu der Zeit enthalten muss, wo er, einmal Fischer geworden, für seine Rennthiere Sorge tragen muss, und nur ein Paar Monate im Jahre Gelegenheit hat sich mit dieser Nahrung zu ernähren, so hat er in der That wenig Grund grosse Rennthierheerden zu unterhalten, wenn diess sonst einem Fischerlappen möglich wäre. Inzwischen ist, nächst dem Fischfange, die Rennthierzucht der Haupterwerbszweig des Russischen Lappen. Auch der Handel dient ihm als Erhaltungsmittel.

Demnach findet man gewöhnlich immer das Heiligenbild und die Schnellwage in seiner Stube an der Wand hängen. Hier wird selten gefragt, was man dem Reisenden als Speise vorsetzen dürfe, sondern er muss sich Fische, Brod und im Allgemeinen alles, was er zu verzehren gedenkt, abwiegen lassen. So zeigt sich in allem ein überhandnehmender Handelsgeist, doch sind die Russischen Lappen noch allzuarm, um irgend welche eigentliche Speculationen unternehmen, Reisen machen und Jahrmärkte besuchen zu können. Dennoch zeigt sich bisweilen bei der Enarekirche der eine oder der andere Lappe, der in irgend einem Handelsgeschäft aus irgend einem nahbelegenen Russischen Lappendorf hingekommen ist. So wird auch Salla in derselben Absicht von den Akkala-Lappen besucht. Wenn man überhaupt an das Emporkommen der Russischen Lappen in ökonomischer Hinsicht glauben darf, so ist ohne Zweifel die letztgenannte Eigenschaft oder ihr Handelsgeist das Mittel, wodurch sie fortschreiten werden. Die Viehzucht ist diesem Volke ganz und gar fremd. Kein einziger unter ihnen besitzt eine Kuh, nicht einmal alle haben Schaafe. Es ist um so unwahrscheinlicher, dass die Aufmerksamkeit auf diesen Punct gerichtet werden wird, als die Viehzucht auch von ihren Lehrmeistern, den Russen, verabsäumt wird.

In der Art und Weise zu wohnen zeigt sich eine grosse Mannigfaltigkeit bei den Russischen Lappen. Der grösste Theil von ihnen wohnt im Winter in Stuben, welche am Meisten denen der Enare-Lappen gleichen und demnach niedrig, sehr eng und mit einem offenen Herde versehen sind. Die am Meisten in die Augen fallende Verschiedenheit besteht in dem Dache, welches in Enare erhöht ist, in den Russischen Lappmarken aber abgeplattet zu sein pflegt. In der Stube selbst zeigt sich die Verschiedenheit, dass die Russischen Lappen statt des Bettes breite Bänke ringsum im Zimmer haben. — An der Meeresküste, in den Berggegenden und an baumarmen Orten im Allgemeinen wohnen die Russischen Lappen auch in der Winterzeit in Zelten. Diese sind jedoch aus Bäumen oder Brettern, die in einer geneigten Stellung aufgerichtet sind, verfertigt. Das Zelt

ist am Breitesten in der Mitte und wird gegen die beiden Enden hin schmäler. Die Wände laufen jedoch nicht zusammen, sondern an beiden Enden des Zelts befindet sich eine schmale Seitenwand. Das Dach ist platt und mit Torf bedeckt; ein Fussboden fehlt; mitten im Zelte befindet sich eine gewöhnliche Feuerstelle. — Eine dritte Art von Wohnhäusern machen die Rauchhütten aus, welche jedoch weit kleiner und mangelhafter sind, als unsere Finnischen. Der auf einer Unterlage von Holz ruhende Ofen hat eine runde Form; er gleicht unsern Badstubenöfen, ist aber gewöhnlich sehr klein und so schlecht aufgeführt, dass die Flamme durch die Steine schlägt. Das Rauchloch wird mit einem ausgestopften Sack oder einem Kissen, das mit Hülfe einer Stange in die Höhe gehoben wird, zugestopft. — Noch giebt es bei einigen wenigen Russischen Lappen eine vierte Art von Wohnungen, nämlich ordentliche Stuben, die denen der Russischen Karelen vollkommen gleichen und folglich auch mit gewöhnlichen Röhrenöfen versehen sind. Bei den Lappen, die entweder eine Rauchhütte oder die zuletztgenannte Art von Stuben haben, ist das Zelt zur Küche erniedrigt. Zu demselben Zwecke werden die Zelte auch an verschiedenen Stellen Ostbottniens benutzt, welche Sitte ohne Zweifel eine Spur der Lappen ist.

Die Kleidertracht ist ungefähr bei allen Lappen dieselbe. Das den Lappen unentbehrlichste Kleidungsstück ist der Rennthierpelz sammt den Schuhen und den Beinkleidern aus Rennthierbeinlingen. Diese beiden zuletztgenannten Stücke sind bei den Russischen Lappen zusammengenäht; andere Lappen haben sie getrennt, jedoch so gut an dem Schienbein festgeschnürt, dass der Schnee nicht dazwischen durchdringen kann. Die Norwegischen und Finnischen Lappen tragen in der Kälte um den Hals einen Bärenfellkragen, welcher nicht bloss die Ohren und das Gesicht schützt, sondern auch die Brust und die Achseln bedeckt. Die Russischen Lappen haben dieses Stück nicht; aber anstatt dessen, dass andere Lappen wenig Schutz für ihr Gesicht von ihrer Mütze haben, welche die Russische Kutschermütze ist, ist ihre Kopfbedeckung mit Ohrlappen versehen, welche einen grossen Theil des Gesichts bedecken. — Auf

diese Art ist der Lappe vorzugsweise auf seinen Reisen bekleidet und diese Kleidung ist ungefähr eine und dieselbe bei Männern und Weibern. Die grösste Verschiedenheit besteht in der Mütze, welche nach der Russich-Lappischen Mode bei den Männern einen abgerundeten, bei den Weibern aber einen abgeplatteten, höhern und breitern Kopf hat. Die Finnisch-Lappische Weibermütze habe ich schon einmal früher beschrieben. In ihrem alltäglichen Leben tragen in unserm Lappmarken sowohl Männer als Weiber eine Kleidung aus grobem Tuche, die am meisten einem Hemde ähnlich sieht; in dem Russischen Lappmarken hat man ausser vielem andern auch die Russische Nationaltracht angenommen.

Nach diesen Bemerkungen, welche bloss das äussere Verhalten der Russischen Lappen berühren, werden wir nun einige Worte von ihrem inneren Leben sagen. In religiöser Hinsicht befinden sie sich auf einem niedrigen Standpunkt. Sie haben wenig Kenntniss vom Geist und den Lehren des Christenthums, keiner von ihnen kann lesen, und nur sehr selten kann ihren religiösen Bedürfnissen durch Priester aus irgend einem nahgelegenen Russischen Dorfe oder einer Stadt genügt werden. Der Sabbat wird demnach von ihnen nicht anders denn als Ruhetag geheiligt. Höchstens geht man ins Bethaus, welches sich jedoch in jedem Dorfe oder Pogost befindet, um einige Kreuze vor den Heiligenbildern zu machen. In ihrem alltäglichen Leben beobachten die Russischen Lappen treu die Gebräuche der Griechischen Kirche; doch unter dieser christlichen Oberfläche ist viel Aberglauben verborgen. Besonders hat der Glaube an Zauberei bei ihnen starke Wurzeln gefasst. In höchstem Ansehen stehen die obengenannten Akkala-Lappen wegen ihrer magischen Kenntnisse. Sie sind auch in Finnland so berühmt, dass sogar aus Sawolax Bauern zu ihnen wallfahrten um ihre Gesundheit, ihre verlorenen Schätze oder was ihnen gerade recht warm am Herzen liegen kann, wiederzugewinnen. Von der Art und Weise der Akkala-Lappen bei ihren Zaubereien zu verfahren habe ich nichts mehr erfahren, als dass sie in eine magische Betäubung verfallen

und während dieser Offenbarungen erhalten, welche ihnen in einer oder der andern Hinsicht nothwendig sind. Die Lappen meinen hievon, dass die Seele in diesem Zustande den Körper verlassen hat, dass sie weit umherwandert und sich die erforderlichen Aufschlüsse verschafft, das gestohlene Gut auskundschaftet, den Ursprung der Krankheit zu ermitteln sucht u. s. w. — Dass diese Betäubung nun zum grossen Theil Charlatanerie sei, dürfte nicht in Zweifel gezogen werden können. Sie ist aber so allgemein bei allen unkultivirten Völkerschaften und in allen Welttheilen, dass man unmöglich an ihrer ursprünglichen Wirklichkeit zweifeln kann. Auch dürfte dieses Phänomen in der That nicht zu der Zahl derjenigen gehören, welche nur durch den animalischen Magnetismus, d. h. gar nicht erklärt werden können. Es ist in seinem Grunde nichts weiter, als eine Ohnmacht nach der natürlichen Ekstase, zu der sich der Zauberer während seiner magischen Handlungen emporarbeitet. Wahrscheinlich stellen sich ihm während dieses ohnmächtigen Zustandes, wie im Schlafe, allerlei unklare Vorstellungen von dem dar, womit seine Seele zuletzt beschäftigt war. Diese hat man für Offenbarungen angesehen und somit ganz natürlich die Betäubung für ein magisches Mittel zu halten angefangen. Man sagt, dass der Zauberer sich zu jeder Zeit in einen solchen Zustand versetzen kann und auch diess sehe ich für möglich an, insofern die Rede von Zauberern ist, welche wilden Nationen angehören. Wenigstens steht dieses Phänomen in Zusammenhang mit vielen andern, welche von rohen Nationen erzählt werden. Ich will bloss einige wenige anführen, welche vielleicht minder wichtig sind, aber insofern zweckgemässer, als sie die Russischen Lappen betreffen. — Man hatte mich während meiner Reise durch Lappmarken öfters gewarnt, dass ich mich vor den Russischen Lappen und besonders vor deren Weibern in Acht nehmen möchte, da sie bisweilen in einen wahnwitzigen Zustand gerathen und dann nicht wissen würden was sie thäten. Im Anfang schenkte ich solchen Erzählungen kein Gehör, sondern sah sie für gewöhnliche, den Lappen angedichtete Fabeln an. Einmal traf es

sich, dass ich in einem Dorfe im Russischen Lappmarken mit einigen Karelen und zweien Russischen Kaufleuten zusammenstiess. Unter diesen warnte mich wiederum einer, die Lappischen Weiber nicht im Geringsten zu schrecken und meinte, dass diess eine *res capitalis* wäre. In Zusammenhang damit erzählte ein Karele folgende Begebenheit; «Als ich in meiner Jugend im Meere fischte, gerieth ich einmal auf ein Boot, das von Lappen gerudert ward. In dem Boote war auch ein Weib, das ein kleines Kind auf seinen Armen hielt. Als sie meine ungewöhnliche Tracht erblickte, war sie so ausser sich vor Schreck, dass sie ihr Kind ins Meer warf.» Ein anderer Karele führte wieder folgende, so lautende Erzählung an: «Vor vielen Jahren zurück befand ich mich in einem Kreis von Terskischen Lappen. Wir sassen und sprachen über einen gleichgültigen Gegenstand, als sich plötzlich ein Schlag wie von einer Keule oder einem Hammer hinter der Wand hören liess. Aber was geschieht? Im Augenblick fallen alle Lappen auf den Boden nieder, zappeln ein wenig mit Händen und Füssen und liegen dann unbeweglich wie die Leichname. Nach einer Weile fangen sie wiederum an sich zu bewegen und sich so zu verhalten, als wäre nichts Ungewöhnliches vorgefallen.» Um mich von diesen und andern ähnlichen Erzählungen der Karelischen Bauern zu überzeugen, erbot sich der Russische Kaufmann mir einige Proben der Schreckhaftigkeit der Lappischen Weiber zu zeigen. Vorher schaffte er alle Messer, Aexte und andere leicht zugängliche gefährliche Dinge bei Seite. Darauf trat er sehr hastig vor ein Weib und schlug seine Hände zusammen. Sogleich stürzte das Weib wie eine Furie auf ihn, kratzte, zauste, schlug und peitschte ihn auf das Nachdrücklichste. Nachdem sie so eine Weile den armen Kaufmann gemisshandelt hatte, sank sie auf eine Bank nieder und stand einen gewaltigen Kampf aus, bevor sie wieder zu Athem kam. Wiederum zu voller Besinnung gekommen, beschloss sie sich ferner nicht erschrecken zu lassen. Auch lief der nächste Versuch so ab, dass sie nur einen lauten, durchdringenden Schrei von sich gab. Während sie sich über den missglückten Versuch freute, liess der andere Kaufmann

ein Taschentuch über ihre Augen fahren, sprang aber zugleich aus dem Zimmer. Nun war zu sehen, wie das Weib von dem einen zu dem andern stürzte, sich auf den Boden warf, einen andern schlug, einige gegen die Wand schleuderte, andere bei den Haaren schüttelte. In einer Ecke des Zimmers sitzend, erwartete ich mit ungeduldiger Angst, dass die Reihe auch an mich kommen würde. Mit Grausen sah ich sie endlich ihren wild stierenden Blick auf mich heften; darauf stürzte sie mit ausgestreckten Armen gegen mich und wollte mir gerade mit ihren Nägeln ins Gesicht fahren, als zwei handfeste Karelen sie zu rechter Zeit auf die Seite schoben. Ohnmächtig sank sie ihnen in die Arme. Man glaubte, dass meine Brille sie zu dieser wilden Raserei gereizt hätte. Man suchte auch ein junges Mädchen auf die Art zu erschrecken, dass ein Kienspan auf ihren Kopf herabgelassen wurde. Sie fuhr zusammen und lief hinaus. Ferner schlug man mit einem Hammer gegen die Aussenwand. Das obengenannte Weib sprang auf, bedeckte jedoch zugleich ihre Augen mit ihren Händen und kam dann wieder schnell zur Besinnung. — Diese Thatsachen, so unbedeutend sie auch sein mögen, dürften democh als Beweis dazu dienen, dass rohe Menschen leicht aus ihrer Fassung gebracht werden und in einen ohnmächtigen Zustand gerathen können; besonders muss diess von den Zauberern und Beschwörern gelten, welche durch heftige Ekstasen und unnatürliche Anstrengung ihrer Seelenkräfte sich oft gegen ihre menschliche Natur Gewalt angethan haben.

Um aber auf die Zauberkunst der Russischen Lappen zurückzukommen, so habe ich bei ihnen keine Beschwörungsformeln, gleich den Zauberlesungen (*luvut*, Einzahl *luku*) der Finnen entdeckt, sondern nur gewisse traditionelle Kunstgriffe und symbolische Handlungen bemerkt. Als Beispiel dieser Art von Zauberei muss ich anführen, wie ein Weib im Russischen Lappmarken eine Gliedverrenkung heilte. Sie strich ihre Finger auf der verrenkten Stelle hin und her und schien gleichsam nach den Schmerzen zu forschen. Nach vielem Suchen gelang es ihr auch sie zwischen ihre Fingerspitzen zu bekommen. Darauf quetschte sie dieselben

zwischen ihren Nägeln, führte sie so zum Munde, zermalmte sie zwischen den Zähnen und spie endlich die so zugerichteten Plagegeister aus. Diess wiederholte sich mehrmals, dabei kam aber keine Beschwörung vor, denn das Weib sprach während der ganzen lächerlichen Operation über gleichgültige Gegenstände. Mehr vermag ich mich nicht auszulassen über die Beschaffenheit der Zauberkunst der Russischen Lappen, weil ich weder mit ihnen so geläufig sprechen konnte, wie es nothwendig gewesen wäre um die Geheimnisse der Magie zn ermitteln, noch die Theile des Russischen Lappmarkens besucht habe, wo die Zauberkunst hauptsächlich betrieben wird.

Nun noch einige Worte über den Charakter der Russischen Lappen. Der Lappische Charakter ist sich überall ziemlich gleich; er lässt sich mit einem Bach vergleichen, dessen Wellen so leise einherfliessen, dass man kaum merkt, ob sie sich bewegen. Kommt irgend ein grösseres Hinderniss dem Bach in den Weg, so biegt er sich hübsch auf die Seite, gelangt jedoch endlich zum Ziel. So ist auch der Charakter des Lappen: still, friedlich, nachgiebig; Friede ist sein Wahlspruch; nach Frieden ist seine erste Frage, Friede ist sein Abschiedsgruss, Friede ist ihm sein Alles. Den Frieden liebt er wie eine Mutter das Kind, das sie an ihrer Brust genährt hat. Die Sage erzählt, dass im Lappischen Lande Alles im äussersten Maasse nackt, hässlich und arm sei, fügt jedoch hinzu, dass in der Tiefe das meiste Gold verborgen sei. Einen schönern Schatz kann man wohl kaum haben, als die friedliche Ruhe, in deren Besitz der Lappe ist. Der meisten Genüsse des Lebens beraubt, von einer unbezwinglichen Natur umgeben, in Armuth und Elend versenkt, hat er das beneidenswerthe Loos, mit einer unerschütterlichen Ruhe alle Mühseligkeiten aushalten zu können. Er fordert nur als unvermeidliche Bedingung seines Wohlseins, nicht in dem Genuss seines Wenigen, nicht in seinen alten Sitten gestört oder auf irgend eine Weise seines F r i e d e n s beraubt zu werden. Die missgünstige Natur treibt ihn oft zu Arbeit und Thätigkeit, aber unterdessen überlässt er sich gern einem gemüthlichen, oder, nach seiner eignen Terminologie, einem f r i e d l i c h e n Leben. Er liebt

nicht weitaussehende Pläne, kluge Berechnungen oder irgend eine auswärtsgerichtete Thätigkeit, sondern er lebt lieber in eine stille Betrachtung über religiöse und andere Gegenstände, die sich in seiner kleinen Welt vorfinden, versunken. — Es dürfte schon aus dieser kurzen Schilderung hervorgehen, dass der Finnische Typus sich auch in dem Lappischen Volkscharakter wieder abspiegelt. Wie der Lappe besitzt auch der Finne im Grunde dasselbe stille, friedliche, verträgliche Wesen. Auch er giebt gern nach, so lange es sich nur um eine Kleinigkeit handelt; gilt es aber eine in seinen Gedanken wichtige Angelegenheit, so ist er ein Held. Auf dieselbe Weise wird auch der Lappe bisweilen zu einer höchst hartnäckigen Anstrengung angefeuert, verliert jedoch leicht die ruhige Besinnung, die seinen männlichern Bruder, den Finnen, selten verlässt. Die einwärtsgekehrte Seelenthätigkeit, die ruhige Meditation ist auch beiden gemeinsam, doch ist sie bei dem Lappen zwergartiger als bei dem Finnen. Ferner haben auch die Lappen ihr tüchtiges Theil des traurigen Naturells, welches die Finnen und den Finnischen Stamm überhaupt charakterisirt; doch die tiefe Trauer, welche schonungslos an ihrem eignen Mark zehrt und zum Finnischen Heroismus gerechnet worden ist, dürfte nicht zum Lappischen Naturell gehören. Das traurige Gemüth des Lappen tritt gewöhnlich unter dem Charakter einer äussern Bedrückung auf. Ueberhaupt scheint es, als wäre der Lappe der schwächere Bruder des Finnen oder als hätte er mehr von der Mutter, der Finne dagegen mehr von seinem Vater geerbt. — Wie wir nun in Kürze den Lappischen Volkscharakter zu schildern gesucht haben, so zeigt er sich auch bei den Russischen Lappen an vielen abwärts belegenen Stellen. In den Dörfern aber, welche an der grossen Murmanischen Heerstrasse liegen, haben die Lappen schon angefangen aus ihrem ursprünglichen Naturell herauszutreten. Die innere Zufriedenheit ist einer äussern, gedankenlosen Heiterkeit gewichen, die stille Betrachtung ist genöthigt gewesen ihre Stelle einer praktischen Klugheit abzutreten, das ruhige Leben ist gegen eine vielthuerische Geschäftigkeit vertauscht. Bei ihnen sucht man vergebens die Weich-

heit des Gemüths, das herzliche Wohlwollen, welches andere Lappen so vortheilhaft auszeichnet. Der Handelsstand und die häufigen Berührungen mit den Russen und Karelen haben dazu gedient sie aus ihrem natürlichen Zustand der Unschuld zu bringen. Auch hat das Lappische Naturell viel durch die Vermischung der Einwohner mit den Russischen Karelen gelitten. Vor allen Dingen aber hat der Russische Nationalcharakter dem Lappischen Charakter unverkennbare Spuren aufgedrückt. In einem Kreise von Russen erkennt man wohl immer den schweigsamen, gelassenen Lappen wieder; aber im Verhältniss zu den andern Lappen ist er bereits ein Russe. Die Russische Sprache scheint er eben so geläufig wie seine Muttersprache zu sprechen. In Ermangelung eigner Lieder liebt er es bisweilen seinen Gefühlen in einem Russischen Liede Luft zu machen. An den Sonntagen belustigt er sich sogar in den kältesten Wintertagen mit Ballspiel und andern von den Russen entlehnten Zerstreuungen. Auch in dem häuslichen Leben der Lappen bemerkt man nur Russische Sitten und Gebräuche, um von der Russischen Tracht gar nicht zu sprechen. Was wir im Vorhergehenden von ihrer Heiterkeit, ihrer Geschäftigkeit, ihrem Handelsgeist u. s. w. gesprochen haben, das ist alles eine Folge des Russischen Einflusses. Man kann auf Grundlage von all dem Gesagten nichts andres vermuthen, als dass die Russischen Lappen sich früher oder später vollkommen mit der Russischen Nation assimiliren werden und das um so mehr, da sie nicht einmal eine eigne Büchersprache haben. Die geringe Anzahl der Russischen Lappen dient als fernere Stütze einer solchen Vermuthung. Nach den Angaben, die ich von dem Isprawnik (Kreishauptmann) in Kola erhielt, betrug die ganze Lappische Bevölkerung in Russland in Summa 1844 Seelen.

Vielleicht sollte ich noch einige Bemerkungen über die Sprache der Russischen Lappen hinzufügen, es dürfte jedoch schon hohe Zeit sein an die Abreise zu denken. Wollen wir deshalb ohne alle Umwege und Weitläufigkeiten die 150 Werst lange Reise bis Kola antreten. Mögen wir nicht einmal ein besonderes Gewicht darauf legen, dass unsere Rennthiere reichlich mit Glocken, Schel-

len und einer Masse von buntem Geschirr ausgeschmückt sind, wir können nur die für den Lapplandsfahrer so wichtige Frage über das Wetter nicht mit Stillschweigen übergehen, sondern müssen bemerken, dass der erste März ein selbst in Lappland ungewöhnlich unfreundlicher Tag war. Darüber dürfen wir jedoch auf keine Weise klagen, da selbst ein neugebornes Kind, welches in unsrer Gesellschaft nach der hyperboräischen Stadt gebracht wurde, um dort in die Gemeinde des Herrn aufgenommen zu werden, denselben Zorn des Himmels ausstehen musste. Zwar schützt der mütterliche Busen mehr als ein offener Keriss, aber obwohl wir im Grunde genommen noch Kinder in Lappland sind, so können wir dennoch mit ziemlich männlichem Muth die Schneehaufen von uns wälzen. Ausserdem ist es eine Quelle des Trostes, dass wir einmal gute Rennthiere bekommen haben und die Russischen Lappen ausserdem die rühmenswerthe Eigenschaft besitzen, frisch drauf los zu fahren. Auch gingen die beiden ersten Meilen so zu sagen in einem Athemzuge. Soviel ich bei den Schneeflocken und der hereinbrechenden Finsterniss um mich sehen konnte, war dieser Weg überall waldbewachsen. Darauf kamen wir zu dem grossen Nuotosero (Nuotjäyri), fuhren darauf weitere zwei Meilen, stiegen so ans Land und nahmen unser Nachtlager an einem Feuer auf einer Schneeflur. Es ist interessant zu sehen mit welch ausserordentlicher Hast der Russische Lappe sein Feuer anmacht. Er schneidet einige Späne, bricht einige Aeste, spaltet einige Klötze, häuft das alles um einen harzigen Baumstumpf und alsbald hat er das Feuer fertig. Es taugt zwar kaum zu etwas anderem als Tabaksfeuer oder um Schnee zu Trinkwasser zu schmelzen; was braucht er jedoch Besseres, da er in Rennthierhäute, Felle und Schaafpelze eingehüllt liegt? Der Enare-Lappe verwendet gewöhnlich viel Zeit und Mühe auf sein Feuer; es wird auch um so besser, ist jedoch nichts gegen ein ordentliches Finnisches Feuer. Der Berglappe kümmert sich nicht um solche Feuer. Wenn er am Abende auf eine gute Weide für seine Rennthiere stösst, so macht er eine Grube im Schneehaufen und schläft dort in guter Ruh bis zum Morgen. Diese Kunst ist

auch einem schlechten Feuer vorzuziehen. Hat man einen guten Lappenpelz, zieht man ihn über die Ohren, zieht man die Arme aus den Aermeln und hält man dieselben auch in dem Pelze, so kann man recht gut eine Winternacht auf dem Gebirge aushalten. Sobald man aber die geringste Spur von Feuer findet, legt man gern den schweren Pelz ab und da geschieht es fast immer, dass man nicht eine so gemächliche Ruhe geniessen kann, auf welche man sich vielleicht Rechnung gemacht hat. Man erwacht durchfroren und vielleicht auch überschneit, eilt dann zum Feuer — und findet es erloschen. Man bläst ein neues Feuer an, lagert sich und schlummert ein, um nach einer Weile wieder in einer gleich kläglichen Lage zu erwachen. So brachte ich die Nacht auf unserer gegenwärtigen Ruhestätte zu. Als endlich der ersehnte Morgen graute, wurde die Reise noch eine Meile Weges auf dem Nuotosero fortgesetzt. Wölfe liefen gleich Hunden auf dem öden See und schielten gierig auf unsere fetten Rennthiere. Sie hatten während der Nacht auf der Lauer gelegen und die Rennthiere beunruhigt, die nun müde und ganz ausgehungert waren. Ans Land gekommen, mussten wir deshalb Halt machen und die Rennthiere weiden lassen. Das Rennthier wird von den Lappen wegen seines ausserordentlichen Instinkts hochgepriesen, vermöge dessen es durch den Schnee hindurch unterscheiden kann, ob Moos da ist, sobald es nur die Schnauze in den Schnee steckt. Insofern jedoch dieses Vermögen die Bedingung für die Erhaltung und ganze Existenz des Thiers ausmacht, ist es vielleicht weniger bewundernswerth, als verschiedene andere Eigenschaften, welche man zugleich bei guten Rennthieren antrifft. So habe ich mich nicht genug über die Eigenschaft wundern können, welche einige Rennthiere besitzen, dass sie ohne das geringste Zeichen eines Weges oder einer Spur die Reisenden selbst zum Ziele bringen, wenn sie nur einmal früher denselben Weg zurückgelegt haben. Auch ist es ein Zeichen von den guten Eigenschaften eines Rennthiers, wenn es mit einem so einfachen Dinge, wie dem Leitriemen, dazu abgerichtet werden kann, seinen Leiter zu verstehen und ihm zu gehorchen. Wirft man diesen Rie-

men auf die rechte Seite des Rennthiers, so läuft es von dannen, bleibt aber wieder stehen, sobald der Riemen auf die linke Seite geworfen wird. Diese Manipulation dient jedoch zu nichts, wenn es hügel- oder bergabwärts geht; denn dann folgt das Rennthier nicht dem Reisenden, sondern seinem eignen Kopfe, welcher ihm gebietet so gut als nur immer möglich davonzujagen. Eine solche Fahrt ist angenehm, kann aber auch bisweilen sehr gefährlich werden, wie ich zuletzt an einem Hügel, der uns nach der Fahrt einiger Stunden von der genannten Weidestelle aus in den Weg kam, die Erfahrung machte. Der Hügel ist sehr hoch und grosse Tannen wachsen am Wege, der sich in vielen Windungen zu einem Flusse Namens Nuotjoki abwärts schlängelt. Ungeachtet des Schneegestöbers an den nächstvorhergegangenen Tagen war der Weg sehr hart, denn er wurde durch den Wald geschützt und der Wind war über die entgegengesetzte Seite des Berges gegangen. Durch vieles Fahren hatten sich auf dem Wege kleine Absätze gebildet, welche sich gleich dem Wege den ganzen Hügel abwärts erhoben und senkten. Hier bekam mein Rennthier den Einfall mit der ganzen Kraft zu laufen. Der Keriss flog von einem Absatz zum andern, ohne den Boden im Geringsten zu berühren. Wenn er bei dem nächsten Absatz wieder gegen den steinharten Weg stiess, so war es eine nicht geringe Schwierigkeit sich im Keriss zu halten. Wenn nun dort noch irgend ein Baum dicht am Wege wuchs, wie es fast überall der Fall war, so musste man sich beeilen, den Boden des Keriss dagegen zu wenden, weil sonst der Kopf in Gefahr stand. Aber geschähe es, dass der Weg sich zugleich in entgegengesetzter Richtung böge, so würde man mit Hülfe der Hände und Füsse oder durch eine heftige Körperbewegung den Keriss zu wenden suchen. Denn würde seine Spitze hinter den Baum gerathen, so wäre nichts wahrscheinlicher, als dass der Zugriemen bersten und der Fahrende mit seinem Kopf gegen den Baumstamm stürzen würde. Ich war glücklicher Weise einer solchen Gefahr ausgewichen und dadurch aus dem Gleichgewicht gekommen, als der Keriss wieder so heftig gegen einen Absatz stiess, dass ich in die Höhe geschleudert wurde

und darauf wieder auf die Seite in den Keriss fiel. In dieser Lage wäre ich ganz und gar hülflos gewesen, wenn mich nicht der nächste Absatz durch einen erneuerten Stoss in meine rechte Position gebracht hätte. Als wir endlich zum Fluss hinab gekommen waren, blieb das Rennthier plötzlich stehen, wandte sich um und betrachtete den gefährlichen Hügel mit sichtlicher Verwunderung. Darauf ging die Reise ganz bescheiden den Fluss entlang bis zu unserer Nachtherberge, welche in einem zum Behuf der Reisenden besonders aufgebauten Zelte unweit des Flussufers gehalten wurde.

Am folgenden Tage sah man zwei Fremdlinge auf einer hohen Bergspitze die Stadt Kola betrachten, wo sie in einem Thal von hohen Bergen umgränzt und von zweien Flüssen, Tuloma und Kola, umflossen liegt, welche Flüsse sich gleich unterhalb der Stadt brüderlich umschlingen, um sodann mit leichterem Muth ihren Tod in den Wellen des Eismeeres zu finden. Aus der Stadt selbst erheben sich eine Menge älterer Gebäude, bald aber wird der Blick von diesen kleinen Hütten auf einen kolossalen Tempel aus der Zeit Peters des Grossen abgelenkt. Sieht man diesen Riesenbau in einer solchen Entfernung, dass sich seine vielen Thürme dem Auge wie eine gewaltige Kuppel darstellen, so ist man beinah geneigt ihn für einen Lappländischen Felsrücken anzusehen. Dicht neben diesem Tempel steht ein anderer, der sowohl durch sein glänzendes Aeussere, als auch durch seine Kleinheit an eine neuere Zeit erinnert. Nachdem die Reisenden alles dieses eine Weile betrachtet hatten, sah man sie mit pfeilschneller Eile den steilen Berg hinabfahren.

## IIII.

Wir trafen in Kola kurz vor der sogenannten Butterwoche ein, welche in ganz Russland eine Woche des Jubels und der Freude ist, mit welcher man der langen und traurigen Fastenzeit entgegengehen will. Ohne die gewöhnlichen Aufwartungsceremonien zu beobachten, wurden wir dennoch überall eingeladen und mit Höflichkeit empfangen. Während der ganzen Woche ging kein Tag vorüber, an welchem wir nicht eingeladen worden wären an den festlichen Freuden der Stadt Theil zu nehmen. Bei diesen Gelegenheiten würde der Naturforscher so recht die Ichthyologie des Eismeeres in den unzähligen Folianten schwellender Fischkuchen studiren und zugleich seine Aufmerksamkeit auf die Flora Lapplands richten können, welche innerhalb der Flaschenbehälter der vielfarbigsten Liqueure zusammengepresst lag. Auch der Alterthumsforscher würde hier zahlreiche Gegenstände für seine Wissbegierde finden, sowohl in einer Menge von veralteten Sitten und Gebräuchen, als auch in verschiedenen kostbaren Seltenheiten, die von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbt waren. Mich interessirte es am Meisten die Russischen Nationaltrachten, besonders die, welche die Bürgerfrauen und ihre holden Töchter schmückten, in Augenschein zu nehmen. Am Meisten in die Augen fallend war die Schubeika, eine Pelzjacke aus rothem Tuch oder Sammet mit reichlicher Goldbrodirung und flimmernden Perlen. Die Jacke war sehr weit, ohne Aermel und erstreckte sich bis auf die Hüften. Nicht minder strahlend war der Kopfputz der Mädchen, welcher auch in den Finnischen Runen vorkommt und dort mit einer «aufrecht stehenden (vielmehr seitwärts geneigten) Wolkenspitze» verglichen wird. Schade, dass die Finnische Muse nicht auf den Einfall gekommen ist auch diese Kostbarkeit zu taxiren. Wahrscheinlich würde sie dieselbe nicht für ein «braunes Fuchsfell» hingegeben haben, da das Kleidungsstück noch in unserer perlenreichen Zeit mit drei bis

fünf hundert Rubeln bezahlt wird. Die Kleidung ist eine breite und steife Rüstung, die Farbe ist aber verschieden, da alle von andern Orten hicherziehenden Damen die Farbe ihrer Heimath beibehalten haben. Ein Paar weisse leere Aermel gehören noch zur Vervollständigung des Hauptsächlichen in dem Kostüm. Sie sind unförmlich weit und fast bis zu gleicher Höhe mit den Ohren aufgezogen und dienen dazu dem allerholdesten Mädchen einen Ausdruck von mürrischer Laune und Starrsinn zu geben. Als ich das erste Mal einen Zug von jungen siebenzehnjährigen Mädchen in solcher Ausstattung gravitätisch einherschreiten und dabei bei jedem Schritt auf die Zehenspitzen sich erheben und mit vornehmem Ernst vor sich blicken sah, glaubte ich ein Lustspiel anzusehen, welches jungfräulichen, auf den Schätzen der Väter beruhenden Stolz vorstellte. Zum Lob der Mädchen von Kola muss jedoch bemerkt werden, dass diese theatralische Repräsentation nicht mit vollem Ernst ausgeführt wurde. Denn wenn die Blicke der strengen Mütter gegen Abend von den theuern Töchtern zu den noch theuerern Theetassen abgelenkt wurden, bewegten sich die so eben noch so verdriesslich aussehenden Mädchen froh und munter in hurtigen Mazurka's.

Gelüstet es dich aber diese Töchter des Gebirges in ihrem wahren Element zu sehen, so folge mir auf einem Spaziergange zu dem «Lappischen Berge,» wo man sich mit einem Vergnügen belustigt, welches die Russen *кататься*, einherfahren (nämlich vom Berge herab) nennen. Welch ein Zug von Herren und Damen, die paarweise in kleinen Rennthierschlitten den steilen Berg hinabeilen! Alle Gesichter strahlen von einer herzinnigen Freude. Der Knabe freut sich über die blitzschnelle Eile; der Jüngling empfindet die stolze Freude der beschützende Ritter seines Mädchens zu sein: was kann es aber für eine Freude sein, welche eine Röthe auf das Antlitz des Mädchens breitet? Oder ist es vielleicht die bittere Kälte, welche die Rosen malt! Das ist gewiss das natürlichste, denn wir haben nun 26 Grad Réaumur und die Mädchen sind mit dünnen seidenen Pelzjacken bekleidet, in leichten hellen Kattunkleidern mit einer rothen Schürze. Um den Kopf tragen sie nur eine Binde, die

Hände werden durch schwarze Sammethandschuhe geschützt. Doch lasst uns den Zug näher betrachten. Sieh! da kommt mitten in der Schaar ein Junker, der einen Hund vor seinen Lappenschlitten (*ahkia*) gespannt hat. So munter die Fahrt auch für den kleinen Fahrer ist, so unangenehm ist sie für den Hund, welcher recht oft heftige Schmerzen durch die Keriss-Spitze empfindet. Zu seinem Verdrusse spielt der Hund seinem Herrn den argen Streich, dass er mitten auf dem Berge stehen bleibt und den übermüthigen Tyrannen zusehen lässt, wie er sich nun der andern Schlitten erwehren könne. Auch wir überlassen ihn seinem Schicksale in der Hoffnung, dass er sich ohne unser Zuthun aus seiner Noth helfen werde; denn dort kommt mit der Raschheit eines Pfeils ein unbespannter Keriss, welcher unwillkürlich unsere Aufmerksamkeit auf sich zieht. In dem Keriss sitzt ein Jüngling mit seinem Mädchen auf dem Schoosse. Stolz und sicher steuert der Jüngling seinen Schlitten durch alle Windungen und Gruben, das Mädchen aber zittert vor Angst. Bei der wilden Fahrt hat sich die Hauptbinde aufgelöst und die Locken flattern im Winde. Sie wendet ihren lachenden Blick gegen den Geliebten. Heroisch schlingt er seinen Arm um den Leib des Mädchens, aber verliert zugleich das Gleichgewicht und der poetische Excess endigt so, dass die guten Leute ihre Gefühle in dem nächsten Schneehaufen zu nicht geringer Heiterkeit der Umstehenden kühlen können. Nun kommt eine muthige Amazone, die ihr Fahrzeug selbst steuert und zwar den ganzen Berg hinab glücklich. Sie wird mit einem Hurrahruf belohnt. Aber sieh! hier hat wieder mitten unter die glänzende Schaar sich ein Schlitten gesellt, der mit zerlumpten Gassenbuben gefüllt ist, welche schreien, lärmen, mit Glocken und Schellen klingeln. Der Berg erschallt von Lachsalven.

Wir haben schon zu lange gestanden und dieses Lustspiel betrachtet, um nicht Aufsehen zu erregen. Die Volksschaaren fangen an sich um uns zu sammeln und das Vergnügen ist nicht mehr so ungestört. Von allen Seiten heisst es: «Wünschen sie nicht herabzufahren, Ew. Wohlgeboren?» «Mein Schlitten ist gut» — «meiner

ist besser» — «meiner» — «meiner» u. s. w. Wir ziehen uns von hier so weit als nur möglich zurück.

Die frohe Woche ist vorüber. Sollen wir nun nicht eine Runde bei den hochgeehrten Herrschaften der Stadt machen und zusehen, wie sie sich nach den Freuden der Butterwoche befinden? Breit sitzt der Doctor auf seinem breiten Divan, spricht von schwerer Luft und von der Nothwendigkeit sich vor dem Scorbut zu schüzzen. Der Zollverwalter klagt über die traurige Zeit, wo man nicht einmal zollfrei Tabak rauchen darf. Der Pädagog, sein Freund, räth ihm frei zu rauchen, in der Meinung, das Gott ihm vergeben würde (Богъ простить). Der Pädagog selber hat einen bösartigen Ausschlag. Der Kreishauptmann leidet an Rheumatismus. Der Beisitzer zeigt uns gelbe Flecken auf seiner Brust. Der Kronsanwalt sitzt bei seiner hysterischen Tochter. Der Polizeimeister u. a. leiden an Kopfweh. Wie es mit dem Richter steht, ist schwer zu sagen, denn er spricht kein Wort. Sämmtliche Damen sitzen daheim und (darf ich es aussprechen?) essen Kohl. So folgt Mattigkeit und Betäubung auf das Uebermaass von Freude. Indessen fährt man fort uns dasselbe freundschaftliche Entgegenkommen zu beweisen. Derjenige, der uns vor allen mit freundschaftlichem Wohlwollen empfing, war der Kreishauptmann, ein Mann, dessen Bekanntschaft uns auch in wissenschaftlicher Hinsicht zum Nutzen gereichte. Er hatte in Dienstangelegenheiten viele Jahre unter den Samojeden und Lappen gelebt und konnte uns deshalb viele nützliche Aufschlüsse über beide Völker geben. Auch der Pädagog suchte uns auf seine Weise an die Hand zu gehen; er übte unsere Sprachorgane an der Aussprache der Russischen Laute, gab uns nach seinem Vermögen Anleitung in der Russischen Grammatik und versah uns mit Russischer Lectüre.

Ungeachtet des reichlichen Wohlwollens und der Dienstfertigkeit, welche wir in der Lappenstadt erfuhren, fing ich dennoch an eine geheime Sehnsucht nach den Lappen selbst zu empfinden. Diese Sehnsucht war jedoch sehr unbefugt, da ich noch lange nicht die Kenntniss des Russischen hatte, welche mir nothwendig

war, wenn ich mich desselben als Communicationsmittel bei Erlernung der Mundarten der Russischen Lappen bedienen wollte. Inzwischen wurde ein kleiner Ausflug nach dem nahgelegenen Lappendorfe Kildin unternommen; das Dorf aber war zufällig leer von Einwohnern und unsere planlose Fahrt wurde so bestraft, dass wir fast unverrichteter Sache zurückkehren mussten. Wo war aber unser Dorfvolk? Der grösste Theil hatte sich davon begeben, um die sogenannten Murmanzen zum Eismeere zu befördern und der Rest der Bevölkerung zog während unseres Aufenthalts im Lappendorfe nach Kola, um den dorthin erwarteten Archangelschen Gouverneur zu sehen und feierlich zu empfangen.

Es war anfänglich unsere Absicht Kola zu einer Art Mittelpunkt für unsere Excursionen im Russischen Lappmarken zu wählen und uns von dort bei dem ersten offenen Wasser über den Mesen zu den Samojeden zu begeben; aus Petersburg aber liefen Nachrichten ein, die uns vermochten diesen Plan zu ändern und uns von Kola zuallererst nach Archangel zu begeben. Hier wollten wir nämlich unter Leitung des Archimandrits Wenjamin einen vorläufigen Cursus im Samojedischen durchmachen. Um mit diesem Studium zurechtzukommen und um zugleich vor dem Winter die Samojedische Reise bewerkstelligen zu können, sahen wir uns veranlasst weit weniger Zeit auf die Russischen Lappen zu wenden, als es im Anfang berechnet war. Wir mussten sonach Semiostrow, Muotka und mehrere nördlich belegene Lappische Oerter unbesucht lassen und uns mit einem kurzen Aufenthalte bei den Lappen begnügen, welche auf unserem Wege zwischen Kola und Kandalaks lagen. Hier giebt es zwar nur ein ordentliches Lappendorf, bei den allgemeinen Poststationen aber lebt eine oder mehrere Lappenfamilien von verschiedenen Landesenden. Auf jeder Station giebt es mindestens eine gut eingerichtete Stube und wir hätten folglich auf dieser Reise sehr bequem die verschiedenen Mundarten des Russisch-Lappischen mit Ausnahme des Terskischen Dialekts studiren können, wenn es nicht das Unglück gefügt hätte, dass wir nun gerade in die Murmansche Völkerwanderung hineingeriethen, welche

uns zu einem nicht geringen Hinderniss in unserm literärischen Unternehmen gereichte.

Die sogenannten Murmanzen sind theils Russen, theils Karelen und Lappen, und fahren Ende März und Anfangs April zu den Küsten des Eismeeres, um dort im Frühjahr und Sommer Fischfang zu treiben. Sie kommen von der Gegend des Onega und Kem und nehmen ihren Zug über Kandalaks und Imandra bis nach Rasnawolok, welches eine Poststation eilf Meilen südlich von Kola ist. Hier theilt sich der Zug in zwei Schwärme. Diejenigen, welche in den Meeresbuchten zwischen der Bucht von Kola und der Norwegischen Gränze fischen, setzen ihre Reise bis nach Kola und weiter vorwärts fort. Diejenigen aber, welche zwischen Kola und Swjatoi Nos fischen, fahren von Rasnawolok gerade nach ihrem Bestimmungsort ohne Kola zu besuchen. Die ganze Meeresküste von der Norwegischen Gränze bis Swjatoi Nos ist unter dem Namen des Murmanschen Strandes bekannt, wozu noch nach gewöhnlichem Sprachgebrauch auch ein Theil des Terskischen Strandes gerechnet wird, worunter man sonst die Westküste des Weissen Meeres versteht. Der eben erwähnte Zug der Murmanzen besteht meistentheils aus Miethlingen. Die Herren selbst segeln im Juni und Juli mit kleinern Fahrzeugen, welche nach ihrer verschiedenen Grösse und Bauart Lodja's, Kotschmara's und Schnecken genannt werden, um die Fische abzuholen und Brod für den Bedarf des nächsten Jahres hinzubringen. Einige begnügen sich bei ihren Fischereien bis Ende August zu bleiben, wo der Fischfang aufhört; andere dagegen setzen ihre Fahrt bis Wadsö, Hammerfest, Tromsö und nach andern Norwegischen Häfen fort, haben Mehl, Grütze, Raventuch, Taue, Hanf, Thran, Seife und andere Waaren geladen, die sie gegen Dorsch, Fuchsfelle, Rumm, Kaffe, Thee, Zucker und andere Spezereien, die einen guten Absatz in der Heimath haben, eintauschen.

Aber um den epischen Gang der Begebenheiten zu Ende zu bringen, werden wir den Freunden in Kola ein Lebewohl sagen und dann in gehöriger Ordnung abreisen. Als wir aufbrechen soll-

ten, überraschte uns ein grosser Theil des nicht unbedeutenden Beamtenpersonals der Stadt mit einem Besuch, leerte ein Glas auf unser Wohlsein und begleitete uns bei der endlichen Abreise ein gutes Stück Weges. Nachdem wir endlich genöthigt waren, den letzten Abschied von diesen uns aufrichtig ergebenen Freunden zu nehmen, wurde die Reise unter einem sternhellen, durch das Nordlicht flammenden Himmel bis zur ersten Poststation Kitsa (Kjeddjam), 30 Werst von Kola, fortgesetzt. Auf dem Hügel angelangt, wurden wir etwas Schwarzes gewahr, das den weissschimmernden Schnee weit und breit wie ein Bahrtuch bedeckte. Wir gingen um uns Aufschluss über diese Spukscene zu verschaffen und fanden hier einige zwanzig schlafende, wohlbepelzte Murmanzen, welche aus Mangel an Raum in der Stube gezwungen gewesen waren sich auf dem Schnee zu lagern. Wir wollten in die Stube treten, doch bei jedem Versuch festen Fuss auf dem Fussboden zu fassen tönte uns ein Ai! ein Oh! ein *uepmo!* oder ein noch kräftigerer Ausruf entgegen, wenn zufälliger Weise irgend eine Partie der Schlafenden dicht dazwischen befindlich war. Ausser Stand selbst irgendwie auf dem Boden festen Fuss zu fassen, forderten wir den Jamstschik (Postknecht) auf uns behülflich zu sein. Sein donnerndes *Blagorodnyje ljudi!* weckte augenblicklich den Wirth, der uns nicht bloss durch die Murmanschen Klippen durchlotste, sondern auch eine Bank zu unserer Ruhestätte frei machte. Am Morgen wurde ich durch ein schreckliches Schreien, Händeklatschen und Fussstampfen geweckt. Aus Furcht, dass mein bereits im Keriss übelzugerichteter Rücken durch irgend eine Gefahr bedroht sei, beeilte ich mich aufzuspringen und mich in eine vertheidigende Position zu stellen. Bald wurde ich jedoch gewahr, dass meine Furcht ungegründet war. Die nächtliche Kälte, welche nach den Thermometerbeobachtungen, die ich mit Hülfe meiner Nase anstellen konnte, ungefähr 30° R. betragen haben dürfte, war durch die Pelze der Murmanschen Colonie gedrungen und letztere aus Mangel an Feuer und Branntwein genöthigt, sich durch derartige Palliative den nöthigen Wärmegrad wiederzuschaffen. Nachdem die schon vorher zahlreiche Einwoh-

nerschaft durch das Eindringen der exsularischen Colonie vermehrt worden war, war das Zimmer so von Leuten angefüllt, dass man ordentlich um den Platz stritt, und es war das Loos des Schwachen, auf den Hügel hinausgejagt zu werden, und dort sein Frühstück einzunehmen oder sich nüchtern auf den Weg zu begeben. In einem solchen Gewimmel mit irgend einem litterärischen Unternehmen zu beginnen, wäre eben so thöricht als unmöglich gewesen. Wir begaben uns also noch denselben Morgen von dannen, in der Hoffnung auf der nächsten Station eine minder geräuschvolle Gesellschaft vorzufinden. Doch in dieser Hoffnung wurden wir vollkommen getäuscht. Denn als wir nach Angeswarre (22 Werst von Kitsa) kamen, fanden wir wiederum das Haus voll von Murmanzen, welche sämmtlich als handelnde Personen an einer Aufführung Theil nahmen, welche «der Kesselstreit» genannt werden konnte, da man hier um das Recht, den Kessel auf das Feuer setzen zu dürfen stritt. Da nun Alle ungefähr ein gleich grosses und gleich kleines Recht hiezu hatten, wollte natürlich keiner Platz machen, soviel man auch hin und herredete, sich stiess und advocirte. Folgende Rechtsprinzipien schienen sich jedoch in erwähnter Hinsicht innerhalb der Murmanschen Corporation geltend machen zu wollen. § 1. Wer kein Holz zum Feuer gebracht hat, soll vom Feuer ausgeschlossen sein. § 2. Wer Brodsuppe kocht, soll demjenigen weichen, der Fischsuppe kocht. § 3. Ein Weib soll einem Manne und ein Junge einem Weibe weichen. § 4. Der Miethling soll dem Herrn und der Frau nachstehen. § 5. Die Wirthsleute und die Miethlinge sollen unter sich abmachen, in welcher Ordnung ein jeder den Kessel aufs Feuer setzen soll. Diese Paragraphen in dem Murmanschen Kesselgesetz sind offenbar allzuwenig ausreichend und es wäre deshalb wünschenswerth, dass ein Lykurgus in der Murmanschen Gesellschaft aufträte und ihre Verhältnisse eben so vortrefflich regelte, wie vormals der spartanische Gesetzgeber die allerkitzlichsten Capitel in seinem Vaterlande ordnete. — Doch wir lassen die Murmanzen auf Angeswarre, damit sie daselbst für ihre Lage provisorische Gesetze geben und reisen weiter um neue See-

nen anzuschauen. Solche bieten sich in Menge auf dem Wege zwischen Angeswarre und Maanselkä dar. Da Maanselkä ein ziemlich ansehnliches Dorf ist, so hatte der Kesselstreit hier nicht einen so grossen Aufenthalt für die Murmanzen herbeigeführt wie auf Angeswarre, weshalb wir sogleich nach unserer Abreise von der letzten Station Schaaren von diesen Eismeerfahrern zu begegnen anfingen. Sie zogen dahin in Haufen von 20, 30 bis 50 Personen und bestanden aus Männern, Weibern, Greisen, jungen Buben und Mädchen. Die meisten zogen hinter sich einen kleinen Rennthierschlitten, aus welchem Pelze, Bröte, Bootsanker, Kessel u. s. w. hervorguckten. Bisweilen hatten sich zwei bei einem Keriss vereinigt, den sie entweder gemeinschaftlich oder abwechselnd zogen und nicht selten traf man Kerisse, welche von Hunden gezogen wurden. Mehr als einmal bemerkte ich, dass ein junger Kerl ausser der übrigen Bagage in seinem Schlitten ein Mädchen hatte, welches vermuthlich auf der mühevollen Reise erkrankt war. Die Schaaren zogen meistentheils unter Gesang und helllautem Getöse einher. Die meisten Gesichter drückten Trotz und Verwegenheit aus. Viele Banditenphysiognomien zeigten sich im Haufen und die zerfetzten Kleider, die Unreinlichkeit nebst einer in Allem herrschenden Nachlässigkeit mit dem wilden Lärm und den frechen Gesängen gaben dem Ganzen das Aussehen eines Räuberzuges. Indessen war es der Abwechslung wegen nicht unangenehm dieses Leben und diese Rührigkeit auf den öden Pfaden Lapplands zu sehen.

Wir kamen nach Maanselkä oder Maasesiid. Diese Benennung ist offenbar Finnisch und es giebt an der Ost-, West- und Südküste des Weissen Meeres, ja in Lappland selbst auch viele andere Ortsnamen, die ihren Ursprung aus dem Finnischen herleiten. Diess scheint zur Bestätigung der von Sjögrén aufgestellten Hypothese zu dienen, dass nämlich die Karelen einstmals ihre Wohnsitze über den ganzen Kreis von Kola bis zum nördlichen Ocean hin erstreckt hätten. Sjögrén gründet diese Hypothese nicht so sehr auf die Finnischen Ortsnamen als auf den Einfluss, den die Finnische

Sprache offenbar auf das Russisch-Lappische ausgeübt hat, und auf eine alte Tradition von einem Walit oder Warent, einem berühmten Herrscher in Karela oder Kexholm und Vasallen von Nowgorod, welcher «Lappland oder das Murmansche Land» erobert und die Lappen gezwungen haben soll Nowgorod einen Tribut zu zahlen. Welches Gewicht man auch sonst dieser Tradition beilegen möchte, welche bei einer Gränzconvention zwischen Russland und Dänemark von dem Russischen Gesandten zur Sprache gebracht wird, so beweiset sie doch wenig rücksichtlich der Colonisation des Russischen Lappmarkens durch Karelen. — Wenn es erlaubt ist in dieser dunkeln Frage eine Meinung zu äussern, so findet sich die meinige in nachfolgenden Zeilen ausgesprochen:

Wie man theils aus mündlichen Traditionen, theils aus schriftlichen Urkunden schliessen kann, haben die Finnen, besonders die vom Karelischen Stamm, oft in älteren Zeiten Streifzüge nach Lappland unternommen, nicht in der Absicht sich dort niederzulassen, sondern nur um dort Beute zu machen. Bisweilen sind recht gewaltige Kämpfe ausgefochten worden, in welchen natürlich die Lappen nach ihren eignen Erzählungen das Uebergewicht behalten haben. Irgend ein ähnlicher Streifzug liegt wahrscheinlich auch der Warent-Tradition zu Grunde. Aber sowohl nach Lappischen und Finnischen Traditionen als auch zum Theil nach historischen Zeugnissen und, wie man aus den noch gangbaren Verhältnissen schliessen kann, haben einzelne Finnische Familien in unruhigen Zeiten und in Jahren des Misswachses sich nach Lappland begeben, bloss in der friedlichen Absicht sich hier niederzulassen. Wenn man bei der Wahl der Wohnstelle in die ererbten Rechte des Lappen auf seine Waldung, seinen Fischbezirk u. s. w. eingriff, so wurde die Sache gewöhnlich durch ein kleines Scharmützel abgemacht, woher denn viele Oerter im nördlichen Finnland nach den Traditionen *Riitasaari* (Streit-Insel), *Torajärwi* (Streit-See) u. s. w. benannt worden sind. Wenn aber diese Besitznahme nicht zum Nachtheil der frühern Einwohner des Landes gereichte, haben die Finnen ungestört bauen und wohnen können, wenn auch die Lappen ihre Unternehmungen

mit neidischen Blicken betrachteten. Wurden die Anstrengungen der ersten Colonisten durch Erfolg gekrönt, so hat das Gerücht von diesem auch andere Bewohner hingelockt und auf diese Weise soll sich nach der Tradition mehr als eine Finnische Colonie in Lappland gebildet haben. Beispielsweise werde ich die Colonien in Enare, Alten, Pulmak, Seida und auch Karosjoki nennen. Alle diese sind zwar in späteren Zeiten entstanden, doch die eben besprochene Weise ihres Ursprungs dürfte für alle Zeiten gelten. Wenige und im Russischen Lappmarken gar keine dieser Colonien sind so glücklich gewesen ihrer Sprache und Nationalität treu zu bleiben, was zu beweisen scheint, dass die Anzahl der einwandernden Finnischen Colonisten nicht gar zu bedeutend war, geschweige denn so ansehnlich, wie Sjögrén anzunehmen scheint, wenn er behauptet, dass die Karelen die Lappen aus dem ganzen südlichen und östlichen Theil des Kolaschen Kreises vertrieben, selbst das Land in Besitz genommen und sich darauf noch weiter nach Norden vorgedrängt hätten. In einem solchen Falle wäre wohl nicht der starre Finnische Nationalcharakter in dem auch in geistiger Hinsicht bei weitem nachstehenden Lappischen Volke untergegangen. Und was das betrifft, dass diese Karelen später ihrer Seits von den Russen südöstlich gedrängt wurden und dadurch beitrugen «die östlichen Theile von Kemi-Lappmarken zu bevölkern», so ist diese Hypothese durchaus ohne alle Bestätigung und es widerspricht ihr die schwache Russische Colonisation in Lappmarken. Unbestreitbar ist es jedoch, dass die Anwohner des Kemi- und Torneåflusses aus einem Gemisch von Sawolaxern, Karelen und Lappen bestehen. Das Sawolaxische Element ist höher nach Norden in Kemiträsk, Sodankylä, Ober-Torneå, Muonioniska überwiegend. Diese Colonisation kann noch zum Theil durch Familien-Traditionen aufgehellt werden, welche nachweisen, dass die Stammväter zu verschiedenen Zeiten, aus verschiedenen Orten und aus verschiedenen Ursachen, am gewöhnlichsten aber während Kriegsunruhen und Jahren des Misswachses eingewandert sind. Der Karelische Stamm ist am mächtigsten in Rowaniemi, Kemi und Nieder-Torneå. Seine Einwanderung ist in

Dunkel gehüllt, aber es kommt mir wahrscheinlich vor, dass die in Rede stehenden Colonisten nach und nach aus dem jetzigen Kemischen Kreise eingewandert sind, zuerst und am stärksten Rowaniemi bevölkert haben und von dort nach Terwola, Kemi und Nieder-Torneä gezogen sind. Diess ist von alten Zeiten her eine ziemlich allgemeine Heerstrasse bei den Handelsfahrten der Karelen gewesen, welche vielleicht eine erneuerte Form ihrer frühern Wanderungen und Streifereien innerhalb des Finnischen Gebiets sind. Bemerkenswerth ist es wenigstens, dass die Karelische Colonisation bei Rowaniemi aufhört. In dem von der Natur in mehreren Hinsichten begünstigten Kemiträsk findet man kaum eine Spur einer Vermengung mit den Karelen und gerade dieser Ort hätte den Karelen als vornehmster Zufluchtsort dienen müssen, wenn sie aus dem Russischen Lappmarken nach Finnland verdrängt worden wären. Dass aber die Bewohner von Kemi, Torneå und Rowaniemi wirklich mit den Russischen Karelen verwandt sind, wird durch mehrere zusammentreffende Umstände bewiesen. Auffallend sind in dieser Hinsicht verschiedene Spracheigenthümlichkeiten, unter anderm die persönlichen Fürwörter *mie*, *sie*, die Verbalendung -*oitsen* (*öitsen*), die Adverbialendung -*sta* (statt -*sti* in Torneå) und viele einzelne Wörter, welche anderswo nicht angetroffen werden. Die ältere Tracht ist bei beiden Völkern sich so ähnlich, dass ich und ein anderer mit mir vor wenigen Jahren zurück einen Bauer aus meinem Geburtsort Terwola für einen Russischen Karelen ansah. Dieselbe Aehnlichkeit zeigt sich in verschiedenen Geräthschaften und Sachen des Haushalts, z. B. in den Schlitten, Booten, Sensen, Schränken u. s. w.

Wenn es nach den vorhergehenden Bemerkungen minder glaublich ist, dass das Russische Lappmarken irgend einmal zahlreich und sein südlicher Theil ausschliesslich von Karelen bevölkert war, so ist doch fast überall, besonders in dem südlichen Theil des Kolaschen Kreises eine Vermischung des Lappischen und Karelischen Elements bemerkbar. Sie zeigt sich nicht bloss in der Sprache, sondern auch in der Körperbildung und in den Gesichtszügen, in der

Art und Weise zu wohnen und in den Sitten. So waren die Lappen in Maanselkä von einem sehr schlanken Wuchs, hatten reine Gesichtszüge und nicht die feine, kreischende Stimme, an welcher man sogleich den Lappen erkennt, sondern einen tiefen Bass. Sie wohnten theils in Rauchhütten, theils in Karelischen Stuben und hatten Jahrzehende lang dieselbe Stelle bewohnt, was nicht Sitte der Lappen ist. Die Sprache war überschwemmt von Karelischen Wörtern und Redeweisen. Zwar konnte es uns nicht einmal hier glücken, dieselbe zum Gegenstande eines ordentlichen Studiums zu machen, da sich in jeder Stube eine grössere oder geringere Anzahl von Murmanzen vorfand, welche eine Art Nadelhandel mit den Lappen trieben; doch hörten wir wenigstens hier Lappisch sprechen und blieben aus dieser Ursache auch einige Tage im Dorfe.

Es wäre wahrscheinlich von geringem Interesse eine Menge von Fennicismen aufzuzählen, die ich in Maanselkä aufgezeichnet habe. Statt dessen will ich ein Urtheil über die allgemeine Beschaffenheit des Russisch-Lappischen niederschreiben, worin jedoch der Terskische Dialekt als vollkommen unbekannt nicht mit einbegriffen ist. Das Russisch-Lappische bietet in grammatikalischer Hinsicht nicht so wesentliche Verschiedenheiten von den übrigen Lappischen Dialekten dar, als man gewöhnlich annimmt. Es nähert sich theils dem Berglappischen theils dem Enare-Dialekt und liegt an vielen Orten zwischen beiden. Sein eigenthümlicher Charakter besteht freilich auch in kleineren Formnuancen, aber vorzüglich in einer Verkürzung der Endungen. Der Schlussvocal hat überall dem Russischen Halblaut ъ und ь weichen müssen. Die in andern Dialekten gewöhnliche Consonantenverstärkung kommt hier selten vor. Auch findet man in dieser Mundart nicht die unendliche Menge von Vocalveränderungen, welche man in dem Lappischen und zumal im Enare-Dialekt antrifft. An Formenreichthum kann sie sich nicht mit dem Dialekt von Finnmarken, noch weniger mit dem Schwedisch-Lappischen messen. Die Russischen Lappen selbst theilen ihre Sprache in drei Hauptdialekte, unter denen einer in Petsingi, Muotka, Patsjoki, Synjel, Nuotosero, Jokostrow, Babia, ein anderer in Se-

miostrow, Läwosero, Woronesk, Kildin, Maanselkä und der dritte auf der Terskischen Halbinsel zwischen Swjatoi Nos und Ponoj vorkommt. Da ich nicht alle diese Oerter besucht habe, kann ich auch nicht für die Richtigkeit der Eintheilung bürgen und muss, was zumal die Babiaschen Lappen betrifft, die Meinung äussern, dass dieser Dialekt vielleicht mit grösserem Recht zu der letzteren mehr mit dem Finnischen vermischten Klasse gerechnet werden kann. Es war eigentlich der erste dieser Hauptdialekte, welcher wenigstens an den Orten, wo wir ihn untersuchten, zwischen dem Berglappischen und dem Enare-Dialekt in der Mitte lag. Der zweite entfernt sich ein wenig von den andern. Sämmtliche Dialekte des Lappischen kommen zwar ziemlich nahe überein, wenn man von den fremden Elementen abstrahirt, welche ein jeder derselben auf seine Weise aus verschiedenen Sprachen aufgenommen hat; die Lappen haben aber das Unglück gehabt in nahe Berührung mit fremden Völkern zu kommen, als ihre Sprache sich noch in der zartesten Kindheit befand, und hievon ist die Folge gewesen, dass die Sprache nicht nur eine gränzenlose Menge fremder Wörter aufgenommen, sondern sich auch in Betreff der Grammatik in vielen Puncten nach fremden Vorbildern gestaltet hat. Gerade diese Einwirkung von verschiedenen Seiten begründet die Verschiedenheit der Lappischen Dialekte unter einander. So zeigt sich in der zuerst genannten Mundart des Russisch-Lappischen nicht nur Russischer und Finnischer, sondern auch ein Norwegischer Einfluss. Der zweite Hauptdialekt ist dagegen wieder mehr dem Einflusse des Russischen und Karelischen ausgesetzt gewesen. An einigen Orten ist das Russische Element stärker, an andern, besonders in Akkala-Lappmarken hat das Karelische mächtiger eingewirkt. Will man einmal dem Urtypus der Lappischen Sprache auf die Spur kommen, so kann das nur dadurch geschehen, dass man die einzelnen Dialekte einer genauen Vergleichung unterwirft und bei allen vorkommenden Verschiedenheiten unpartheiisch prüft, ob dieselben durch fremde Einwirkung erklärt werden können — ein Läuterungsprocess, den sich auch das Finnische noch gefallen lassen könnte.

Aus Furcht weitläufiger zu werden, als zulässig ist, will ich diese Bemerkungen abbrechen und mich ohne weitern Aufenthalt nach Rasnawolok (Rasnjarg) begeben um zuzusehen, ob das Studium der Lappischen Sprache auf dieser Station mit irgend einem bessern Erfolg betrieben werden kann. Alles vergebens! Hier wenn irgendwo können wir mit Karamsin ausrufen:

Welch Gemisch von Völkern, Trachten,
Stämmen, Ständen, Dialekten!

Denn da alle Murmanzen, die im Vorhergehenden erwähnt worden sind, durch Rasnawolok reisen mussten, da entferntere Post-Lappen auf dieser Station die weiter westwärts fahrenden Fischer erwarten, so kann man sich leicht vorstellen, welches Leben hier während der Murmanschen Völkerwanderung stattfindet. Es soll sich vor einigen Jahren zurück zugetragen haben, dass 1200 Personen auf einmal auf dieser Station sich gelagert hatten. Also war es zwar nun dort nicht beschaffen, doch ergab es sich, dass die Anzahl der Menschen mehr als hinreichend war, um ein Paar enge Stuben anzufüllen. In einer derselben räumten zwei Kaufleute aus Kola, die auf der Station lagen und den Murmanzen Brod verkauften, uns einen Winkel ein, wo ich mich fast vier und zwanzig Stunden mit Papier und Bleistift in der Hand beharrlich festhielt. Es war in derselben Ecke, wo ich beinahe das Schicksal des Orpheus getheilt hätte und von einem rasenden Weibe zerrissen worden wäre. Dieser unbehagliche Umstand vermochte mich meine Abreise von Rasnawolok nach Rikkataival (Riksuolo) zu beschleunigen.

Die Lappische Natur, die während unserer Fahrt von Kola an wenig Bemerkenswerthes darzubieten hatte, fing nun wiederum an sich von ihrer kolossalen Seite zu zeigen. Man hat in Lappland weder im Sommer noch im Winter das Naturschöne in einer reichen Abwechslung von Gegenständen und in einer strengen Umgränzung des vorliegenden Gemäldes, wie ich das Angenehme, das Hübsche, was gewöhnlich das Schöne genannt wird, definiren würde, zu suchen. In Lappmarken liegt das Schöne, wenn anders es nicht

aus diesem Lande verbannt ist, in dem geraden Gegensatz des Angenehmen, in dem unermesslichen Einerlei. Wir befinden uns nun auf dem See Imandra und schauen gerade vor uns Buchten, bei denen das Auge vergebens irgend eine andere Begränzung als die des dunkelblauen Horizonts sucht; gegen Westen erheben sich die dunkeln, wolkenähnlichen Umrisse des Riesenberges Umptek. So einförmig und chaotisch dieser Anblick auch sein mag, so wirkt er doch mit einer wunderbaren Macht auf das menschliche Gemüth. Trotz alles Philosophirens ist und bleibt der Mensch doch so beschaffen, dass er des Schöpfers Hand deutlicher in dem Grossen und Kolossalen, wenn auch die Form dort nicht so deutlich ausgeprägt ist, als in dem Kleinen und Zwergartigen, wäre dieses auch noch so vollendet in seiner Form, wiedererkennt. Aber sollte jemand glauben, dass eine Natur, wie die vorliegende, todt vorkommen und drückend auf das Gemüth wirken müsse, so mag man sich nur vorstellen, dass die Winde der Luft auf den weitgestreckten Buchten spielen oder dass der Donner auf den wolkenhohen Bergspitzen ertönt und man wird kein Leben vermissen. Derjenige aber, der kein Behagen an einem solchen Leben empfindet, mag hier eine schöne Winternacht reisen, wenn der Himmel durch die Sterne und das Nordlicht flammt. So weit man vor sich hin schauen kann, erblickt man auf jedem Punct des unermesslichen Schneemeeres eine gewisse unbedeutende Bewegung, ein feines Zittern, das so reizend ist, dass unser Wesen bei dem Anschauen desselben dahinzuschmelzen droht. Will man wiederum den Blick auf die Bergspitzen richten, so sieht man dieselben von einem flackernden Schein umhüllt, welcher aus dem Berge selbst, wie die Flamme aus dem Krater eines Vulcans emporzusteigen scheint. Der Schein breitet sich über den ganzen Himmel aus, flackert einige Zeit und verschwindet, um nach einer Weile auf dieselbe Weise wiederum aufzusteigen und zu verschwinden. Kurz, man findet das Naturschöne in Lappland wie in Italien, nur muss man sein Gemüth ganz anspruchlos seinem Eindrucke hingeben und dasselbe nicht nach vorher von der Reflexion geschaffenen Theorien meistern.

Auf Rikkataival wurden wir endlich von den Murmanschen Schaaren befreit. So angenehm es war nach einem zehntägigen unaufhörlichen Gewimmel endlich zur Ruhe zu kommen, so ärgerlich war es zugleich durch diese zufälligen Hindernisse zum grössten Theil den Zweck der Reise verfehlt zu haben. Da konnte nicht mehr geholfen werden, denn auf Rikkataival und den beiden andern noch übrig bleibenden Stationen stammten die meisten Einwohner von den Finnen ab und ihre Sprache war deshalb verderbt. Auch zwang uns die hereinbrechende Verschlechterung des Weges die Reise zu beschleunigen. Die Lappen äusserten bereits ihre Bedenken rücksichtlich unserer Beförderung bei Tage, weil sie befürchteten, dass ihre Rennthiere auf der ganzen Strecke ermüden würden, was auch bisweilen geschah. Aus einem solchen Grunde waren wir nach unserer Ankunft in Jokostrow (Tshuk-Suolo) noch spät am Abend gezwungen uns auf die 36 Werst lange Strecke bis Sasheika (Nieshke) zu begeben. Bald nach der Abreise von dieser Station stiess mir ein kleines Abenteuer zu. Man hatte vor meinen Keriss ein junges, nicht eingefahrenes, elendes Rennthier gespannt. Während ich unbekümmert dasass und das Nordlicht betrachtete, fing das Rennthier an rechts- und linkshin auf dem Wege zu fliegen. Natürlich liess ich keine Mühe ungespart, dasselbe für solche Extravaganzen zu züchtigen, doch hiebei traf es sich leider so, dass der Zaum an einer weit hervorstehenden Spitze des Geweihs hängen blieb. Hierdurch gerieth das Rennthier in die äusserste Verzweiflung, sprang und warf sich mit allen Kräften, wobei der Zaum immer mehr und mehr verwickelt wurde. Ich erhob mich, um ihn frei zu machen, das Rennthier aber begriff meine gute Absicht nicht, sondern fuhr mit seinem Unfug dermaassen fort, dass der Zaum ganz und gar verwickelt wurde. Das Ende war noch um meinen Arm gewunden, ich stand aber dem Rennthier so nahe, dass seine Bewegungen mir unerträglich zu werden anfingen. Ich war deshalb genöthigt den Zaum fahren zu lassen und diess um so mehr, da das Rennthier nun offensiv zu verfahren anfing. Seine scharfen Geweihenden gegen meinen Leib richtend hätte es meinem zeitlichen

Dasein ein schmähliches Ende machen können, wenn ich nicht zu rechter Zeit ins Geweih gegriffen und den Kopf des Rennthiers zur Erde herabgedrückt hätte. Natürlicher Weise war dem Rennthier damit nicht sehr gedient und nun begann ein Streit, der wahrscheinlich auf eine für mich traurige Weise geendet hätte, wenn ich nicht Gelegenheit gefunden hätte, in den Schlitten zurückzuspringen. Auch diess war gefährlich, denn auf dem weitgestreckten Imandra, der an Nebenwegen reich und ausserdem mit einer harten Kruste bedeckt war, hätte mich das Rennthier leicht auf einen Irrweg bringen können, da ich kein Mittel besass es zu lenken. Die Noth aber zwang mich diesen Ausweg zu ergreifen und das Glück war mir so günstig, dass ich meine Kameraden bald einholte. Nachdem wir den Zaum mit vereinten Kräften in Ordnung gebracht hatten, wurde die Reise, einige kleine Abenteuer abgerechnet, ganz glücklich bis Sasheika zurückgelegt, wo wir früh am Morgen in den Hafen einliefen. — An demselben Tage wurde die Reise bis Kandalaks, einem mittelmässigen Russischen Dorfe an der Kandalaksschen Bucht des Weissen Meeres, zurückgelegt. Hieher war der Ruf von unseren Eigenschaften unseren Personen vorangeeilt. Ich war berühmt als ein ungewöhnlicher Seher und Lönnrot als ein wunderthuender Arzt. Die alten Weiber überhäuften mich mit Bitten, dass ich ihnen ihre ziemlich leicht zu entwirrenden Zukunftsfäden entwirren möchte; statt aber irgend welche Proben in der Wissenschaft der Augurn abzulegen, begaben wir uns auf die Fahrt, nachdem wir zuvor beim Stanowoj Pristaw zu Gast gewesen waren und unsere nunmehr unnöthigen Kerisse, Pelze und andern Lappischen Geräthschaften dem Bürger Pachkow verkauft hatten.

Der Weg von Kandalaks bis Kem, welches unser nächstes Ziel war, beträgt 262 Werst und läuft theils der Küste entlang theils durch das Innere des Landes. Die Küste ist mit Russen bevölkert, die Dörfer aber, die einige Meilen seitwärts liegen, werden von Karelen bewohnt. Viele Karelen giebt es auch in den Russischen Dörfern, diese sind aber alle in einer spätern Zeit hieher gewandert. Doch beweisen sowohl die vielen in der Gegend vorkommenden

Finnischen Ortsnamen als auch die unter den Einwohnern allgemein gangbaren Traditionen, dass auch die Russischen Dörfer, wenigstens viele unter ihnen, früher von Karelen bewohnt gewesen sind. Die Tradition unterscheidet zwischen Finnen, welche von den Russen gewöhnlich Schweden (Шведы) genannt werden, Karelen (Корелякн, Корелн) und Tschuden (Чухны). Auf der Südwestküste des Weissen Meeres kommen nur Traditionen von den Karelen vor, auf der Süd- und Westküste sollen die ältern Einwohner des Landes Tschuden gewesen sein, welche die Tradition mit Ingern und Ehsten in Verbindung bringt. Ohne mich hier in irgend weitläufige Argumentationen über die durch hinreichende Gründe unterstützte Hypothese einzulassen, der zu Folge der Finnische Stamm sich vormals bis zu den Küsten des Weissen Meeres erstreckt haben soll, will ich nur die schwerzulösende Frage aufnehmen: Wohin haben die älteren Bewohner des Küstenlandes ihren Weg genommen? Dass sie von den Russen nach Lappland und von dort nach Finnland zurückgedrängt worden seien, scheint eine ungenügende Erklärung zu sein. Um nach der Wahrscheinlichkeit, hie und dort befindlichen Traditionen und der noch schwachen Russischen Bevölkerung in den nördlichen Theilen des Archangelschen Gouvernements zu schliessen, sind die Russen nicht mit Heeresmacht oder in grösseren Massen bis in diese öden und unfruchtbaren Gegenden gezogen, sondern gewöhnlich hat die Noth, die Hoffnung auf eine leichtere Fristung des Lebens, der Geist der Abenteuerlichkeit oder eine zufällige äussere Ursache einzelne Familien vermocht sich hier eine Wohnstätte zu suchen. Das Recht des Stärkeren dürfte somit seltener zur Sprache gekommen sein, wenigstens in den Zeiten, als eine und dieselbe Religion und eine gemeinsame Regierung zu einem Bande der Vereinigung zwischen den älteren Bewohnern des Landes und den neuen Colonisten diente. Inzwischen entstand ein nothwendiger Conflikt zwischen den durch Sprache, Sitten und Vorstellungsweise von einander verschiedenen Nationalitäten. Dieser Conflikt musste an den Küsten des Weissen Meeres mit dem Untergang der Finnischen Nationalität enden, insofern diese Gegend,

wie ich sogleich in dem Folgenden nachweisen werde, solche Nahrungszweige darbietet, welche wohl die Russen, nicht aber die Finnen locken konnten sich hier zahlreich niederzulassen. Die Ansicht, dass die Russische Bevölkerung friedlich vorgedrungen ist und statt den Finnischen Volkstamm zu vertreiben ihn in sich aufgenommen hat, wird ferner durch die unreine, mit Fennicismen angefüllte Russische Sprache im Archangelschen Gouvernement und die unverkennbar Finnischen Gesichtszüge, die man hier unaufhörlich unter dem Russischen Hute antrifft, bestätigt.

Nimmt man nun diese oder Sjögrén's Meinung über das Verschwinden der Finnen an den Küsten des Weissen Meeres an, so kommt man in beiden Fällen zu dem Resultat, dass die ältere Bevölkerung gering und schwach gewesen sein muss, da sie von den Russen entweder vertrieben worden oder mit ihnen, welche noch heut zu Tage eine sehr geringe Anzahl in dem nördlichen Küstenlande ausmachen, zusammenschmelzen konnten. Das finde ich auch aus andern Gründen annehmbar. Wenn ich mich nicht ganz und gar in dem Charakter und in den Neigungen des Finnischen Volks geirrt habe, so bilden die Küsten des Weissen Meeres kein Feld für seine natürliche Thätigkeit dar. Der Ackerbau und die Viehzucht sind die Erwerbszweige, die sich vorzugsweise für den Charakter der Finnen eignen, und die Vorsehung scheint sie auf die Erde gesandt zu haben, damit sie mit ihrer unermüdlichen Kraft, ihrer Geduld, ihrem ruhigen, nie verzweifelnden Muthe Cultur über die Wildnisse Finnlands, des nördlichen Russlands und Scandinaviens brächten. Der Finne liebt diesen Erwerbszweig, da es eine unumgängliche Bedingung für seine Wohlfahrt ist, eine kleine Welt um sich zu haben, wo er allein und unabhängig schalten und walten kann. Deshalb vertauscht er oft ein kummerloses Leben unter der Herrschaft eines andern Mannes gegen eine dürftige Stätte in der Einöde, weil er meint, dass es besser sei daheim «Wasser aus einem Körbchen zu trinken», als in einer andern Wohnung «Bier aus einem Silberkruge zu leeren». In Folge dieser Anlage für einen stillen, friedlichen, unabhängigen Wirkungskreis konnte sich nicht eine

grössere Finnische Colonie an dem Weissen Meere niederlassen. Seine unfruchtbaren, der Cultur unzugänglichen Küsten und die fortwährend kalten Winde machen den Ackerbau fast unmöglich. Hier muss sich der Mensch von dem Meer ernähren, wozu ein rühriges, irrendes, unruhiges Leben, ein unaufhörliches Ringen mit Plänen und Speculationen, kurz eine mit dem Russischen Charakter übereinstimmende Lebensart erforderlich ist. In dem Kola'schen Kreise giebt es 26 Russische Dörfer und in diesen beschäftigen sich bloss fünf Einwohner mit Ackerbau. Auch die Viehzucht ist äusserst unbedeutend. Doch herrscht unter den Russen viel Wohlstand, während der Finne hier gewöhnlich unter der kläglichen Gestalt eines Bettlers oder eines Knechtes auftritt. Dieselben Erwerbszweige stehen zwar beiden Theilen offen; sie sind aber mit ungleichen Kräften begabt und des Russen ganze Stärke besteht in seinem an Plänen, Berechnungen und Unternehmungen jeglicher Art unerschöpflichen Sinne. Der Russe hasst diese einförmige Ruhe, welche die höchste Seligkeit des Finnen ausmacht. Unter dem Dach seiner Hütte zu bleiben und den Umfang weniger Ackerstreifen für seine Welt zu halten, wäre dem Russen unerträglich. Seine Lust ist weit umherzuirren und aus fernen Gegenden Schätze nach Hause zu bringen. So finden wir ihn während des Sommers bald mit seiner Lodja in dem Hafen von Archangel liegen, bald an den Küsten Norwegens kreuzend, im Winter aber trifft man ihn auf den Strassen Moskau's und auf dem Markte zu Nishnij Nowgorod. Diejenigen, die keine Mittel zu so grossen Unternehmungen haben, bleiben deshalb doch nicht zu Hause: mit ihren kleinen Jollen durchfurchen sie die Ebenen des Weissen Meeres, fangen Lachse und Häringe, Robben und Hausen. Denn es ist ein Axiom, dass derjenige, der im Winter Brod essen will, im Sommer nicht daheim liegen bleiben darf. Er muss auf Erwerb ausgehen und wenn es ihm hiebei glückt einige Kopeken mehr zu verdienen, als er für sich und seine Familie nöthig hat, so unternimmt er im Winter mehr oder minder weitreichende Handelsreisen. Der Art ist in Kürze die Lebensweise an den Küsten des Weissen Meeres und unläugbar eignet sich diese Lebensart am Besten, wenn

nicht ausschliesslich für die Natur des Landes. Sonach scheint der Russe mit seinem unruhigen Sinn, seiner Beweglichkeit und vor allen Dingen mit seinem klugen, berechnenden Verstande einzig und allein dazu bestimmt zu sein diese Gegenden zu bewohnen. Vielleicht hat die Natur selbst — die grosse Allmutter — dazu gedient die Menschen dazu zu schaffen was sie sind; sie hat da einen Stoff gefunden, der leicht zu bearbeiten war. Um von den Russischen Bewohnern des Archangelschen Gouvernements zu schliessen, so giebt es keine andere Nation in der Welt, welche die Klugheit hätte sich aller der Conjuncturen, der Geistesgegenwart zu bedienen, um bei jeder Gelegenheit und zum eignen Besten alle, auch die unbedeutendsten Umstände zu erfassen und anzuwenden, als gerade das Russische Volk.

Von dieser praktischen Geisteskraft des Russischen Volkes mussten auch wir einige unbedeutende Proben auf den Stationen zwischen Kem und Kandalaks erfahren. Bei unserer Abreise von Kola hatten wir es versäumt, die sogenannte Podoroshnaja zu lösen, ohne welche der Reisende nicht berechtigt ist mit Postpferden weiter zu reisen. Er muss sich in einem solchen Fall durch einen Accord weiter forthelfen. Aber bei dem geringsten Verdacht, dass wir nicht gehörig documentirt wären, rotteten sich die Bauern zusammen um uns nicht vom Fleck zu lassen. Man gab als Vorwand an, dass alle Pferde im Walde wären, dass sie soeben nach Hause zurückgekehrt und müde wären und anderes dergleichen, was nur darauf ausging uns zu zwingen einen höhern Beförderungslohn zu zahlen. In dem Kem zunächstliegenden Dorfe übte man einen so hartnäckigen Widerstand, dass ich genöthigt war mich zu Fuss nach der Stadt zu begeben, um uns von dort Pferde zu verschaffen. Die Furcht vor einer etwa möglichen Nachrechnung hatte jedoch die Bauern vermocht bald nach meinem Aufbruch ein Paar schlechte Klepper vorzuspannen.

Bekanntlich ist Kem eine unbedeutende Stadt an der Mündung des Kemi-Flusses. Hier giebt es keinen Bischof, keinen Gouverneur, noch andere hohe Herren, also auch keine grossen Häuser

oder kolossalen Denkmäler und überhaupt keine grossen Anstalten. Die Stadt hat vielleicht ihre grösste Merkwürdigkeit durch eine hier zahlreich verbreitete Religionssecte, deren Anhänger sich Staroverzy nennen, von andern jedoch Raskolniken genannt werden.

In dieser Raskolnikenstadt wurden wir gegen unsern Willen gezwungen uns wegen der schlechten Bahn einen vollen Monat aufzuhalten, bis es uns endlich den 19. Mai möglich wurde, unsere Reise fortzusetzen. Mit Rücksicht darauf, dass es keinen Sommerlandweg von Kem nach Onega giebt, mussten wir uns nun auf die stürmischen Wogen des Weissen Meeres begeben. Das Ziel unserer Reise war Archangel und es wäre auch unser Wunsch gewesen ohne irgend einen Aufenthalt auf dem Wege in einer Kaufmanns-Lodja unmittelbar dorthin zu segeln; dazu gab es aber vor der Hand keine Aussicht, da die Wasser-Communication zwischen Kem und Archangel noch nicht ihren Anfang hatte nehmen können. Wir beschlossen deshalb auf den Rath der Bewohner der Stadt uns nach dem Kloster Solowezkoj zu begeben, welches auf einer Insel im Weissen Meere 60 Werst von Kem liegt, und hofften dann hier irgend eine Gelegenheit zur Ueberfahrt nach Archangel zu finden.

In einem kleinen Boote, welches einige Pilger zum Kloster führte, fanden auch wir als Passagiere Platz. Die Fahrt geschah während der Nachtzeit, wobei der unabweisbare Schlaf uns nicht erlaubte auf die zahlreichen Inseln und Klippen Acht zu geben, welche auf unserm Wege gelegen haben sollen. Nachdem wir 30 Werst von Kem zurückgelegt hatten, befanden wir uns auf dem weiten, offnen Meere; hier stiessen wir jedoch bald auf eisbedeckte Buchten und waren deshalb genöthigt uns 15 Werst von dem Kloster ans Land setzen zu lassen. Der Rest des Weges wurde auf äusserst schwachem Eise mit Pferden und Wagen zurückgelegt, welche aus dem Kloster selbst nachgeschickt worden waren.

Zu dem berühmten Kloster gelangt, erfuhren wir zu unserm Leidwesen, dass die Schiffahrt nach und von Archangel noch nicht ihren Anfang hatte nehmen können, weil grosse Eismassen noch auf dem Meere einhertrieben. Unter solchen Umständen konnten

wir natürlicher Weise nicht anders als mit Dankbarkeit das Anerbieten des Archimandrits annehmen und uns im Kloster niederlassen, bis es uns möglich wurde, unsere Reise bis Archangel fortzusetzen. Während wir nun still lagen und auf unsere Befreiung warteten, luden uns die ehrwürdigen Väter täglich ein, den Gottesdienst mit anzuhören, die zahlreichen Kostbarkeiten des Klosters zu besehen, Excursionen nach zwei andern nahbelegenen Filial-Klöstern zu machen u. s. w. Mehr als diese Zerstreuungen interessirte es uns jedoch Kenntniss zu erhalten von den verschiedenen Schicksalen, welche das Solowezkische Kloster seit seiner Stiftung im J. 1429 erfahren hatte [1]). Bald wurde auch diesem Interesse genügt und unsere Ungeduld endlich nach Archangel fortzukommen wurde nun bis auf den Grad gesteigert, dass wir beschlossen uns auf das eisbestreute Meer hinauszubegeben und uns in einem kleinen Boote den Weg bis zu dem Archangelschen Küstenlande zu bahnen. Den 26. traten wir unsere Reise an und wie grosse Beschwerlichkeiten diese auch mit sich führte, so gelangten wir dennoch nach einer viertägigen Reise nach Archangel.

Den Tag nach unserer Ankunft in der genannten Stadt besuchten wir den Archimandrit Wenjamin, einen Samojedischen Missionär, welcher weit und breit wegen seiner tiefen Kenntniss der Samojedischen Sprache gefeiert war. Schon vor unserer Reise waren wir durch Herrn Sjögrén an diesen Mann gewiesen worden, von dem wir glaubten, dass er uns ausserordentlich nützlich bei dem Studium der genannten Sprache werden würde. Was mich betrifft, so hatte ich mir vorgenommen mich im Laufe des ganzen Sommers seines Unterrichts zu bedienen und mich dann mit der Winterbahn in das eigne Land der Samojeden zu begeben. Das Unglück fügte es jedoch, dass der Archimandrit aus litterärischer Eifersucht sich nicht vermögen liess, uns den gewünschten Unterricht zu ertheilen. Vielleicht war hiebei im Ganzen genommen nicht viel verloren, da es sich ergab, dass die Samojedischen Kenntnisse dieses Mannes

1) Vergleiche Suomi, Tidskrift i fosterländska ämnen, 1843, Heft 4.

in der That nicht sehr gründlich waren; doch gewiss ist es, dass unsere Reise hiedurch eine ganz andere Richtung erhielt. Lönnrot fasste den Beschluss sich alle Samojedischen Studien aus dem Sinn zu schlagen und sich ins Olonezische Gouvernement zu begeben, um das dort wohnende Volk der Tschuden kennen zu lernen. Was mich dagegen betrifft, so hielt ich fortwährend meinen Plan fest, mit der ersten Winterbahn mich zu den Tundern der Samojeden zu begeben, die Sommermonate aber wollte ich zu einer Reise zu den Terskischen Lappen verwenden, welche wir während des verflossenen Winters nicht hatten besuchen können.

## IV.

Den 27. Juni begab ich mich an Bord einer grössern Lodja, welche segelfertig lag um von Archangel mit einer Mehlladung zu dem Murmanschen Strande abzugehen. Das Fahrzeug sollte während der Fahrt die Westküste des Weissen Meeres bei Tri Ostrowa besuchen, wo ich mich ans Land setzen lassen wollte, um dann meine Reise zu den in der Gegend wohnenden Terskischen Lappen fortzusetzen. Eine fortdauernde Unpässlichkeit, die ich mir im vorhergegangenen Winter durch eine Reise in Lappland zugezogen hatte, erweckte in mir manche Besorgnisse wegen des Ausgangs dieser weiten Reise, deren Ziel ein wildes und ödes Land war. Gerade in dem Augenblicke, als die Reise stattfinden sollte, waren meine Kräfte durch die Krankheit so sehr mitgenommen, dass ich mich nur mit Mühe bis zu dem Fahrzeug selbst fortschleppen konnte. Lönnrot sah zwar meine Krankheit für nicht allzugefährlich an, rieth mir jedoch die Reise nicht fortzusetzen, sondern mich an der Dwina ans Land setzen zu lassen, wenn mein Gesundheitszustand sich nicht bis zum nächsten Tage gebessert haben würde. Diesen Rath zu befolgen kam ich jedoch nicht in Versuchung, obwohl ich dazu allen Grund gehabt hätte; denn als ich am folgenden Morgen erwachte, befanden wir uns schon auf den Wogen des Weissen Meeres. Natürlicher Weise war nun keine Umkehr möglich und so elend auch mein Zustand war, so musste ich mich dennoch in mein Schicksal finden als Invalid auf dem Fahrzeuge zurückzubleiben.

Von der Mündung der Dwina soll die Reise nach Tri Ostrowa mit gutem Winde in 24 Stunden zurückgelegt werden können; ein solcher Wind blies jedoch nicht in unsere Segel. Als wir ein Stück ins Meer hinausgekommen waren, entstand eine vollkommene Windstille, die uns zwang bei einer Insel Anker zu werfen. Hier mussten wir nun einen Tag nach dem andern liegen bleiben und uns von den brennenden Strahlen der Sonne braten lassen. Dabei wurde

meine Gesundheit immer schlimmer und meine Kräfte bis zu dem Grade erschöpft, dass ich kaum mein Siechbett verlassen und mich aus der engen und schwülen Kajüte auf das Verdeck hinaufschleppen konnte. Im Ganzen genommen hatte das Verdeck auch nichts besonders Einladendes für mich; denn während wir vor Anker lagen, fingen die Speisevorräthe der Besatzung an durch die grosse Hitze schadhaft zu werden und verbreiteten auf dem Schiffe einen unleidlichen Gestank, gegen den man ja am Besten in der Kajüte geschützt war. Auf jeden Fall lag es mir ob, regelmässig zweimal am Tage die Kajüte zu verlassen, denn hier verrichtete der Schiffer sammt der Besatzung, die strenge Raskolniken waren, jeden Morgen und Abend lange Andachtsübungen, denen ich als Ungläubiger nach vorher getroffener Uebereinkunft nicht beiwohnen durfte. Dagegen konnte es mir natürlicher Weise nicht verwehrt werden, mein protestantisches Glaubensbekenntniss frei zu äussern und es gegen die unverdrossenen Angriffe des Schiffers zu vertheidigen. Augenscheinlich war es seine Absicht mich zu seinem Glauben zu bekehren, als aber seine Bemühung in dieser Hinsicht vollkommen missglückte, holte er eines Tages von einer andern Lodja, die auch nicht weit von der unsrigen vor Anker lag, einen ordentlichen Raskolnikenpriester zu mir, welcher das ausführen sollte, was der Schiffer nicht vermocht hatte. Auf meinem Siechbett liegend ward ich einem langen Verhör unterworfen und man merkte es deutlich, dass der Priester mit meiner Theologie nicht ganz unzufrieden war, denn nach beendigter Beichte trank er ganz ungenirt Thee aus meinem Glase und versicherte mich zu wiederholten Malen, dass mein Glaubensbekenntniss nicht so schlimm wäre. Bei seinem Abschiede versprach er mich auch in Zukunft zu besuchen und mir den rechten Weg zum Paradiese zu eröffnen.

Diese Absicht konnte er jedoch nicht ausführen, denn der folgende Tag, der 4. Juli, brachte endlich günstigen Wind und es war natürlich sowohl dem Priester als auch dem Schiffer weit weniger daran gelegen mich in ihr Netz zu locken, als Störe im Murmanschen Meere zu fangen. Was den Schiffer anbetrifft, so liess er sich kaum

Zeit an sein eignes Seelenheil zu denken und das gewöhnliche Morgengebet zu verrichten, bevor die Segel gespannt und die schwere Lodja nach einer Ruhe von einer Woche wiederum in Bewegung gesetzt wurde. Unsere Fahrt ging nun anfangs längs der Ostküste des Weissen Meeres oder der sogenannten Dwinabucht. Der Wind war gut und wir sahen an der Küste ein Dorf nach dem andern vor unsern Blicken hervortreten. An eine Landspitze Namens Simnija Gory gelangt, verliessen wir die Archangelsche Küste und steuerten in die offene See hinaus. Zur Mittagszeit hatten wir bereits das ganze östliche Küstenland aus dem Gesicht verloren und es vergingen einige Stunden, während welcher wir ringsum nichts anders als das öde Meer und das dunkle Himmelsgewölbe sahen. Bald begann jedoch die Terskische oder Westküste ihre weissen, eisbedeckten Ufer zu enthüllen und ich hoffte mit Sicherheit, dass wir noch denselben Tag nach Tri Ostrowa gelangen würden. Aber in einem Augenblick schlug der Wind nach Nordost um und ich ward zu meiner Bekümmerniss gewahr, wie das Fahrzeug immer mehr und mehr von seiner rechten Bahn abwich. Gegen Sonnenuntergang näherten wir uns zwar der Terskischen Küste, doch damit war wenig gewonnen, denn nach der Aussage des Schiffers befanden wir uns ungefähr 150 Werst südlich von Tri Ostrowa. Hier lagen wir wiederum den ganzen nächsten Tag vor Anker und warteten mit Ungeduld auf unsere Erlösung. Ich liess mich inzwischen über die angränzende Gegend gehörig unterrichten und als ich erfuhr, dass wir uns nur 20 Werst südlich von einem Russischen Dorfe befanden, wollte ich mich ans Land setzen lassen und allein das Dorf aufsuchen, in dessen Nähe ich Terskische Lappen zu finden hoffte. Gegen diesen Plan führte jedoch der Schiffer so viele Bedenken an, dass ich auf dem Boote zurückzubleiben und mindestens noch abzuwarten beschloss, was der folgende Tag in seinem Schoosse tragen würde. Der genannte Tag (der 6. Juli) war für die Raskolniken ein sehr grosser Feiertag und in Folge dessen hoffte der Schiffer nun durch seine heissen Gebete uns einen günstigen Wind verschaffen zu können. «Du wirst sehen, dass Gott

gnädig ist und uns morgen Fahrwind geben wird», äusserte er gegen mich trostvoll nach dem Abendgebet und führte darauf auf seinem Ruhelager verschiedene Erzählungen von Seefahrern an, welche durch anhaltendes Fasten und Beten bewirkt hätten, dass der Wind in ihre Segel blies.

Sein fester Glaube und seine Vertröstung wirkten belebend auf mein Gemüth und nährten auch in mir freudige Hoffnungen für den folgenden Tag. Kaum fing dieser an zu grauen, als der Schiffer sich beeilte vor dem Angesichte des Heiligen alle Wachskerzen anzuzünden, die es in der Kajüte gab, Myrrhen und Weihrauch auszustreuen, häufig auf die Knie zu sinken und lange Gebete abzulesen. Die ganze Besatzung war gerufen worden an dieser Andachtsübung Theil zu nehmen, da ich mich aber nicht zu ihrem Glauben bekannte, musste ich nach alter Gewohnheit mich auf das Verdeck begeben, wo mir nun die Wache anvertraut wurde. Meinem Berufe treu spähte ich ins Meer und dessen weite Buchten hinaus, die ich noch nie so ruhig und so klar wie an diesem Tage gesehen hatte; bald aber erhoben sich an dem nördlichen Himmel dicke Wolken, welche einen stürmischen Tag zu verkünden schienen. Bald darauf gewahrte ich in einiger Entfernung einen gekräuselten Wasserrand, der sich mit grosser Schnelligkeit dem Fahrzeuge näherte und von einem dichten Nebel begleitet wurde. Da diese Erscheinungen in meinen Augen ganz ungewöhnlich waren, so beeilte ich mich den Gottesdienst zu unterbrechen und die Mannschaft auf das Verdeck zu rufen. Meinem Rufe ward augenblicklich gehorcht, die Betenden waren aber noch nicht nach oben gekommen, als der Sturm schon schrecklich tobte und alles in einen undurchdringlichen Nebel eingehüllt war. «Den Anker in die Höh'!» ertönte die Stimme des Schiffers; aber kaum waren diese Worte über seine Lippen gekommen, als man ein Krachen hörte und das Fahrzeug vor dem Winde einhertreiben sah. Der Anker, unser einziger Anker war verloren. «Was wird nun unser Schicksal sein?» fragte ich den Schiffer, in der Hoffnung einen Trost im Unglück zu erhalten, er aber brach nur in die schrecklichsten Flü-

che los und äusserte zuletzt den Wunsch, dass der Teufel sowohl ihn als mich und das ganze Schiff holen möchte, da er seinen guten Anker, der ihn seine hundert Rubel gekostet, verloren hätte. Ungeachtet seiner wilden Verzweiflung rief er die Mannschaft zur Berathung zusammen, wobei beschlossen wurde, dass man sich der Küste so nah als möglich halten und versuchen müsste in einen nahbelegenen Fluss zu segeln, wo das Fahrzeug vor dem Sturme geschützt wäre. Dieser Plan, so gut er auch angelegt schien, konnte dennoch nicht ausgeführt werden; denn obwohl nur ein halbes Segel ausgespannt wurde und die Mannschaft mit langen Stangen das Fahrzeug in die Flussmündung zu stossen bemüht war, wurde dasselbe dennoch durch den heftigen Sturm in wenigen Augenblicken in die offene See hinausgeworfen. Hier fühlte man das Rasen des Sturmes auf eine noch nachdrücklichere Weise. Das Takelwerk heulte und knarrte entsetzlich, die Masten beugten sich und schienen im Begriff zu sein zu brechen, aus dem Schiffe selbst hörte man oft ein Krachen, das vermuthen liess, dass das Schiff in Stücke gegangen sei. Thurmhoch erhoben sich die Wellen des Meeres und schlugen die eine nach der andern über das Verdeck. Alles Lose, was sich an Bord befand, musste entweder festgebunden oder unter das Verdeck gebracht werden, da es sonst ein Raub der Wellen geworden wäre. Sogar die Matrosen mussten sich an den Tauen festhalten und befanden sich in grosser Gefahr, wenn es galt sich von dem einen Ende des Fahrzeugs zum andern zu begeben. Mir hatte man einen Platz in einer auf dem Verdeck festgebundenen Barkasse angewiesen. Auf dem Boden derselben sitzend hielt ich mich mit beiden Händen an den Seiten fest, da ich sonst von einem der tausend Sturzbäche, die mit Heftigkeit in das Fahrzeug herabschlugen, weggespült zu werden befürchtete.

Nachdem der Versuch in die Flussmündung zu segeln missglückt war, beschloss man nach der entgegengesetzten Seite des Weissen Meeres zu steuern, in der Hoffnung hier einen schützenden Hafen zu finden, der Wind war jedoch anfangs diesem Plane

nicht günstig, sondern drohte uns zu den Solowezkischen Inseln zu treiben und das Fahrzeug an deren Ufern zu zerschellen. Der Schiffer und die Besatzung fingen schon an in allem Ernste an unserer Rettung zu verzweifeln und legten sich in der Verzweiflung einen Rausch an. In diesem Zustande konnten sie natürlich nichts ordentlich verrichten, sondern gaben nur Schwüre und Flüche von sich. Der Schiffer beklagte sich oftmals gegen mich, dass der Branntwein ihm keinen ordentlichen Rausch verursachen wollte und gab mir früher keine Ruhe als bis ich ihm eine Rummflasche zur Disposition gestellt hatte. Nachdem er nach und nach ihren ganzen Inhalt geleert hatte, befand er sich in einer solchen Lage, dass er nicht mehr aufs Verdeck zu kommen vermochte, sondern in der Kajüte liegen blieb. Darauf verzog sich auch die ganze Mannschaft nach und nach auf ihre einzelnen Schlafstellen und das Schiff trieb nun als ein Spiel der Wellen auf dem Meere einher. Ich sass allein auf dem Verdeck und erwartete in meiner Barkasse mit düstern Empfindungen den entscheidenden Augenblick. Bald bemerkte ich jedoch, dass der Wind sich mehr nach Osten zu wenden anfing und nach dieser glücklichen Entdeckung begab ich mich am Abende in die Kajüte hinab, weckte den schnarchenden Schiffer und schickte ihn auf das Verdeck, worauf ich selbst sein Ruhebett einnahm. Durch die grausenerregenden Scenen des Tages ermattet, versank ich bald in den tiefsten Schlaf und schlief die ganze folgende Nacht hindurch, an welche die Seeleute, wie sie sagten, ihr ganzes Leben denken wollten. Bei meinem Erwachen am Morgen befanden wir uns in Sicherheit an der Ostküste des Weissen Meeres bei dem obengenannten Simnija Gory. Ausser uns waren noch dreissig andere Fahrzeuge über das Meer zurückgetrieben worden und in denselben Hafen gelangt. Aus einem derselben hatte mein Schiffer einen neuen Anker geliehen, der unser Fahrzeug an dem Fusse einer schützenden Höhe festhielt.

Noch mehrere Tage nach diesem Ereigniss fuhr der Sturm fort mit grösserer oder minderer Heftigkeit zu toben. Während dieser Zeit fing meine Gesundheit, die fortwährend leidend gewesen war,

an sich dermaassen zu verschlimmern, dass der Schiffer mich nicht länger an Bord behalten wollte, sondern mich auf alle Weise zu vermögen suchte ans Land zu steigen und nach Archangel zurückzukehren. Meiner Seits wollte ich nicht so leicht von einem einmal gefassten Plan abstehen und ausserdem war ich vollkommen davon überzeugt, dass meine Gesundheit durch die Strapazen, welche mir in dem Terskischen Lappmarken bevorständen, gestärkt werden würde. Ich blieb demnach auf dem Fahrzeuge, trank Thee und hielt theologische Discurse mit dem Schiffer, empfing oft Besuch von den übrigen Fahrzeugen und suchte mit einem Worte meinen Aufenthalt auf der See so erträglich wie möglich zu machen. In der Hoffnung einige Auskunft über gewisse Inschriften, die sich auf einigen Klippen an dem Murmanschen Strande eingeritzt finden sollen, zu erhalten, liess ich eines Tags einen alten Schiffer zu mir rufen, der in allen solchen Sachen sehr erfahren sein sollte. Der Schiffer wusste auch von einer Inschrift zu erzählen, die er selbst auf einer Klippe der Insel Anikejew gesehen hatte, aber nicht entziffern konnte, da die in der Inschrift gebrauchten Charaktere nicht Russischer Herkunft waren. Nach der Erzählung des Schiffers sollte diese Inschrift jedoch von einem Russen verfertigt sein und das Andenken folgender Begebenheit enthalten. «Vor sehr langen Zeiten hatte ein Englischer Wiking die Gewohnheit jeden Sommer mit seinem Schiffe nach dem Murmanschen Strande zu segeln, um von den dort befindlichen Fischern einen Tribut einzutreiben, der in Fischen und Thran, Mehl, Grütze u. s. w. bestand. Weigerten sich die Fischer den Tribut zu bezahlen, so forderte der Wiking den besten Kempen zu einem Zweikampf heraus. Da der Englische Wiking stark und muthig war, wagte es keiner der Fischer seine Herausforderung anzunehmen, sondern man bequemte sich lieber dazu den geforderten Tribut zu zahlen. Eines Sommers befand sich unter der Zahl der Fischer ein Mann, der wegen seines geringen und unbedeutenden Aussehens als Koch gebraucht wurde; aber nichtsdestoweniger im Besitz einer ausserordentlichen Kraft war. Dieser Mann nahm die kühne Herausforderung des Wikings an

und es glückte ihm endlich die Fischer von dem beschwerlichen Gaste zu befreien.« Diesen Sieg soll der Koch, der Erzählung zu Folge, an dem oben berührten Felsen verewigt haben.

Meine Absicht war gewesen auf der damaligen Reise sowohl diese, als auch andere an dem Murmanschen Strande möglicher Weise befindliche Inschriften in näheren Augenschein zu nehmen; bald aber fanden Ereignisse statt, welche meinem ganzen Reiseplan ein Ende machten. Nachdem wir uns fünf Tage (7 — 11 Juli) in guter Sicherheit unter Simnija Gory befunden hatten, fing den 11. Juli ein neuer Wind an zu blasen und wuchs bald zu einem schrecklichen Sturm heran. Gegen diesen Sturm hatten wir in unserm jetzigen Hafen keinen Schutz und schwebten deshalb in der grössten Gefahr unsern Anker zum zweiten Mal zu verlieren. Der Sturm dauerte die ganze nachfolgende Nacht hindurch fort, während welcher Zeit die Besatzung kein Auge zuthat. Als ich am Morgen erwachte, fand ich die Wachskerzen in der Kajüte angezündet und den Schiffer vor den Heiligenbildern auf den Knien liegen. Nachdem er seine Andachtsübung beendigt hatte, theilte er mir eine höchst betrübende Schilderung unserer Lage mit. Der Sturm hatte in der Nacht noch mehr zugenommen und das Schiff zu treiben angefangen. Durch die Anstrengungen der Nacht ermattet, hatten die Matrosen sich in der Verzweiflung vollgesoffen und waren mit Ausnahme eines einzigen unfähig ihren Dienst zu versehen. Bei solchen Verhältnissen glaubte der Schiffer keinen andern Ausweg zu haben, als den Anker zu lichten und zu segeln wohin ihn der Wind führte. Mich suchte er fortwährend zu vermögen ans Land zu steigen und mich nicht neuen Gefahren auszusetzen. Diese waren in der That sehr drohend, aber noch mehr bekümmerte mich der Umstand, dass ich mir durch ein kaltes Bad an dem vorhergehenden Tage eine Erkältung zugezogen hatte, die sich in gewiss sehr bedenklichen Fiebersymptomen zu erkennen zu geben anfing. Dessen ungeachtet weigerte ich mich noch dem Wunsche des Schiffers nachzukommen, aber nachdem auch er sich mit einer Flasche Branntwein und zweien Biergläsern Rumm be-

wirthet hatte, sah ich es nicht mehr für rathsam an mich seinem Schutze zu überlassen, sondern beschloss wenigstens bis auf Weiteres ans Land zu steigen und es dann von den Umständen abhängen zu lassen, ob ich zum Fahrzeuge zurückkehren oder mich nach Archangel begeben sollte.

Nachdem mich der eine nüchterne Matrose über die brausende See zum nächsten Lande gerudert hatte, liess ich meine geringen Effecten an dem Strande zurück und begab mich allein auf den Weg, um einen Fischeraufenthalt aufzusuchen, der ungefähr acht Werst von dem Hafen entfernt sein sollte. Bei meinem kranken und ermatteten Zustande musste ich meine letzten Kräfte aufbieten, um diesen Weg zurückzulegen, und es verging fast ein halber Tag ehe ich zu meinem Ziele gelangte, wo ich nur ein Paar elende Hütten fand. Angekommen, bat und flehte ich die Fischer auf das Inständigste an gegen eine angemessene Vergütigung meine an dem Strande zurückgebliebenen Güter abzuholen; doch ich konnte das elende Volk nicht dazu bewegen mir diesen geringen Dienst zu erweisen. Ueber einen so unmenschlichen Empfang aufgebracht und ergrimmt verliess ich die Fischerei sogleich, kehrte zu meinen Effecten zurück und trug sie selbst im Laufe der Nacht zu der Fischerei, wo mir ein erbärmliches Nest als Wohnung angewiesen wurde. Nach dieser Kraftäusserung fühlte ich, wie das Fieber immer mehr und mehr in meinen Adern zu toben begann, volle drei Tage lag ich fast ohne alles Bewusstsein und als ich wiederum zur Besinnung kam, waren alle Fahrzeuge bereits abgesegelt. Da auch die Fischer gesinnt waren ihre Lagerstelle unverzüglich aufzugeben, so musste ich natürlich darauf bedacht sein, eine andere Herberge aufzusuchen. Ich nahm wiederum meine Zuflucht zu dem Edelmuth der Fischer und bat sie mich nicht einsam und krank an einem öden Ufer zu lassen, sondern mich nach dem nächsten Dorfe Namens Kuja, welches 22 Werst von der Fischerei entfernt war, zu rudern. Nun schien sich auch das Herz der Fischer meinen Bitten zu öffnen, als ich aber mit ihnen wegen des Beförderungslohns zu verhandeln anfing, sagten sie, dass sie mit Rücksicht auf die für

ihren Fischfang vortheilhafte Zeit es nicht übernehmen könnten mich nach dem Dorfe zu befördern, ohne für ihre Mühe ungefähr 100 Rubel Banco zu erhalten. Da diese Forderung bei weitem die Mittel überstieg, über welche ich zu der Zeit disponiren konnte, so blieb mir natürlich keine andere Wahl, als in der Fischerei zurückzubleiben und abzuwarten, was das Schicksal mir bescheeren würde.

Obwohl nicht ganz unbekannt mit dem Leben und seinen Verhältnissen, war ich dennoch auf das Höchste aufgeregt durch die unmenschliche Behandlung der Fischer und fing an ängstlich über meine traurige Lage zu grübeln. Natürlich konnte eine solche Stimmung nicht anders als höchst nachtheilig auf meine Krankheit einwirken. Ich verfiel wiederum in eine Art von Fieberphantasie, glaubte mich während derselben von Räubern umgeben, und tappte in meinem dunkeln Neste hin und her in der Absicht irgendwo eine Zuflucht vor ihren Verfolgungen zu finden. Da ich mich jedoch nicht für sicher genug in der Hütte hielt, verliess ich mein Krankenzimmer und begab mich auf die Wanderung in den Wald hinaus. Ein schmaler Pfad leitete mich zu einem kleinen Bache, dessen Ufer von grünen Birken und blühenden Elsebeerbäumen geschmückt waren. Dieser Anblick weckte mich wiederum zu klarem Bewusstsein: ich legte mich an dem rauschenden Bache nieder, lauschte dem Gesange der Vögel und athmete den Duft der Blumen ein. Mein Kopf war Anfangs so schwer, dass ich ihn kaum vom Boden zu erheben vermochte und bei einem jeden solchen Versuche wurde ich von Schwindel befallen und war im Begriff meine Besinnung zu verlieren; aber je weiter der Tag vorrückte, desto leichter ward es mir zu leben. Durch eine so plötzliche Verbesserung überrascht, fing ich schon an zu fürchten, dass meine Krankheit eine geistige Verwirrung gewesen wäre, doch bei näherer Besinnung fand ich, dass das Fieber immer noch glutheiss in meinem Blute rasete. Aus gewissen Symptomen glaubte ich nun sogar den Schluss ziehen zu können, dass meine Krankheit nichts Schlimmeres als ein Katarrhalfieber wäre. Nach dieser Entdeckung wurde mir wieder ruhiger zu Muthe und ich beschloss sogleich zur Fischerei zurückzukehren, wo ich mich nun durch einen schweiss-

treibenden Trank zu heilen beabsichtigte. Als ich aber in meine düstere Wohnung treten wollte, entdeckte ich vor derselben zwei Soldaten, welche ihre Blicke scharf auf meine Person gerichtet hatten. Ich fragte die Männer über ihre Wege, und sie antworteten mit Barschheit, dass der Zollverwalter in Kuja sie nach der Fischerei gesandt hätte, um meine Effecten zu besichtigen. Ohne allen Protest unterwarf ich mich der Besichtigung und belohnte sogar die Mühe der Soldaten mit einem Trinkgeld. Meine Absicht war sie dazu zu vermögen, dass sie mich nach Kuja ruderten; es war aber offenbar, dass die eigennützigen Fischer ihre ganze Kunst aufbieten würden, diesen Plan zu nichte zu machen, da er sie eines sicher berechneten Einkommens zu berauben drohte. Gleich gierigen Wölfen schlichen sie um mich herum und sperrten ihre Ohren auf um mein Gespräch mit den Soldaten aufzuschnappen. Diese hegten im Anfang ein grosses Misstrauen gegen mich, aber mit Hülfe meines Passes glückte es mir dennoch sie nach und nach davon zu überzeugen, dass ich ein Russischer Unterthan und ein im Dienste der Krone stehender Beamter wäre. Diese Argumente und besonders der Umstand, dass ich nicht allein «wohlgeboren» war, sondern auch sogar einen mindestens eben so hohen Rang wie der Zollverwalter selbst hatte, hatte auf die Soldaten die Wirkung, dass sie mich wohlwollend in ihr Boot luden und mich gegen eine mässige Vergütigung nach Kuja ruderten. Ihrer eignen Sicherheit wegen führten sie mich sogleich zum Zollverwalter und statteten ihm Rapport ab, der des Inhalts war, dass sie bei mir weder Contrebande noch anderes Eigenthum ausser einigen Büchern gefunden hätten. Hierauf schilderte ich dem Zollverwalter offenherzig alle meine Schicksale, welche ihm um so tiefer zu Herzen gingen als er deutlich merkte, dass ich noch sehr mit meinem Fieber zu kämpfen hatte. Von wirklicher Theilnahme geleitet, trug der Zollverwalter dafür Sorge, dass ich nicht allein eine gute Herberge im Dorfe erhielt, sondern auch mit aller der Pflege versehen wurde, deren ich in meiner krankhaften Lage bedurfte. Glücklicher Weise war er auch mit schweisstreibendem Thee und andern einfachen Heilmitteln versehen, durch deren Anwendung ich sehr bald von

dem Fieber befreit wurde, obwohl meine Kräfte noch sehr schwach und mein allgemeiner Gesundheitszustand höchst betrübend war. Nachdem meine Kräfte nach einem mehrtägigen Aufenthalt in Kuja sich in dem Grade erholt hatten, dass von der Abreise die Rede sein konnte, liess der Zollverwalter, um sein edles Werk zu krönen, noch eine Schaluppe bemannen, in der ich von vier Soldaten nach Archangel gerudert wurde. Auf eine für die Wissenschaft so unfruchtbare Weise endete meine abenteuerliche Reise nach dem Terskischen Lappmarken.

Bei der Rückkehr nach Archangel befand ich mich in einer sehr kritischen Lage, da ich keine Mittel hatte mich in der Stadt aufzuhalten und noch minder irgend Reisen in dem umliegenden Lande, das ich gern in antiquarischer Hinsicht hätte untersuchen mögen, unternehmen konnte. Meine ganze Kasse bestand aus ungefähr 15 Silberrubeln und mit dieser Summe konnte natürlich nicht viel für die Wissenschaft ausgerichtet werden. Inzwischen fanden sich in Archangel einige Samojeden, die noch ärmer als ich waren und sich über die Maassen glücklich schätzten, als ich sie mitunter in ihrem Zelte besuchte und sie mit einem Schluck Branntwein bewirthete. Eins dieser Individuen war durch meine Freigebigkeit so entzückt, dass es sich willig erklärte mein Diener zu werden und mir bis ans Ende der Welt zu folgen. Meiner Seits verlangte ich von ihm nicht so grosse Aufopferungen, sondern erhob den Mann zu meinem Lehrer im Samojedischen und begab mich mit ihm nicht weiter als bis nach einem 17 Werst von Archangel belegenen Dorfe Namens Uima. Hier hielt ich mich darauf mit meinem Samojeden den ganzen Rest des Sommers auf, wobei sowohl meine Gesundheit als auch meine Samojedischen Kenntnisse bedeutende Fortschritte machten. Sogar meine Kasse gewann bald eine glänzende Bereicherung, denn der Finnische Senat hatte für meine Reise eine Unterstützung von 1000 Rubeln Silber ausgesetzt, und sobald diese Mittel mir zugekommen waren, begab ich mich wiederum nach Archangel, wo ich im Laufe des Herbstes immer noch meine Samojedischen Studien fortsetzte.

## V.

Gegen das Ende des Novembermonats verliess ich Archangel zum dritten Male mit dem festen Entschlusse nicht mehr in diese Stadt zurückzukehren, wie auch immer meine nun bevorstehende Reise nach den Tundern der Samojeden ablaufen würde. Meine Freunde in Archangel hatten mir diese Tundern mit den trübsten Farben geschildert und mir auf alle Weise von der Samojedischen Reise abzurathen gesucht, da sie ihrer Meinung nach mit Mühseligkeiten und Strapazen verknüpft war, die ich mit meiner schwankenden Gesundheit nicht aushalten zu können schien. Einiger Maassen theilte auch ich selbst diese Besorgniss, aber wer ist nicht in dem Enthusiasmus seiner Jugend bereit für eine Idee selbst das Leben zu opfern! Die Hoffnung für die Wissenschaft eine oder die andere Eroberung zu machen, gab mir einen Muth ein, der wenigstens in dem damaligen Zeitpunkt nicht erschüttert werden konnte. Auch hatte ich nun in vieler Hinsicht eine weit bessere Garantie für den glücklichen Fortgang der Reise, als es vorher der Fall gewesen war. Meine Gesundheit hatte sich während meines Aufenthalts in Uima und Archangel bedeutend verbessert, meine Reisekasse war in der allerbesten Verfassung, ich hatte ausserdem einen vorzüglichen Reisepass und ausgezeichnete Empfehlungsbriefe sowohl von dem Minister des Innern als auch von der heiligen Synode. Somit in jeglicher Hinsicht wohl ausgerüstet, trat ich meine Samojedische Reise mit den freudigsten Hoffnungen an.

Der Weg führte mich zuerst 70 Werst nach Cholmogory, welches vormals die gefeierte Burg der Bjarmier war, nun aber eine geringe und unbedeutende Kreisstadt ist. Ich hätte während des letztverflossenen Sommers gern Ausgrabungen an der Stelle anstellen wollen, wo vermuthlich der Jumalatempel und ein alter Bjarmischer Begräbnissplatz belegen gewesen sind, damals war ich jedoch ohne Mittel zu einem so kostspieligen Unternehmen und

jetzt war der Erdboden so gefroren und mit Schnee bedeckt, dass ich nicht einmal einen Versuch machen wollte ihn zu durchwühlen. Ich verweilte jedoch einige Tage in der Stadt und erhielt unterdessen zahlreiche Traditionen über das heimgegangene Volk der Bjarmier, über ihre Burg und ihren Tempel, ihre Schätze und ihren Glanz [1]). Hierauf setzte ich meine Reise nach einer andern noch kleinern Kreisstadt Namens Pinega, welche 132 Werst von Cholmogory belegen ist, fort. In Pinega fand ich mich wiederum veranlasst einige Tage zu verweilen; denn diese Stadt bot meiner Wissbegierde manche Gegenstände dar, unter denen ich besonders eine alte Tschudenburg und die Frau des Polizeimeisters Sophie Kirïlowna Gromow nennen muss. Da ich mich wegen der ungünstigen Jahreszeit nicht viel mit der Untersuchung der Burg abgeben konnte, hatte ich desto bessere Gelegenheit die Bekanntschaft der Frau zu machen. Sie war ein in der ganzen Umgegend sehr geliebtes, geachtetes und gerühmtes Weib. Das Volk schilderte sie als eine Mutter nicht nur für ihre sechs eignen wohlgerathenen Kinder, sondern auch für jeden andern, der die huldreiche Pflege einer Mutter nöthig hatte. Auch den Kranken war sie eine Zuflucht, unterstützte sie mit gutem Rath und versah sie zugleich mit einfachen Heilmitteln, die sie selbst, wie man sagte, aus wilden Gewächsen zu bereiten verstand. Am Meisten ward sie jedoch wegen des Wohlstandes gepriesen, den sie durch ihre häuslichen Tugenden nicht bloss in der Stadt Pinega, sondern auch auf dem Lande zu verbreiten vermocht hatte. Sie soll hier und dort Gartenbau eingeführt und durch ihr Beispiel und ihren guten Rath die Bauern vermocht haben Kartoffeln zu pflanzen. Auch hinsichtlich der Beförderung der Viehzucht glaubte man ihr sehr verbunden zu sein. Nachdem ich alle diese Gerüchte und Erzählungen gehört hatte, war ich natürlich höchst interessirt, die vielgepriesene Frau persönlich kennen zu lernen und ich fand wirklich in ihr ein ausserordentlich energisches, kluges und häusliches Weib. Sobald ich in die Stadt

---

1] Den grössern Theil dieser Traditionen habe ich in meiner Abhandlung über die «*Sawolotscheskaja Tschud*» mitgetheilt; s. die Zeitschrift *Suomi*, Jahrgang 1844.

kam und mich bei der Polizei als ein wissenschaftlicher Reisender ankündigte, setzte sie ohne mein Wissen alle Polizeibediente in Bewegung und liess sie von nah und fern einsichtsvolle Männer zu mir bringen. Unläugbar erhielt ich jedoch von ihr selbst die meisten und wichtigsten Aufschlüsse über den Ort. Besonders wusste sie mir eine grosse Menge von Traditionen über die alten Tschuden zu erzählen, und das Merkwürdige war, dass sie durch ihre eignen Beobachtungen auf den Gedanken gekommen war, dass die in Rede stehenden Tschuden Finnen gewesen wären. Während die Frau des Polizeimeisters auf diese Weise mit allem Eifer meine wissenschaftlichen Interessen zu befördern suchte, vergass sie auch nicht meine leiblichen Bedürfnisse, sondern war bemüht dieselben mit der ganzen Sorgfalt einer Hausmutter zu befriedigen. Jeden Tag musste ich an ihrem Tische speisen und nachdem sie unterdessen mit vielem Scharfsinn meine schwachen Seiten erforscht hatte, liess sie bei meiner Abreise mir einen reichen Vorrath der ausgesuchtesten Leckerbissen bringen. Ich darf nicht unbemerkt lassen, dass dieses seltene Frauenzimmer auch unter dem Namen Hedwig Sophie Lencqvist bekannt und die Tochter des verstorbenen Pastors zu Orihwesi, Doctors der Theologie und der Philosophie, ist. Wie manche andere unter den Töchtern Finnlands, hatte auch sie während des letzten Krieges ihr Herz einem siegenden Ritter geschenkt und war mit ihm die Welt durchirrt, bis sie endlich eine Freistätte in dem kleinen Pinega fand.

Mit gerührtem Herzen trennte ich mich von dieser edlen Landsmännin und setzte meine Reise nach Mesen fort, bis wohin man zur Winterzeit von Pinega 143 und von Archangel 345 Werst rechnet. Wie an der Westküste des Weissen Meeres Kola, so ist an der Ostküste Mesen die äusserste Stadt der Welt und ein Schlusspunkt jeglicher Civilisation. Bis Mesen ist das Land von Christen, die der Nation nach Russen sind, bewohnt, weiter hinaus aber fängt die Samojedische Bevölkerung an, welche noch zum grössern Theil dem Heidenthum ergeben ist. Schon in Mesen sah ich schwerbepelzte Samojeden sich durch die Gassen schleppen. Ich suchte

einen und den andern unter ihnen zu vermögen, bei mir als Dollmetscher und Lehrmeister in den Dienst zu treten, sie nahmen jedoch mein Anerbieten ungern an und erfüllten ihre Pflicht auf eine solche Weise, dass ich bald genöthigt war sie alle zu verabschieden und mich nach einem 40 Werst von Mesen belegenen Dorfe Namens Somsha, wo zu der Zeit der eigentliche Aufenthalt der Samojeden sein sollte, zu begeben. Doch wollten meine Bemühungen auch nicht einmal dort durch irgend einen Erfolg gekrönt werden, denn eine allgemeine Leidenschaft zum Trinken war über das arme Volk gekommen. Ich nahm die nüchternste Person, die es in Somsha gab, in meinen Sold, aber auch diese war nach unserer Vorstellung ein Trunkenbold. Hierauf versuchte ich eine Samojedin mir zu Hülfe zu nehmen, aber auch diese konnte sich nicht einen einzigen Tag nüchtern erhalten. Darauf wandte ich mich an einen verarmten Bettler, der unmöglich einen Rausch bezahlen konnte; auch mit diesem konnte nichts ausgerichtet werden, da sein träges Gemüth ihn nicht dazu kommen liess an eine deutliche Antwort zu denken. Da es mir also nicht glückte in Gutem einen tauglichen Dollmetscher und Sprachlehrer zu erhalten, nahm ich endlich meine Zuflucht zu meinen ministeriellen Papieren, in der Hoffnung, dass es mir durch deren Hülfe besser bei meinem Vorhaben glücken würde. Ich liess demnach aus der Schenke sämmtliche anwesende Samojeden zusammenrufen, theilte ihnen den Inhalt der Documente mit und forderte sie in Folge dessen auf, dass man mich mit einem nüchternen, ordentlichen und vernünftigen Dollmetscher versehen möchte. Gehorsam und furchtsam wie die Samojeden sind, setzten sie sich sogleich zu Rath und ersahen zu meiner Hülfe einen an demselben Tage von Kanin Nos angelangten Samojeden aus, der für den nüchternsten und klügsten Mann auf der ganzen Kanin'schen Tundra galt. Er ward herbeigerufen und schien anfangs seine Pflicht zu thun, aber nach einer Beschäftigung von einigen Stunden langweilten ihn meine Fragen und er gab sich für krank aus. Er legte sich auf den Boden, hatte Schmerzen, stöhnte und klagte, kroch zu meinen Füssen und bat

um Erbarmen, bis ich durch seine Bitten ermüdet ihn in meinem Zorne zur Thür hinausstiess. Bald darauf sah ich den Mann betrunken auf dem Schnee unweit der Schenke liegen.

Er war jedoch nicht der einzige, der unter der Bürde des Rausches niedergesunken war, sondern das ganze Schneefeld rings um den Tempel des Bacchus war von erschlagenen Helden und Heldinnen angefüllt. Sie lagen alle mit dem Gesicht zum Schnee gekehrt und waren zur Hälfte überschneit. Grabesstille herrschte in diesem Kreise, aus der Schenke selbst aber hörte man den wildesten Lärm. Dessenungeachtet fielen keine Schlägereien vor, sondern alle waren herzensfroh und versöhnlich gestimmt. Oft sah ich halbberauschte Personen männlichen Geschlechts aus der Schenke kommen und eine Kaffekanne in der Hand halten. Aus Furcht irgend etwas von dem Inhalt der Kanne zu vergiessen, wanderten sie mit grosser Vorsicht auf dem Schneefeld hin und her, betrachteten unterdessen jeden gefallenen Kameraden sehr genau und suchten augenscheinlich nach einer Gattin, einer Mutter, einer Braut oder irgend einem andern theuern Gegenstand. Sobald die beabsichtigte Entdeckung gemacht worden war, wurde die Kanne bis auf Weiteres auf dem Schnee bei Seite gesetzt und nun unternahm man es den Schlummernden in eine nach oben gekehrte Stellung zu bringen. Sobald diess bewerkstelligt worden war, nahm man wiederum die Kaffekanne in die Hand, setzte die Röhre der Kanne in den Mund des Lieblings und liess den lieblichen Branntweinsnektar in dessen Hals hinabrinnen. Hierauf kehrte man den Patienten in seine frühere Stellung und unterliess es nicht, sein Gesicht gut zu bedecken, da es sonst eine oder die andere Frostbeule hätte erhalten können.

Da ich nicht einmal in Somsha meine philologischen Studien ordentlich betreiben konnte, pflegte ich oft zum Zeitvertreib diese zärtlichen, liebevollen Scenen, die sich fast alle Tage wiederholten, zu betrachten. Inzwischen hielt ich mich meist in einem bei dem Dorfe belegenen Zelte auf, welches von Bettel-Samojeden bewohnt wurde und nun mir im Nothfall als Studirzimmer dienen musste.

Hier konnte natürlicher Weise nicht die Rede sein von genauen Beobachtungen in Bezug auf die Sprache, ich lustwandelte jedoch von Zeit zu Zeit zum Zelt, da hier für mich, den Anfänger, doch immer etwas zu holen war. Auf diesen Spaziergängen bestand ich einmal ein Abenteuer, welches mich leicht von meinen Besuchen im Zelte hätte abschrecken können, wenn ich nicht durch eine andere Ursache veranlasst worden wäre dieselben einzustellen. Ich hatte mich eines Abends während meines Aufenthalts im Zelte bemüht einige Samojedische Redensarten kennen zu lernen und gerade zum Vergnügen der Samojeden die Worte *tanser numgana* (es ist Unwetter bei Gott) auszusprechen gesucht, als sich in der That ein schrecklicher Sturm vernehmen liess. Das Zelt krachte, der Schnee drang durch die Ritzen und das Rauchloch ins Zelt, die Theerlampe erlosch und die Samojeden zogen sich unter ihre Felle zurück. Ich, der ich kein Fell hatte, komnte nichts anders thun, als zur Thür hinauskriechen und meine Wanderung ins Dorf antreten. Die Entfernung war gar nicht gross, der heftige Sturm aber machte meinen Spaziergang sehr beschwerlich. Ohne auch die Winde auf einer Samojedischen Tundra ausgestanden zu haben, wird wohl jeder erfahren haben, dass man bei Sturm und Unwetter schwer athmet, es schwer hat die Augen offen zu halten und gerade auf den Beinen zu stehen. Diese Unbequemlichkeiten veranlassten mich von Zeit zu Zeit dem Winde den Rücken zuzukehren, um ein wenig athmen zu können, den Schnee von meinen Augen zu wischen und nach der übermässigen Anstrengung auszuruhen. Aber während dieser Schwenkungen wurde ich bald schwindlig und konnte um so weniger den richtigen Weg wiederfinden, als der Wind bald aus der einen, bald aus einer andern Gegend blies. Ich hatte kürzlich das Gedicht Karamsin's von dem im Schneegestöber tanzenden Zauberer gelesen und diese Phantasie trat nun lebhaft vor meine Seele, während ich gegen die Winde der Luft kämpfte und vergebens einen Lichtstrahl aus meiner Wohnung zu entdecken suchte. Ich glaubte bösen Mächten als Raub anheim gefallen zu sein und diese Phantasie ward noch mehr gesteigert, als ich bald

darauf ein schweres Keuchen hart an meiner Seite zu vernehmen anfing. Hierdurch liess ich mich jedoch nicht abschrecken, sondern beschloss eine genaue Untersuchung über dieses spukähnliche Phänomen vorzunehmen. Ich entdeckte bald, dass es ein Samojede war, der seine Rennthiere auf der Tundra ausruhen liess, und gab mich ihm durch ein Wohin? zu erkennen. «Zur Schenke,» antwortete eine feste Stimme. Hierauf stellte ich mich dem Samojeden als reisenden Beamten vor und leitete mit ihm ein Gespräch ein, wobei ich unter anderm ihn über die Anzahl der Rennthiere, die er vor seinen Schlitten gespannt hätte, befragte. Meine Absicht bei dieser Frage war keine andere, als dem Samojeden auf eine höfliche Weise zu sagen: Du fährst wohl mit so vielen Rennthieren, dass sie uns beide nach dem Dorfe bringen können. Der Samojede aber deutete mit seinem argwöhnischen Gemüth meine Frage so, als hätte ich ein Gelüste nach seinen Thieren gehabt. Er fing deshalb an mich um Gnade und Verschonung zu bitten und fiel vor meinen Füssen auf die Knie. Meiner Seits versprach ich ihm nicht allein seine Rennthiere unangetastet zu lassen, sondern ihn auch mit einem Schnaps zu bewirthen, falls er mich ins Dorf bringen würde — ein Vorschlag, auf den der Samojede mit Freude einging. Bei der Rückkunft in meine Wohnung erfuhr ich, dass der Civilgouverneur von Archangel ganz kürzlich in Mesen angelangt war und einen Eilboten nach Somsha abgefertigt hatte, um von dort einen Samojedischen Tadibe oder Zauberer zu holen, der seine Künste vor ihm zeigen sollte. Diess war für mich ein Beweggrund in mein Hauptquartier nach Mesen zurückzukehren, denn ich hoffte mit Sicherheit zu der Vorstellung eingeladen zu werden. In dieser Hoffnung ward ich auch nicht getäuscht, doch der ganze Scherz beschränkte sich hauptsächlich darauf, dass der Gouverneur ein kolossales Samojedenzelt mitten auf dem Marktplatz der Stadt zum grossen Vergnügen der Gassenbuben hatte aufrichten lassen. Zwar donnerte der Tadibe in dem Zelt mit seiner Trommel und suchte das zukünftige Schicksal des Herrn Gouverneurs zu erspähen, ich merkte jedoch bald, dass er seine Sache als Scherz behandelte und um den

möglichst besten Preis sich aus der Affaire ziehen wollte. Als ich später unter vier Augen dem Tadibe meine Unzufriedenheit über die Art und Weise zu erkennen gab, mit welcher er bei der Ceremonie zu Werke gegangen war, bat er um meinen Schutz bei dem Gouverneur und versprach in letzterem Fall mir ein weit besseres Probestück in seinem eignen Zelt auf der Kanin'schen Tundra zu zeigen. Wir kamen überein uns dort nach Verlauf einiger Tage zu treffen und machten uns beide dazu bereit unsere Abreise von Mesen anzutreten.

Ehe ich meinen letzten Abschied von dieser Stadt nehme und mich auf die öden Tundern hinausbegebe, will ich im Vorübergehen einige Gränzlinien über das weitgestreckte Land ziehen, wo meine zunächst bevorstehenden Reisen vor sich gehen sollen. Dieses Land wird im Norden vom Eismeere, im Osten vom Ural, im Westen vom Weissen Meere, im Süden von Fichten oder einer Waldregion begränzt, die sich bis zum 66 oder 67 Breitengrade erstrecken soll. Dieses unermessliche Land, welches die sogenannte Mesen'sche Tundra ausmacht, wird durch den Petschoraſluss in zwei Hälften getheilt, von welchen die östliche oder grössere, zwischen dem Petschoraflusse und dem Ural belegene Hälfte von den Russen die Bolschesemelsche Tundra (тундра большеземельская) oder das grosse Land (большая земля), von den Samojeden *aarka ja* genannt wird, was auch ein grosses Land bezeichnet. Die westliche, zwischen dem Petschoraflusse und dem Weissen Meere belegene Hälfte hat bei den Russen keine gemeinsame Benennung, von den Samojeden wird sie aber *njude ja* d. h. das kleine Land benannt. Dieses Land wird wiederum in zwei Hälften getheilt, in die Kanin'sche und die Timan'sche oder Tiun'sche Tundra. Diese letztgenannten Tundern sind nach officiellen Angaben durch den Pjoschafluss von einander getrennt, aber nach der Aussage der Samojeden selbst durch den Fluss Snopa, welche Flüsse beide in die Tscheskaja Guba münden. Westlich von dem einen oder dem andern dieser Flüsse erstreckt sich die Kanin'sche Tundra, worunter auch die Halbinsel Kanin Nos mit einbegriffen ist. Die Timan'sche Tundra

erstreckt sich dagegen ostwärts bis zum Petschoraflusse. Von den Samojeden wird die Kanin'sche Tundra Salje benannt, was Vorgebirge heisst und sich eigentlich auf Kanin nos oder das Kaninsche Vorgebirge bezieht. Die Samojeden benennen die Timansche Tundra *jude ja*, das mittelste Land d. h. das Land zwischen der Kaninschen und der Bolschesemelschen Tundra [1]).

Um meinem Reisebericht nicht vorzugreifen, will ich mich auf diese wenigen topographischen Notizen in Bezug auf das Gebiet der Mesen'schen Tundra beschränken und in dem Folgenden die Localitäten genauer angeben, die meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben.

---

1) Rücksichtlich der soeben angeführten Benennungen verdient vielleicht bemerkt zu werden, dass einige derselben weder aus dem Russischen noch aus dem Samojedischen herstammen, sondern wahrscheinlich der Sprache der alten Tschuden oder der jetzigen Finnen entlehnt sind. So ist z. B. das Wort *tundra* sowohl dem Russischen als dem Samojedischen fremd, findet sich aber im Finnischen unter der Form *tunturi* wieder. Unter den übrigen Benennungen sehe ich das Russische *boljschaja semlja* und das Samojedische *aarka ja* als eine reine Uebersetzung des Finnischen *isomaa* (grosses Land) an, woraus die Russen ihr Ishma gebildet haben, das noch jetzt als Bezeichnung eines Flusses dient. Wie in Ishma scheint auch in dem Namen Timan der zweite Bestandtheil des Wortes das Finnische *maa* Land zu sein. Mehr hieruber findet man in meiner oben angeführten Abhandlung über Sawolotscheskaja Tschud.

## VII.

Den 19. December 1842 stand vor dem Hause des Polizeimeisters in Mesen eine mit zwei Pferden bespannte Kibitke. Man sah den Postknecht aus dem Hause kleine Kasten und Ränzel, mit Wachstuch bedeckte Packen u. d. m. tragen, was alles von zwei Polizeibedienten in die Kibitke gepackt wurde. Während diess vor sich ging, sammelte sich auf der Gasse eine zahlreiche Menge von Zuschauern, Männer und Weiber, alte und junge. Ungeachtet der scharfen Kälte standen sie ungefähr zwei Stunden bei der Kibitke und harrten mit Ungeduld des Augenblicks, wo sie endlich den Reisenden einsteigen sehen würden. Manche streckten ihren Kopf spähend zu der niedrigen Fensterscheibe um nachzusehen, ob das Mittagsmahl, welches die Verzögerung verursachte, nicht bald zu Ende wäre. Endlich stand die erwartete Person vor den Blicken der Neugierigen. Während der Reisende seine Effekten musterte und zu allerlei kleineren Veränderungen Befehl gab, hörte er die Umstehenden einige laute Bemerkungen über ihn und seine Reise machen. «So jung und muss nach Sibirien», äusserte eine Matrone und ihr Nachbar fügte hinzu: «Man sagt, dass er dort viele, viele Jahre bleiben muss. Wenn er einmal zurückkehrt, ist er ein Greis und was hat er dann von seiner Heimath? —» «Wer doch nur wüsste, weshalb der Unglückliche nach Sibirien geschickt wird?» äusserte wiederum ein anderer. «Darüber habe ich meine eignen Gedanken,» meinte einer aus der Schaar. «Ich sah wie der Deutsche bei seiner Ankunft in der Stadt sogleich bei dem Polizeimeister einzog und obwohl der Polizeimeister nicht zu Hause war, liess der Deutsche seine Sachen ins Haus bringen, blieb dort in der Wohnung und hat die ganze Zeit über wie ein Gefangener bei dem Polizeimeister gesessen. Später kam ein Gensdarmerie-Obrist zur Stadt und obwohl man eine andere Wohnung für ihn gemiethet hatte, wollte er dennoch bei dem Polizeimeister wohnen, wo sich der Deutsche aufhielt. Und der

Obrist soll oft bis tief in die Nacht hinein mit dem Deutschen in einer fremden Sprache gesprochen haben. Nein! das kann nimmermehr mit rechten Dingen zugehen, mit dem Deutschen und seiner Reise nach Sibirien, das weiss ich». — «Du weisst weniger als ein Schneehuhn», erwiderte ein verständiger Bürgersmann, «ich aber weiss, dass der Deutsche Papiere von hohen Herren hat und machen kann, was er will. Wie der Gensdarmerie-Obrist und andere Herren, die in Kronsangelegenheiten reisen, zog der Deutsche zu dem Polizeimeister, während die Stadt ein Haus für solche Reisende gemiethet hat. Weshalb er aber nach Sibirien reist, darüber weiss ich Bescheid zu geben. Denn als ich eines Abends bei Alexej Wassiljewitsch sass, kam der Deutsche mit einem grossen Buche in in der Hand zu ihm. Alexej, der zwanzig Jahr auf der Tundra gelebt hat und alles weiss, Alexej nannte ihm die Namen aller Berge und Flüsse und der Deutsche schrieb sie in sein Buch. Und ferner sagte ihm Alexej, in welchen Bergen es schwarzes Gestein, in welchen es blaues gäbe, wo man Kupfer und Eisen, ja Gold und Silber finden könnte. Alles schrieb der Deutsche in sein Buch und deshalb weiss ich, dass er Gold und anderes, was sich in den Bergen findet, sucht».

Diess wurde mit einer solchen Zuversicht ausgesprochen, dass niemand es wagte hiegegen etwas zu erwidern. Vielmehr äusserte jemand dieser Meinung beipflichtend: «Nun, wir wollen sehen, ob die Ishem'schen Syrjänen gutwillig bekennen werden, wo die Goldberge sind oder ob sie trotz der Kanonen, welche vor einigen Jahren nach Ishemsk gebracht wurden, es noch wagen werden, sich dem obrigkeitlichen Gebot und Befehl zu widersetzen.» Während meine Aktien so stiegen, fing die Stimme des Mitleids aufs Neue an sich aus dem einen und dem andern gefühlvollen Herzen zu erheben. Man interessirte sich nicht nur für mich, sondern auch für alle Daheimgebliebenen, besonders für die arme, verlassene Gattin. Endlich ward ich von einer Menge von Bettlern umschwärmt, welche mit kläglicher Stimme: «In Christi Namen ein kleines Scherflein für die Armen» baten. Besonders zudringlich war eine gebrech-

liche Alte mit einer weiten Haube und einem gestreiften Rock. «Gieb der Armen eine Djenjushka, sagte die Alte, so wird sie für dich beten und die Muttergottes dir auf der Reise beistehen; sie hört das Gebet der Armen». Wirklich war ich genöthigt meinen Gürtel zu lösen und Zweikopekens-Almosen um mich herumzustreuen. Darauf kroch ich rasch in die Kibitke und als ich aus derselben einen Blick auf die Umstehenden warf, sah ich eine Reihe von bejahrten Personen mit dem Gesicht zur Kirche gewandt sich bekreuzigen, indem sie, wie es die Alte versprochen hatte, für mein Wohlergehen beteten. Zugleich ertönte von dem Thurm der Kirche ein dröhnender Glockenschlag, der die Vesper ankündigte. Alle entblössten ihr Haupt und machten das Zeichen des Kreuzes. Darauf hörte man noch einen Chor von «Segne Gott», nach einer Weile vernahm ich aber nichts anderes als den dumpfen Ton der Kirchenglocken.

Unter solchen Auspicien trat ich meine Samojedische Reise an. Das Glockengetön schallte noch in meinen Ohren, als wir in dem Dorfe Somsha anlangten. Die Courierglocke gab den Einwohnern des Dorfs die Ankunft eines mit einer Podoroshnaja versehenen Reisenden zu erkennen. Meine Kibitke ward sogleich von Neugierigen umringt. Da ich schon früher von Mesen aus eine Excursion nach dem Dorfe unternommen hatte, empfing man mich wie einen alten Bekannten und ich war froh dieses Mal der Revision meines Passes und anderer Sicherheitspapiere zu entgehen. Meine Freude war jedoch allzu frühzeitig. Kaum hatte ich meinen Pelz abgeworfen, als zwei Diener des Gesetzes in die Kammer traten und von einem denselben Tag im Dorfe angelangten Stanowoj Pristaw den Befehl brachten, dass ich augenblicklich dem wohlgebornen Herrn meine Aufwartung machen möchte. Diess gab zu einem muntern Rangstreit Anlass, der auf die Weise endete, dass der Stanowoj bald darauf mir mit einer Menge wichtiger Leute seine Aufwartung machte und diesen befahl ohne die geringste Zögerung alle meine gesetzlichen Forderungen zu erfüllen. Zugleich fragte er mich, ob ich für den Augenblick nichts zu befehlen hätte. Da ich in Mesen eine Zusam-

menkunft mit einem Samojedischen Tadibe verabredet hatte, welcher sich einige Meilen von Somsha aufhielt, so verlangte ich Rennthiere zu einer Fahrt dahin. Zu meinem Verdruss gab es keinen im Dorfe, der Auskunft geben konnte, wo das Zelt des Samojeden belegen wäre. In Folge dessen sandte der Stanowoj Pristaw sogleich eine Person ab, um das Zelt aufzusuchen und den Tadibe zu mir zu bringen. Inzwischen setzte ich mich nieder, um alte Aufzeichnungen zu ordnen, eine Arbeit, die ich immer vorzunehmen pflege, wenn es nichts besseres zu thun giebt.

Erst den dritten Tag nach meiner Ankunft in Somsha kehrte der Ausgeschickte mit dem Tadibe zurück. Als ich nun den Mann an unsere Abmachung erinnerte, welche ich meiner Seits mit einem Silberrubel bekräftigt hatte, sagte er, dass er es bereut hätte, dass er, der Christ geworden wäre und am Rande des Grabes stände, sich mit dem Teufel eingelassen hätte, er gab vor, dass er seine Zaubertrommel verbrannt hätte und wollte die Tadebtsjo's nicht einmal um Rath fragen, um eine Heilung für seine kranke Tochter zu finden. Den Silberrubel war er bereit zurückzugeben oder mit allerlei Aufschlüssen über die Kunst der Tadibe's und anderes, was mir zum Frommen gereichen könnte, zu entgelten. Es wäre mir leicht gewesen eine andere Trommel anzuschaffen und mit einigen Schlucken Branntwein den Tadibe zu vermögen von seinen christlichen Vorsätzen abzuweichen, ich sah es jedoch für eine Pflicht an das zerknirschte Gewissen des armen Samojeden zu respectiren. Ausserdem war die Kunde von den magischen Künsten der Samojeden, welche mir der Tadibe mitzutheilen versprach, weit wichtiger, als die Ausübung der Kunst selbst, welche man bei noch nicht bekehrten Samojeden mit Leichtigkeit sehen und erfahren kann. Einige Bemerkungen über die Zauberkunst der Samojeden mögen hier folgen.

Bei allen Völkern sind die Gegenstände der Magie einerlei, und diese Gegenstände sind ihrer Zahl nach eben soviele als die Wünsche, Absichten und Bedürfnisse des Menschen. Vorzüglich aber ist die Zauberkunst: 1) Heilkunst, 2) Wahrsagekunst. Bei einigen Völ-

kern, z. B. bei den Finnen, ist die Heilkunst, bei andern dagegen, z. B. bei den Samojeden, ist die Wahrsagekunst überwiegend. Nach dem verschiedenen Kulturgrad und der verschiedenen Anschauungsweise verschiedener Völker, wie auch nach dem Maasse von geistiger Kraft, welche einem jeden zu Theil geworden ist, nimmt die Magie einen dieser Hauptcharaktere an: entweder ist der Zauberer der Gott, der aus der Tiefe seines eignen Geistes alles schöpft, was er für seinen Zweck von Nöthen hat, oder er ruft andere Götter um Beistand an. So ist der Finnische Zauberer hauptsächlich durch seine geistige Kraft Meister, nämlich durch seinen mächtigen Willen, wie dieser sich ausgesprochen findet in den sogenannten *sanat* (Zauberworten) und durch seine tiefen Kenntnisse, die in den *synty*- (Entstehungs-) Worten enthalten sind.

Nach der Ansicht der Samojeden vermag der Zauberer durch sich selbst wenig oder gar nichts, er ist bloss der Dollmetscher der Geisterwelt und sein ganzes Vermögen besteht darin, dass er sich mit den Geistern, den sogenannten Tadebtsjo's, in Correspondenz setzen und von ihnen die nöthigen Aufschlüsse erhalten kann. Wie die Samojeden selbst sind auch die Tadebtsjo's ein listiges, eigensinniges und launenvolles Volk. Bald bekommen sie den Einfall, dem Tadibe nicht zu gehorchen, bald führen sie ihn durch falsche Orakel hinter das Licht; mit alten Tadibe's treiben sie nur ihren Spott. Die Kunst der Tadibe's erfordert also junge und kräftige Jünger. Ein gesunder und muskelstarker Körper ist auch deshalb von Nöthen, weil der Tadibe auf Befehl des Tadebtsjo sich bisweilen mit Messern und andern scharfen Waffen schneiden und martern muss. Diese Sitte soll nun schon mehr im Abnehmen begriffen sein, die frühern Tadibe's aber durchbohrten sich, wie die Sage erzählt, mit Speeren, schossen auf sich mit Pfeilen, liessen sich in viele Stücke schneiden und kamen wieder zum Leben. Aehnliches wird auch von einigen noch lebenden Tadibe's erzählt und nachfolgende Erzählung scheint zu beweisen, dass die Sache irgend einen Grund haben muss. Vor wenigen Monaten zurück trafen in einem Zelt auf der Timan'schen Tundra drei Samojeden und ein Russe zusammen. Unter den Sa-

mojeden war einer in die Mysterien der Tadibe's eingeweiht. Aus einer oder der andern Veranlassung verlangten die übrigen, dass er Zauberei üben möchte. In die gewöhnliche Exaltation gerathen befahl der Tadibe während der Ceremonie selbst, dass man mit einem scharfgeladenen Gewehr auf ihn schiessen möchte. Einer der Samojeden gehorchte dem Befehl, doch die Kugel traf nicht oder, wie es hiess, prallte vom Körper ab. Die Büchse wurde wiederum geladen und der zweite Samojede feuerte ab, jedoch mit gleich schlechtem Erfolg. Hierüber verwundert lud der Russe das Gewehr, schoss ab und traf. Der Samojede starb auf der Stelle. Auf der Kanin'schen Tundra begegnete ich einer Menge von Beamten, die ausgeschickt waren die Sache zu untersuchen. Ich kenne die Resultate ihrer Untersuchung nicht, meine Erzählung gründet sich auf das allgemeine Gespräch. Von den Tadibe's der Vorzeit erzählt man viele andere Geschichten, die man auch in der Finnischen Volkssage wieder findet. Sie fliegen, schwimmen unter dem Wasser, erheben sich zu den Wolken, versinken in die Erde und nehmen dabei jede beliebige Gestalt an.

Von der Art und Weise, wie man Tadibe wird, lässt sich nicht viel sagen. Das Gewerbe ist erblich; *magus non fit, sed nascitur*. Solcher Meinung sind auch die Finnen, aber während der Finnische Zauberer lange Lectionen von Beschwörungs- und Entstehungsworten und ausserdem viele andere Künste lernen muss, erspart sich der Samojede all diese Mühe. Denn was der erstere mit seiner von den Vätern ererbten Weisheit selbst zu ergründen bemüht ist, alles diess lässt der letztere die Sorge der Tadebtsjo's sein. Er übersetzt nur, was diese in ihrer, nur den Ohren des Tadibe vernehmbaren Sprache ihm offenbaren. Zwar habe ich Samojeden den Ausdruck brauchen hören: «bei den Tadibe's in die Lehre gehen», niemand aber kann ordentlichen Bescheid geben, worin diese Lehre besteht. — Was mir ein Samojede in dem grössten Vertrauen hierüber mitgetheilt hat, will ich mit gleichem Vertrauen hier erzählen. Dieser Samojede war fünfzehn Jahr alt zu den Tadibe's in die Lehre geschickt worden, da mehrere in seinem Geschlechte be-

rühmte Schamanen gewesen waren. Zwei Tadibe's sollten seine Lehrmeister werden. Sie banden ein Tuch vor seine Augen, gaben ihm eine Trommel in die Hand und baten ihn auf dieselben zu schlagen. Unterdessen schlug ihn der eine Tadibe mit der Hand über den Scheitel und der andere klopfte ihn auf den Rücken. Das dauerte eine Weile fort und sieh! nun ward es hell vor den Augen des Lehrlings. Eine zahlreiche Schaar von Tadebtsjo's zeigte sich vor den Augen des Knaben, indem sie auf seinen Händen und Füssen tanzten. Der Lehrling erschrak, fuhr zum Priester und liess sich taufen. Darauf hatte er nie wieder einen Tadebtsjo gesehen. Zur Erläuterung muss ich hinzufügen, dass die Tadibe's zuvor die Phantasie des Lehrlings durch wunderliche Sagen und Erzählungen von den Tadebtsjo's erhitzt hatten.

Ist ein Tadibe gut in seinen Beruf eingeweiht, so versieht er sich mit einer Trommel und einem besondern Kostüm. Die Trommel ist nach dem Vermögen des Tadibe mehr oder weniger kostbar mit Messingringen, Zinnplatten und andern Zierathen ausgeschmückt. Der Form nach ist sie rund, ihre Grösse ist aber verschieden. Die grösste, die ich gesehen habe, hatte ungefähr $^5/_4$ Elle im Durchmesser und $^1/_8$ Elle Höhe. Die Trommel ist nur mit einem Boden von dünnem, durchsichtigem Rennthierleder versehen. Dieses kleine Ding ist ein mächtiges Werkzeug in der Hand des Tadibe. Mit der Trommel erhöht er seinen eignen Muth; ihre mächtigen Töne dringen bis in die dunkle Welt der Geister und wecken sie aus ihrem trägen Schlafe. Das Kostüm des Tadibe ist ebenso zierlich als seltsam. Es besteht in einem Hemd aus sämischem Leder, Namens Samburtsja, worauf ein Saum von rothem Tuche befindlich ist. Alle Nähte sind mit rothem Tuch überzogen und die Schultern mit Achselblättern von demselben schimmernden Zeuge geschmückt. Ueber die Augen und das ganze Gesicht hängt ein Tuchlappen herab; denn nicht mit den Augen, sondern mit seinem innern Blick glaubt der Tadibe in die Geisterwelt eindringen zu können. Der Kopf ist unbedeckt; bloss ein schmaler rother Tuchstreifen läuft um den Nacken und ein an-

derer über den Scheitel. Sie dienen dazu die Tuchlappen zu befestigen. Vor der Brust trägt der Tadibe eine Eisenplatte.

So ausgeschmückt setzt sich der Zauberer nieder, um von den Tadebtsjo's Rath und Beistand zu verlangen. Er wird hiebei von einem in der Kunst minder eingeweihten Tadibe bedient. Die Handlung beginnt so, dass der vornehmere Tadibe auf seine Trommel schlägt und einige Worte mit einer mystischen, schrecklichen Melodie singt. Der andere Tadibe fällt sogleich ein und beide singen nun wie unsere Finnischen Runensänger dieselben Worte. Jedes Wort und jede Silbe wird unendlich ausgedehnt. Wenn nach einem kurzen Prolog das Gespräch mit dem Tadebtsjo beginnt, wird der bessere Tadibe oft stumm und macht nur schwache Trommelschläge. Wahrscheinlich horcht er dann auf die Antwort der Tadebtsjo's. Unterdessen fährt der Gehülfe fort zu singen, was der Meister zuletzt gesagt hat. Sobald dieser sein stummes Gespräch mit dem Tadebtsjo beendigt hat, brechen beide Tadibe's in ein wildes Geheul los, der Trommelschlag nimmt an Stärke zu und der Orakelspruch wird verkündet. — Ich muss noch bemerken, dass der Gesang der Tadibe's nur wenige Worte enthält und wenig mehr als eine Improvisation ist. In den Gesängen der Samojeden überhaupt ist nicht die Rede von einem oder dem andern einzelnen Worte, noch weniger von Versmaass und Versfüssen. Weiss der Sänger, was er zu sagen hat, so kommt das Wort von selbst und passt es nicht zur Melodie, so schlüpft man über die eine oder die andere Silbe hinweg oder dehnt sie weiter aus, so wie es gerade die Melodie erfordert. Wenn aber der Samojede ein Lied nicht absingt, sondern nur recitirt, so ist ihm an einem gewissen Rhythmus gelegen, an den sich auch mein Ohr gewöhnt hat. Dieser Rhythmus lässt sich nicht auf ein bestimmtes Versmaass zurückführen, zeigt jedoch eine gewisse Neigung zu Trochäen.

Lasst uns nun nach diesen allgemeinen Betrachtungen einige einzelne Fälle von Samojedischer Zauberkunst vortragen. Wenn z. B. ein Rennthier verloren gegangen ist, so ist die Melodie sehr

einfach. Der Tadibe ruft zuerst den Tadebtsjo an und ein Tadibe sagte, dass er hiebei folgende Worte brauchte:

Kommet, kommet,
Geister der Zauberei!
Wenn ihr nicht kommet,
Werd' ich zu euch kommen.
Wachet, wachet auf,
Geister der Zauberei!
Ich bin zu euch gekommen,
Wachet aus dem Schlafe auf.

**Der Tadebtsjo antwortet:**

Sag, in welcher
Sache du läufst,
Weshalb kommst du
Unsere Ruhe zu stören?

**Der Tadibe:**

Kam zu mir
Jüngst ein Njenets (Samojede),
Dieser Mann der
Plagt mich heftig;
Fort ist ihm sein Rennthier.
Deshalb bin ich
Nun zu euch gekommen.

Auf diese Aufforderung findet sich nach der Erzählung meines Samojeden gewöhnlich nur ein einziger Tadebtsjo ein. Wenn sie in Menge kommen, so spricht der eine auf diese, der andere auf jene Weise, so dass der Tadibe nicht weiss, wem er glauben soll. Der Tadibe bittet nun seinen dienstbaren Geist das Rennthier aufzusuchen. «Suche es, suche es genau, dass das Rennthier nicht verloren gehe.» Der Tadebtsjo gehorcht natürlich dem Befehl. Unterdessen ermahnt ihn der Tadibe, sehr genau zu suchen und nicht früher aufzuhören, als bis das Rennthier gefunden worden sei. Wenn der Tadebtsjo zurückkehrt, fängt der Tadibe wiederum an ihn zu ersuchen, dass er die Wahrheit spreche. «Lüge nicht; wenn du lügst,

geht es mir nicht gut. Dann werden mich meine Kameraden verhöhnen. Sage mir heraus, was du gesehen hast; sage das Böse, sage das Gute. Sprich nur ein Wort. Sprichst du viel (d. h. unbestimmt und undeutlich), so geht es mir nicht gut u. s. w.» Der Tadebtsjo nennt nun die Stelle, wo er das Rennthier gesehen hat. Hierauf geht der Tadibe zugleich mit dem Hülfesuchenden zu der angewiesenen Stelle, kann jedoch nicht dafür, wenn das Rennthier unterdessen davongelaufen ist oder wenn ein anderer Tadibe mit Hülfe seiner Tadebtsjo's die Spur des Rennthiers verwischt hat u. s. w. Es darf nicht unbemerkt gelassen werden, dass der Tadibe sich vor der Geisterbeschwörung von allen Umständen unterrichtet, unter denen das Rennthier verloren gegangen ist, wann es geschehen, wo das Ereigniss sich zugetragen, ob der Samojede vermuthet, dass das Rennthier gestohlen sei, welche Nachbarn er gehabt, ob einer unter diesen sein Feind sei u. s. w. Kann der Befragte nicht die nöthigen Aufschlüsse geben, so greift der Tadibe zu seiner Trommel, frägt die Tadebtsjo's um dieselben Dinge, examinirt wiederum den Samojeden und fährt hiemit fort, bis er auf Grund der eignen Angaben des Samojeden sich eine Ueberzeugung über das Sachverhältniss gebildet hat. Diese vorhergefasste Ueberzeugung ist es, welche der Tadibe darauf während seiner Ekstase von dem Tadebtsjo aussprechen hört. Vielleicht bildet sich auch diese Ueberzeugung hin und wieder während des exaltirten Zustandes, wie ein Traum oder ein magnetisches Gesicht — gewiss ist, dass der Tadibe in der That den Orakelspruch aus dem Munde des vor seine Einbildung tretenden Tadebtsjo vernommen zu haben glaubt. Davon überzeugt mich, ausser den ruhigen, andachtsvollen und einstimmigen Berichten der Tadibe's über den Sachverhalt, besonders der Umstand, dass der Zauberer oft gesteht, dass er entweder den Tadebtsjo nicht herbeizurufen vermocht habe oder ihn nicht habe zwingen können, eine ordentliche Antwort zu geben und das sogar in solchen Fällen, wo er mit Leichtigkeit jede beliebige Wahrsagung hätte erdichten können. Es war mir angenehm auf diese Weise selbst die Ehrlichkeit der Tadibe's auf die Probe zu stellen.

*

Ausser dem genannten Mittel giebt es noch eine andere Kunst über ein verlorenes Rennthier Auskunft zu erhalten und diese wird von den Samojeden angewandt, die nicht in die Wissenschaft der Tadibe's eingeweiht sind. Man bildet aus Rennthiergeweihen einen Kreis auf dem Boden, in der Mitte dieses Kreises legt man einen Schleifstein, darauf einen Feuerstahl, eine Axt oder irgend ein anderes Eisenstück auf die Weise, dass es ein Kreuz mit dem Schleifstein bildet und mit der grössten Leichtigkeit auf die Seite fallen kann. Darauf geht ein Samojede um den Kreis so lange herum, bis die Vorkehrung umstürzt. Nun weiss er, in welcher Gegend sich das Rennthier befindet, und wenn er darauf in dieser Richtung fortgeht, kommt ihm das Rennthier selbst entgegengelaufen. Auf diese Weise sucht er auch verirrte Menschen auf, mit dem Unterschiede, dass der Kreis dann aus Menschenhaaren gebildet wird.

Wenn ein Kranker die Tadibe's um Hülfe angeht, so beginnt die Kur nicht denselben Tag, wie dringend auch die Noth sein mag, sondern man wartet damit bis zur «ersten Morgenröthe». Während der Nacht verkehrt der Tadibe mit seinen Tadebtsjo's und sucht bei ihnen Rath und Hülfe. Ist der Kranke gegen Morgen etwas besser geworden, so ist es Zeit zur Trommel zu greifen; im entgegengesetzten Fall muss man noch bis zur «siebenten Morgenröthe» warten. Ist der Zustand des Kranken dann nicht besser, so erklärt ihn der Tadibe für unheilbar und macht in einem solchen Falle nicht einmal einen Versuch ihn zu heilen. Wenn aber eine Behandlung der Krankheit durch eine eingetretene Veränderung innerhalb der bestimmten Zeit wirklich indicirt worden ist, so fragt der Tadibe den Kranken, ob ihm vielleicht bekannt ist, durch wen die Krankheit ihm zugesandt sei. Weiss er es nicht, so fängt der Tadibe an ihn zu examiniren, wen er zum Feinde hat, mit wem er sich geschlagen oder entzweit hat u. d. m. Kann der Kranke nicht die nöthigen Aufschlüsse geben, so wird der Tadebtsjo gefragt. Ohne zu wissen, woher das Uebel sein Ursprung habe, wagt es der Tadibe nicht etwas zu unternehmen. Es könnte geschehen, dass die Krankheit von Gott gesandt wäre, und Gottes Allmacht darf der Tadibe

nicht ungestraft versuchen. Wenn es sich aber ergiebt, dass die Krankheit von bösen Leuten herstammt, so thut der Tadibe in jedem Fall nichts anderes, als dass er den Tadebtsjo bittet dem Kranken zu helfen. Eine unvermeidliche Folge dieser Hülfe ist, dass derjenige, der die Krankheit zugefügt hat, nun selbst erkrankt. Ich weiss nicht, ob man sich auf die Angaben der Tadibe's verlassen kann, sie haben mich jedoch versichert, dass bei der Heilung der Kranken keine andern Künste vorkommen. Sie sagen, dass sie nichts von Sprüchen und Beschwörungen wissen, auch keine Kenntniss von natürlichen Heilmitteln haben. Mindestens habe ich bei ihnen keine andern Kuren, als die fast bei allen Völkern bekannte Brennkur entdecken können. Hiebei gehen die Samojeden so zu Wege, dass sie einen Birkenschwamm trocknen, daraus ein Paar kleine Stücke herausschneiden, welche sie dann anzünden und auf die schmerzende Stelle thun. Auch die Samojeden halten es für ein gutes Zeichen, wenn die Schwammstückchen von dem Körper abspringen. Der Schmerz ist dann mit denselben davongeflogen. — Aus dem Angeführten sieht man, dass die Tadibe's, obwohl sie für weise und einsichtsvolle Männer angesehen werden, in der That geringe Kenntnisse besitzen. Sie haben auch keine weitern Einsichten in die Uebel, da sie an den Tadebtsjo's so vortreffliche dienstbare Geister haben. Doch sind nicht einmal die Tadebtsjo's allgewaltig, sondern gehorchen Num oder Jilibeambaertje (Jileumbaertje), wie die Samojeden ihren Gott nennen. Diess beweist unter anderm ein Lied, worin der Tadibe den Tadebtsjo zu Num emporsendet, um Hülfe für den Kranken zu verlangen. Der Tadibe redet den Tadebtsjo in dem Liede mit diesen Worten an: «Verlass den Kranken nicht, geh in die Höhe, geh zu Jilibeambaertje und bitte ihn um Beistand.» Der Tadebtsjo gehorcht dem Befehl, kehrt aber sogleich mit der Bothschaft zurück, «dass Jilibeambaertje kein Wort giebt», keine Hülfe verleiht. Der Tadibe fängt nun an den Tadebtsjo selbst um Beistand anzurufen, dieser aber entgegnet: «Wie kann ich helfen? Ich bin ja geringer als Num, ich kann keine Hülfe geben.» Der Tadibe fährt fort den Tadebtsjo zu bitten, dass er sich nach oben begeben und

Num inständigst um Hülfe und Rettung bitten möge. Der Tadebtsjo fordert seiner Seits den Tadibe auf selbst nach oben zu fahren. Darauf erwidert der Tadibe: «Ich kann ja nicht Num erreichen, er ist weit weg von mir. Könnte ich ihm nahen, so würde ich dich nicht bitten, sondern selbst zu ihm gehen. Da ich ihm nun nicht nahen kann, so geh du zu ihm». Der Tadebtsjo lässt sich endlich dazu bewegen und spricht: «Deinetwegen will ich gehen; mich aber schilt Jilibeambaertje unaufhörlich und sagt, dass er mir kein Wort geben will» u. s. w.

In Zusammenhang hiemit will ich noch einige Aufschlüsse über die heidnische Götterlehre der Samojeden geben. Vom dem obenerwähnten Num oder Jilibeambaertje erzählen die Samojeden ungefähr dasselbe, was man in den Finnischen Gesängen von Ukko liest. Num thront in der Luft und sendet von dort Donner und Blitz, Regen und Schnee, Wetter und Wind herab. Oft wird er mit dem sichtbaren Himmel, der ebenfalls Num heisst, verwechselt. Die Sterne werden als Bestandtheile von Num betrachtet und deshalb *Numgy* d. h. etwas zu Num Gehörendes genannt. Der Regenbogen gilt als Saum von Num's Mantel, wie seine Benennung *Numbanu* zu erkennen giebt. Auch die Sonne wird als Num oder Jilibeambaertje verehrt; denn wenn der Tag anbricht, tritt der Samojede aus seinem Zelt und wenn die Abendsonne sich senkt, verrichtet der Samojede sein Gebet mit diesen Worten: «Wenn du, Jilibeambaertje, untergehst, so gehe auch ich zur Ruhe». Einige Samojeden habe ich erzählen hören, dass auch die Erde, das Meer und die ganze Natur Num seien. Andere dagegen haben vermuthlich in Folge des christlichen Einflusses sich gewöhnt ihn als den Schöpfer der Welt aufzufassen und glauben, dass er es ist, der die Welt lenket und erhält, der den Menschen Glück und Wohlfahrt, ihnen Rennthiere, Füchse und Reichthum jeglicher Art verleiht. Num soll auch die Rennthiere vor wilden Thieren bewahren und in Folge dessen trägt er das Epithet Jilibeambaertje d. h. Wächter des Viehs. Alles was auf der Erde geschieht, weiss und sieht Num. Und sieht er die Menschen Gutes thun, so lässt er ihnen alles gelingen, giebt

ihnen Rennthiere und guten Fang, schenkt ihnen ein langes Leben u. s. w. Wenn sie aber Sünden begehen, so stürzt er sie in Armuth und Elend und sendet ihnen einen frühzeitigen Tod. In Ermangelung einer klaren Vorstellung von einem künftigen Leben sind die Samojeden allgemein der Ansicht, dass die Wiedervergeltung unbedingt schon in diesem Leben vor sich geht. Dieser Glaube erzeugt bei ihnen einen gränzenlosen Abscheu vor der Sünde (*haebea*) und bösen Handlungen, besonders vor Mord, Diebstahl, Meineid und Ehebruch. Obwohl dem Trunke ergeben halten sie dennoch eine unmässige Trinksucht für eine Sünde, wie man schon aus dem Umstande schliessen kann, dass sie den christlichen Sonntag den Sündentag (*haebida jalea*) nennen, wozu die Ursache keine andere sein dürfte, als die auf der Tundra hergebrachte Sitte an Sonn- und Feiertagen sich der Völlerei und dem Trunke hinzugeben. Was die einzelnen Strafen betrifft, mit welchen Num die Sünder heimsucht, so habe ich anführen hören, dass der Mord und der Meineid mit dem Tode, der Diebstahl mit Armuth, Unkeuschheit mit unglücklicher Entbindung bestraft wird u. s. w.

Ausser Num verehren die Samojeden auch ihre Hausgötter, Fetische oder sogenannten *Hahe's*, eröffnen diesen ihre Wünsche und Bedürfnisse, bitten sie um Hülfe und Beistand in allen ihren Unternehmungen und besonders um einen glücklichen Fang. Die Hahe's und Tadebtsjo's sind analoge, Num untergeordnete Gottheiten, zwischen ihnen besteht jedoch der Unterschied, dass die Tadebtsjo's geistige, nur dem allsehenden Blick des Tadibe zugängliche Wesen sind, während dagegen die verkörperten Hahe's auch von den in die Mysterien der Magie Uneingeweihten befragt werden können. Diese Hahe's sind entweder natürlich oder künstlich geschaffen. Zu der erstern Art gehören ungewöhnliche Steine, Bäume und andere seltene Gegenstände in der Natur. Stösst der Samojede auf eine solche Seltenheit, die nach seiner Theologie als Gott gelten kann, so umwickelt er sie mit bunten Bändern oder Tuchlappen und schleppt sie mit sich, wohin er auch reisen mag. Die heidnischen Samojeden haben einen eignen Schlitten Namens *Hahen gan*, in welchem sie

ihre Hausgötter verwahren, welche sie auf allen ihren Reisen begleiten. Wenn der göttliche Gegenstand von einer solchen Grösse ist, dass er nicht bequem in den Schlitten gepackt werden kann, so wird er als ein gemeinsamer Volksgott verehrt. Solcher Volksgötter giebt es auf der Insel Waigatz eine grosse Menge und sie sollen alle aus Steinen und Felsen bestehen [1]). Der vornehmste unter ihnen ist mitten auf der Insel belegen und trägt den Namen *ja jieru Hahe* d. h. des Landes Herr Hahe. Dieses Bild soll aus einem grössern Stein bestehen, der nahe bei einer Erdhöhle belegen ist. Wie man erzählt hat sich der Stein hier nicht in ältern Zeiten befunden und niemand weiss, von wo er gekommen ist. Seine Form soll der eines Menschen gleichen mit Ausnahme des Kopfes, der an dem Stein spitzig ist. Nach diesem Original, erzählt die Tradition, haben die Samojeden angefangen grössere und kleinere Götterbilder aus Holz zu bilden, welche sie deshalb *Sjadaei* nennen, weil sie mit einem Menschenantlitz (*sja'*) versehen sind. Diese bestehen theils aus männlichen theils aus weiblichen Göttheiten, sie sind gewöhnlich mit Samojedischer Tracht bekleidet und auf das Beste mit Gürteln, rothen Bändern und Flitterkram jeglicher Art ausgeschmückt. Doch sieht man auch nackte Sjadaei an den Fangorten der Samojeden, wo sie mit dem Angesicht nach Westen gewandt sind.

In Ermangelung von Holz pflegen die Samojeden auch Fetische aus Erde und Schnee zu bilden, welche den allen Fetischen gemeinschaftlichen Namen *Hahe* tragen. Diese Bilder und besonders die aus Schnee geschaffenen können natürlicher Weise nur dann in Anwendung kommen, wenn ihre Gegenwart für eine kürzere Zeit durch die Noth geboten wird, z. B. bei einer Eidesleistung. Diese religiöse Handlung soll oft bei den Samojeden vorkommen, welche dem Heidenthum ergeben sind. Ist ein solcher Samojede bestohlen worden und hat er irgend jemand in Verdacht, so ruft er die verdächtige Person zur Eidesleistung. Er schafft dann einen Hahe ent-

---

1) Islawin giebt an, dass die Anzahl der auf Waigatz befindlichen Götterbilder sich auf 20 belaufe, ausser welchen es früher noch eins von Holz gegeben haben soll, welches die Missionäre 1827 verbrannten.

weder aus Stein, Holz, Erde oder Schnee als Bild für seinen Gegenmann, schlachtet dann einen Hund, zerstört das Bild und redet den in Verdacht stehenden Dieb mit diesen Worten an: «Hast du den Diebstahl begangen, so magst du umkommen wie dieser Hund.« Diese Eidesleistung soll bei den Samojeden so gefürchtet werden, dass der wirkliche Verbrecher sich fast nie dazu vermögen lässt, sondern lieber sein Verbrechen eingesteht. Statt eines Hahe pflegt man bei der Eidesleistung auch die Schnauze eines Bären zu gebrauchen indem man sie in Stücke zerschneidet. Ein solcher Eid wird als der allerkräftigste angesehen; denn nach der Vorstellung der Samojeden ist auch der Bär, wie weiterhin dargethan werden wird, ein mächtiger Gott und weit mächtiger als ein Hahe. Die Samojeden erzählen, dass die Eidesleistung am Häufigsten bei Diebstählen vorkommt, sie soll aber auch zu andern Zwecken stattfinden und es ist den nichtbekehrten Samojeden gestattet, vor den Russischen Gerichten in allen vorkommenden Fällen ihren Eid nach ihrem eignen Gebrauch abzulegen.

In den Fällen, wo man einen Hahe oder Sjadaei um Hülfe und Beistand anfleht, ist immer ein Opfer von Nöthen. Gilt es um einen glücklichen Fang zu bitten, so kann jede beliebige Person das Opfer bringen; bei wichtigern Angelegenheiten muss jedoch ein Tadibe zugegen sein und das Opfer verrichten. Die Art und Weise, wie diese Ceremonie vor sich geht, ist an verschiedenen Orten und bei verschiedenen Tadibe's mehr oder minder abweichend. An manchen Orten habe ich erzählen hören, dass der Tadibe, nachdem er einen Hahe auf der Erde errichtet hat, mitten vor dem Götterbild eine senkrecht stehende Gerte aufstellt, an deren oberster Spitze ein rothes Band befestigt ist. Darauf setzt sich der Tadibe hinter der Gerte mit dem Angesicht zu dem des Götterbildes gewandt, fängt dann an mit seiner Trommel zu lärmen und zu dem Hahe ein Lied zu singen, welches eine Fürbitte für den Bittenden enthält. Wenn er hiermit eine Weile fortgefahren ist, beginnt das Band (in Folge irgend einer geheimen Vorkehrung von Seiten des Tadibe) sich auf dem Stocke zu bewegen, was für die Zuschauer ein Zeichen ist,

dass der Hahe nun zu dem Tadibe spricht. Diese Rede wird dann von dem Tadibe dem Bittenden verdollmetscht und ihr Inhalt besteht gewöhnlich darin, dass der Hahe die Wünsche des Bittenden zu erfüllen verspricht, jedoch unter der Bedingung, dass er einen Rennthierochsen, eine Rennthierkuh, ein Kalb u. s. w. als Opfer erhält. Es geschieht nicht selten, dass der Bittende entweder mit dem Gotte zu dingen anfängt und ihm bittet, statt eines Ochsen eine Kuh, statt einer Kuh ein Kalb liefern zu dürfen u. s. w., oder um Aufschub des Opfers anhält, was der Gott nach Beschaffenheit der Sache entweder bewilligt oder abschlägt. Sobald von der Anstellung eines Opfers die Rede ist, entfernen sich anfänglich alle Weibspersonen vom Opferplatze. Darauf wird das Rennthier gerade vor den Gott geführt und hier von dem Tadibe erwürgt. Der Kopf, das Geweih, ja sogar die Haut pflegen an einem Baum vor dem Hahe aufgehängt zu werden. Das Angesicht des Gottes bestreicht der Tadibe mit Rennthierblut und verbrennt ein wenig von dem Rennthierfell auf dem Feuer. Hierin besteht die Mahlzeit des Gottes, alles übrige vom Rennthier verzehrt der Tadibe selbst in Gemeinschaft mit den bei dem Opfer Anwesenden. Hiebei muss jedoch die Vorsicht beobachtet werden, dass der Essende keinen Blutstropfen auf seine Kleider herabfallen lässt. Diess wird für eine Sünde gehalten und bringt Unglück.

Nachdem wir einen flüchtigen Blick auf die innere Welt der Samojeden geworfen haben, ist es vielleicht Zeit, dass wir uns aufmachen um ihr äusseres Leben zu betrachten, so gut diess in der Einöde geschehen kann, welcher wir entgegen gehen. Es gilt nun uns 700 Werst weit über die Wildniss der Kanin'schen und Timan'schen Tundra bis zu dem Russischen Kirchdorfe Pustosersk an der Mündung des Petschora-Flusses zu befördern. Auf diesem Wege müssen wir bereit sein allen äussern Bequemlichkeiten des Lebens zu entsagen und bald auf den sturmdurchwühlten, wilden Tundern, bald in dem elenden Zelt der Samojeden, bald in den engen Stuben der Russischen Colonisten zu verweilen, in welchen letztern der Schnee durch die Wandspalten dringt, die Lichtflamme

vor dem Winde flackert und der Wolfspelz Schutz gegen die Kälte gewähren muss. Es ist die erste Pflicht eines wissenschaftlichen Reisenden, dass er sich überall wie zu Hause befinde und nicht aus äussern Rücksichten ein seinen Zwecken dienliches Feld räume. Diese Pflicht werden wir gewissenhaft während der uns nun bevorstehenden Reise zu erfüllen suchen.

Im Vorhergehenden vergass ich zu bemerken, dass der obengenannte Stanowoj Pristaw um seine gegen mich begangene Beleidigung wieder gut zu machen mir bei meiner Abreise von Somsha einen mit Bast überdeckten Rennthierschlitten schenkte. Vor diesen Schlitten sehen wir eines Morgens in der zweiten Hälfte des Decembers einen Samojeden vier frische Rennthiere anspannen. Nachdem er auch vor seinen eignen offenen Schlitten eine gleiche Anzahl angespannt hat, bindet er eins meiner Rennthiere vermittelst eines langen Riemens hinter seinem Schlitten an. Hierauf setzt er sich in seinen eignen, vorderen Schlitten, fasst den Leitriemen mit der einen Hand und einen langen Stab mit der andern, giebt dann mit dem Stabe jedem Rennthier einen Stoss und nun geht es eilends auf die Tundern hinaus. Unser Weg geht gerade nach Norden und vor uns liegt die unermessliche Ebene der Kanin'schen Tundra. Die Tundra ist fast eben so nackt und arm wie ihre Mutter — das Meer, dessen östlicher Rand den Augen sichtbar ist. Ja, wären die Winde nicht dienstfertig genug den Schnee fortzublasen, welchen der Himmel aus Barmherzigkeit auf das dunkle Land herabsendet, so würden wir über das Element, in welchem wir uns befinden, in Zweifel sein. Bloss hier und da begegnet uns ein schwacher Föhrenwald, welcher von den hier befindlichen Russen mit einem aus dem Finnischen entlehnten Worte *mjanda* (Finnisch mänty die Fichte) benannt wird. Oefter stösst man auf dichte Weidenbüsche, welche die Russen mit einem Syrjänischen Worte *jorá* nennen. Ein solches Gebüsch deutet gewöhnlich das Vorhandensein eines kleinen Baches an, der sich ganz behutsam auf der ebnen Tundra dahinarbeitet. Bei einer genauern Betrachtung entdeckt man überall kleine Erhöhungen, unter denen viele ihrer äussern Form nach

den Lappischen Felshöhen ähnlich, in der Winterzeit aber kaum zu merken sind, da der Schnee die Vertiefungen um dieselben ausfüllt. Wo sich eine solche Unebenheit etwas bedeutender über der Erdoberfläche erhebt, ist der Erdboden blossgelegt oder auf seiner Höhe mit einer dünnen, harten Schneekruste überzogen, durch welche dichtes Rennthiermoos emporschiesst. Diess war alles, was ich während eines sorgfältigen Spähens mit vier Augen im Laufe mehrerer Stunden auf meiner Fahrt von Somsha entdecken konnte. Die Erde war wüste und leer, fast wie beim Anfang der Schöpfung und der Himmel sogar hatte sein graues Gewand angethan. Unsere Fahrt ging gemächlich vor sich, Schneeflocken fingen an gegen das Gesicht zu fliegen, der Postknecht brummte eine einförmige Melodie vor sich hin.

Endlich zeigte sich ein Zelt. Es gehörte den Eltern des Postknechts. Bei unserer Ankunft am Zelte standen der Wirth und die Wirthin da um uns zu empfangen. Absichtlich verweilte ich eine Zeit lang beim Schlitten, um zu sehen, wie dieser Empfang beschaffen sein würde. Mindestens erwartete ich eine Einladung ins Zelt, doch ich wartete vergebens. Die Samojeden standen unveränderlich still auf einem und demselben Platze, der Mann heftete seine blinzelnden Blicke auf mich, die Frau sah bald mich, bald ihren Mann an. Der Postknecht spannte langsam seine Rennthiere aus, ging darauf zu seinen Eltern und begrüsste sie mit dem aus dem Russischen entlehnten «*Torowa*» (von здорово «gesund»). — «*Torowa*,» antworteten zugleich Vater und Mutter, doch damit war das Gespräch zu Ende. Nun trat auch ich auf meine schweigsamen Wirthsleute zu, machte nach dem Beispiel des Postknechts meine Begrüssung mit einem *Torowa* und erhielt dasselbe Wort zur Antwort. Hierauf erfolgte wiederum eine lange Pause, die ich endlich mit dem Befehl mir frische Rennthiere vorzuspannen unterbrach. Ich begab mich nun ins Zelt und öffnete die Thür; hier war es finster wie in einem Grabe. Ich ersuchte die Wirthin Feuer anzumachen und ging wiederum ins Zelt, in der festen Voraussetzung, dass man mich hier nicht im Finstern lassen würde. Auch hierin hatte

ich mich geirrt. Ich wiederholte meinen Befehl, jedoch ohne Erfolg. Während ich im Zelte umhertappte, stiess ich auf einen Haufen dürrer Reiser, warf diese insgesammt auf den Herd, nahm ein Zündhölzchen aus der Tasche und zündete zu meinem Vergnügen ein flammendes Weihnachtsfeuer an. Bei dem Schein der Flamme erblickte ich ein Mädchen, dass sich weit in einen Winkel zurückgezogen hatte und mit dem unermüdlichsten Eifer beschäftigt war ein rohes, gefrorenes Fleischstück zu verarbeiten. Sie brauchte hiebei kein Messer, sondern schlug ihre Zähne in das ganze grosse Stück, riss das Fleisch ab und schüttelte ihren Kopf, so dass die Lokken in wilder Verwirrung um ihr blutrothes Angesicht flogen. Auf mich warf sie hin und wieder einen verstohlnen, von einer verzweifelnden Angst zeugenden Blick. Doch plötzlich verändert sich der Ausdruck in ihrem Gesichte, sie legt das Fleischstück auf die Seite und fängt an ihre Locken zu ordnen. Das Gesicht bekommt seine natürliche Farbe wieder und die Augen strahlen vor Freude. Wer sollte glauben, dass ein so geringes Ding, wie eine von der Flamme schimmernde Schnupftabaksdose eine so grosse Verwandlung im Menschenherzen hervorrufen kann? Während das Mädchen durch den schimmernden Glanz der Dose entzückt da sass, trat die übrige Gesellschaft ein und nahm Platz an dem Feuer. Der Sohn setzte sich an meine Seite, links vom Herde, Vater und Mutter verfügten sich nach hergebrachtem Brauch auf die rechte Seite. Das Mädchen kam aus dem Winkel an die Seite der Mutter heran, um die Tabaksdose in geringerer Entfernung zu betrachten. So sassen wir nun alle in einem Kreise, beobachteten jedoch das tiefste Schweigen. Das Knistern der Flamme war der einzige Laut, den man im Zelte hörte. Das Schweigen wurde durch das Mädchen gebrochen, welches, als sie einen Ring an meinem Finger entdeckte, in einen für mich unbegreiflichen Ausruf ausbrach. Darauf fing sie vermittelst der Mutter an mit mir über den Preis des Ringes zu unterhandeln, in der Voraussetzung, dass jemand ihn kaufen würde. Bei meiner Versicherung, dass er nicht für einen andern Preis, als

für das warme Herz einer schönen Samojedin käuflich wäre, zog sich das Mädchen wiederum in ihren Schamwinkel zurück.

Unterdessen hatte der Postknecht allmählich aus seinem Busen eine Flasche Branntwein hervorholen können. Er goss eine bedeutende Quantität desselben in eine Holzschale, leerte dieselbe in einem Zuge und überliess darauf die Flasche sammt der Schale seinem Vater. Dieser machte keine Complimente, sondern goss den ganzen Inhalt der Schale in sich herein und gab darauf die Flasche ihrem Eigenthümer zurück. Man kaute ein wenig rohes Rennthierfleisch, nahm wiederum einen Schluck und fuhr damit fort, bis nichts mehr in der Flasche übrig war. Alles diess betrachtete die Mutter mit Schmerz und Unruhe: sie sprach kein Wort, eine desto rührendere Sprache führten jedoch die Augen. Das rührte das Herz des Sohnes nicht; ohne Bedenken leerte er die Schale bis auf den letzten Schluck. Ueber diese Kälte ärgerlich liess ich meinen Kasten aus dem Schlitten hereinbringen und begann die Wirthin mit ausserordentlicher Freigebigkeit zu bewirthen. Nun veränderte sich die Scene im Zelt: Vater und Sohn fielen mir zu Füssen und baten um einen Schluck meines vortrefflichen Branntweins. «Ihr Hundesöhne,» fuhr ich los, «schämt ihr euch nicht einen Fremden um Branntwein anzubetteln, während ihr selbst derjenigen, die euch am nächsten steht, nicht einen Tropfen gegönnt habt. Es ist ja nur wegen eurer Hartherzigkeit, dass ich jetzt die Wirthin bewirthe. In diesem Augenblick issest du, der unverschämteste der Söhne, die Kost deiner Eltern; das hast du immerfort gethan, hältst aber deine Mutter nicht eines Schluckes Branntwein werth.» — «Wer ist denn meine Mutter?» fragte der Postknecht betroffen. «Ist diese da nicht deine Mutter?» fragte ich wiederum, während ich auf die Wirthin wies. «Diese ist nicht meine Mutter,» war die kurze Antwort des Postknechts. Nun fragte ich den Wirth, ob die Wirthin nicht seine Frau wäre. Hierauf erfolgte zuerst eine verneinende, dann eine bejahende Antwort. Ich war im Begriff das Schlimmste von den Ehestandsverhältnissen des Samojeden zu glauben, doch bei einer weiter fortgesetzten Nachfrage über den Zusammenhang

der Sache, sagte der Postknecht: «Wir sind nicht Christen, sondern haben unsern eignen Glauben und glauben nicht an den Russischen Gott. Dieser unser Glaube erlaubt uns so viel Frauen zu nehmen, als wir für gut finden. Unter ihnen steht die erste Frau im höchsten Ansehen und ich bin von dieser geboren worden, nicht von der hier anwesenden. Wäre meine eigne Mutter hier gewesen, so hätte ich ihr sicherlich einen Schnaps gegeben; diese aber, die nur fünf-zehn Rennthiere besitzt, vermag es nicht eine ganze Familie zu bewirthen.» Durch diese Erklärung ein wenig beschwichtigt, gab ich dem Vater und dem Sohn einen Schnaps, jedoch mit dem Vorbehalt, dass die Rennthiere sofort vorgespannt werden sollten. Ehe jedoch dem Befehl gehorcht wurde, musste ich noch einen Schnaps über die Abmachung hergeben. Nun verfügte sich die Gesellschaft endlich aus dem Zelte. Mit Hülfe der Hunde fing man an die Rennthiere zusammenzutreiben, zog ein Seil um die Heerde und wählte aus derselben acht Stück aus, von denen vier vor jeden Schlitten gespannt wurden. Wir waren zum Aufbruch fertig, als der Wirth noch um einen Schnaps für sich und sein Weib bat. «Was hast du mir denn Gutes gethan, dass ich dir Branntwein geben soll?» fragte ich den Samojeden. «Du fährst mit meinen Rennthieren,» entgegnete dieser. «Dafür bezahle ich dir die Beförderungsgebühr,» war meine Antwort. «Ich habe dir gute Rennthiere gegeben,» meinte der Samojede. «Dein Sohn aber fährt schlecht,» äusserte ich. «Zur Strafe musst du ihm keinen Schnaps geben,» war des Samojeden väterlicher Rath. Kurz und gut, ich musste dem Wirth und der Wirthin noch einen Schnaps geben. Darauf begaben wir uns von dannen, wurden von Finsterniss und Schneegestöber überrascht und erreichten nach manchem Ungemach während der Nacht das Dorf Nes, welches 60 Werst von Somsha und 100 Werst von Mesen belegen ist.

Das Dorf Nes hat seine Lage an einem gleichnamigen Flusse, ungefähr 15 Werst von seiner Mündung ins Weisse Meer. Es besteht aus elenden Hütten, die von einigen in Mesen angeschriebenen Bürgern bewohnt werden. Ihre Eltern haben sich hier in der Ab-

sicht niedergelassen, ihren in Verfall gerathenen Geschäften durch den so vortheilhaften Handel mit den Samojeden aufzuhelfen. Doch vielleicht zum Nachtheil des alten Erwerbs in diesem Dorfe lässt die Krone jetzt den Samojeden Mehl, Salz, Pulver und Blei zu erträglichen Preisen zukommen. Mehr als diess wirkt zum Schaden der hieher Gewanderten folgender Umstand. Früher gab es in Nes einen Branntweinsverkauf und damals bildete das Dorf einen Sammelplatz für die Kanin'schen Samojeden. Im Jahre 1825 ward eine Mission ausgesandt um die Samojeden zum christlichen Glauben zu bekehren. Das Bekehrungswerk ward durch Erfolg gekrönt, wenn der Erfolg nach der Zahl der Getauften bestimmt werden darf. Für den fernern Erfolg der guten Sache war es von Nöthen, dass die Samojeden mit Kirchen und Priestern versehen wurden. So erhielt eine jede der drei Tundern eine Kirche, die Bolschesemel'sche am Flusse Kolwa, die Kanin'sche im Dorfe Nes, die Timan'sche am Flusse Pjoscha. Die beiden ersteren wurden 1831, die letzte 1833 aufgeführt. Einige Zeit nach Einweihung der Kanin'schen Kirche ward der Branntweinsverkauf aus leichtbegreiflichen Ursachen von Nes nach dem Dorfe Somsha verlegt. Seit dieser Zeit wird Nes selten von Samojeden besucht, sie sammeln sich nun um Somsha und die Bauern dieses Dorfes haben fast all den Handel an sich gezogen, der früher den Bewohnern von Nes als Erwerbszweig diente.

In Mesen von allen diesen Verhältnissen unterrichtet, beschloss ich mich auf einige Wochen in Somsha niederzulassen, aber, wie ich schon bemerkt habe, war die Schenke den Samojeden lieber als meine Studirkammer. In Folge hievon zog ich zur Kirche in der Hoffnung unter dem Schutz des Heiligthums meine Studien mit besserem Erfolge betreiben zu können. In dieser Absicht liess ich sogleich nach meiner Ankunft in Nes den Aeltesten der Kanin'schen Tundra herbeirufen und befahl ihm mir sogleich einen im Russischen gut bewanderten Samojeden zu verschaffen. Der Aelteste versprach schon am nächsten Tage meinen Befehl zu erfüllen und ich war einfältig genug auf sein Versprechen zu bauen. Es verflossen

mehrere Tage, eine ganze Woche, und immer erschien noch kein Samojede. Unter diesem Warten ging fast die ganze Weihnachtszeit zu Ende.

Der Leser ist vielleicht neugierig zu erfahren wie ein Samojedisches Weihnachtsfest aussieht. Es beruht wie vieles andere in der Welt auf äussern Umständen und mir waren diese anfangs nicht besonders günstig. Da der Priester verreist war, zog ich zu dem Beamten, der die Aufsicht über die Mehl-, Pulver- und Salzmagazine im Dorfe hatte. Er hatte sich eine kleine Kammer bei dem Küster gemiethet, der selbst mit einer zahlreichen Familie aus Mesen in der Küche vor der Kammer wohnte. Mein Wirth, welchen man den Brodverkäufer nannte, war der vollkommenste Knicker, den ich je gesehen habe. Seine Garderobe bestand aus einem Paar Nankinghosen, einem Schaafpelz und einem Uniformrock. Das letztgenannte Kleidungsstück wurde nur bei feierlichen Gelegenheiten angethan, alltäglich dagegen musste der Schaafpelz seine Dienste thun. Die alltägliche Nahrung des Brodverkäufers bestand ausser dem Brode consequent in einem sauern Fisch, der am Morgen gebraten und im Laufe des Tages allmählich verzehrt wurde. Mit derselben Kost wollte er auch mich füttern, mein Magen aber legte gegen eine solche Tyrannei Protest ein. Ich gab dem Küster Geld, damit er mir etwas Besseres kaufen möchte, doch wahrscheinlich auf Anstiften des Brodverkäufers erhielt ich mein Geld mit der Versicherung zurück, dass im Dorfe nichts zu erhalten wäre. Weihnachten kam heran, der saure Fisch ward auf einer schwarzen Bratpfanne auf meinen Arbeitstisch getragen. Ich schleuderte die Bratpfanne in den Winkel, wo der Fisch ein Raub der Hunde wurde. Darauf gab ich dem Brodverkäufer einen so nachdrücklichen Verweis, dass er statt des auf den Lauf gegangenen Fisches mir einen hinreichenden Milchbrei bestellte. Durch den Brei besänftigt, lebte ich wiederum mit meinem Wirth auf einem friedlichen Fusse und liess es mir mit dem sauern Fisch genügen. Neujahr nahte. Ich stellte mit dem Küster Schlingen, um Schneehühner zu fangen; als wir aber am Neujahrsabend hingingen, um die Schlingen zu bese-

hen, hatten wir den Kummer unsere Hoffnungen fehlgeschlagen zu sehen. Nach Hause zurückgekehrt, nahm ich meine Flinte auf den Arm und begab mich auf Schneeschuhen in das Weidengebüsch hinaus. Kein Schneehuhn liess etwas von sich hören. Schon im Begriff umzukehren bemerkte ich auf der entgegengesetzten Seite des Flusses ein dichtes Gebüsch. Ich beschloss mich dahin zu verfügen, zumal da diese Tour mir das Vergnügen bereitete zweimal einen Hügel abwärts zu laufen. Bei dem ersten Hügel gab es einen steilen Abhang, der von oben nicht bemerkt werden konnte. Hätte ich früher von demselben gewusst, so wäre, nach meiner Ueberzeugung, die Expedition glücklich abgelaufen; nun fiel ich aber mit Händen, Kopf und Flinte in den Schnee. Glücklicher Weise bemerkte niemand meinen schimpflichen Sturz und ich kehrte mit guter Miene heim. Nach Hause zurückgekehrt sann ich auf Mittel zur Feier des Neujahrs. Durch die missglückte Jagd waren die Aussichten bedeutend getrübt worden. Meine einzige Zuversicht war nun die Frau des Priesters. Der Brodverkäufer hatte sie mir als eine abscheuliche Hexe geschildert und mir abgerathen mit ihr Bekanntschaft zu machen. Doch die äusserste Noth vermochte mich einen Versuch zu wagen. Ohne Wissen des Brodverkäufers nahm ich meine Mütze und ging.

In der Wohnung der Priestersfrau brennt ein schwaches Licht; in der Küche ist es dunkel. Mit beklommenem Herzen öffne ich die Küchenthür; von der Schlafbank hört man ein tiefes Schnarchen. Ich trete mit leisem Schritt an die Kammerthür, habe jedoch nicht den Muth den Schlüssel zu ergreifen. Wieder umzukehren war gefährlich, denn wenn ich vielleicht von einem wachen Ohre bemerkt worden wäre, hätte man mich für einen Dieb halten können. Dieser Gedanke gab mir Muth. Ich ergriff kühn den Schlüssel, öffnete die Thür und trat ein. Am Tische sitzt ein Engel von Jugend und Schönheit. Sie liest in einem grossen Buche; zu ihren Füssen sitzt auf einem Schemel ein kleines Kind, das mit Andacht dem «Leben der Heiligen» zuhört. Vor den Heiligenbildern brennt ein Wachslicht. Ich trat ein Paar Schritte vor und machte meine Be-

grüssung, konnte jedoch nichts mehr sagen, als die Frau sich in die Küche entfernte und das Kind mit sich nahm. Was! wird sie mich hier allein lassen? dachte ich. Das wäre doch ein übler, wenn auch verdienter Scherz. Neben dem «Leben der Heiligen» lag ein kleines Liederbuch. Ich begann in demselben zu lesen, las mehrere Seiten, ohne dass sich jemand zeigte. Endlich kam ein Dienstbote mit einer Theemaschine. Bald darauf trat auch die Frau in einem metamorphosirten Zustande ein. Nun endigte ich meinen unterbrochenen Satz mit einer Entschuldigung der Dreistigkeit, mit der ich ihre Einsamkeit gestört hatte. Sie dagegen machte mir mit sanften Worten Vorwürfe, dass ich sie nicht eines Besuchs gewürdigt hätte. «Wir leben hier,» fügte sie hinzu, «ein trauriges Leben und sehen unsern Aufenthalt in dieser Wildniss als eine Strafe der Vorsehung an. Wenn irgend ein Reisender zu uns kommt, sind wir innerlich froh und Sie haben wir schon lange erwartet.» Diess nahm ich für ein leeres Compliment und erwiderte deshalb ganz trocken, dass Personen meines Glaubens gewöhnlich nicht sehr erwünschte Gäste wären. Die Frau entgegnete mit Wärme: «Wir wissen nicht viel und haben auch nicht viel von der Welt gesehen, gute Menschen fürchten wir aber nicht, welchem Glauben sie auch immer angehören mögen. Böse Menschen hassen und verabscheuen wir, wenn sie auch zu uns gehören. Obwohl Sie uns nicht besucht haben, habe ich doch vermuthet, dass sie bei dem garstigen und gierigen Brodverkäufer lange Weile empfänden, deshalb habe ich die Scheidewand zu dem Zimmer des Diaconus, welches jetzt leer steht, aufführen lassen. Meine Absicht ist gewesen Sie nach der Rückkehr meines Mannes zu uns einzuladen; wenn es Ihnen jedoch gefällt, so können sie schon morgen einziehen.» Darauf zeigte sie mir die Kammer, ein helles und freundliches Zimmer. Sie hatte die Wände selbst mit Packpapier überzogen und sie blau angestrichen. Das Zimmer wurde durch einen kleinen Sopha und einige saubere Holzstühle geschmückt. Eine blank gescheuerte Theemaschine stand auf einem reinen Tische. Wir nahmen alles in Augenschein und verfügten uns darauf zum Theetisch, auf welchen ausser den ge-

wöhnlichen Bestandtheilen einer anständigen Theebewirthung während unserer Abwesenheit noch ein Beerenkuchen gekommen war. Der Abend verfloss unter angenehmen Gesprächen, wobei ich meine eigentliche Absicht, nämlich die, um Materialien zu einer anständigen Neujahrsmahlzeit zu bitten, vergass. Das machte mir jedoch nun keinen Kummer mehr. Im Gegentheil war ich entschlossen bis zur Rückkunft des Priesters geduldig den sauern Fisch zu verschlucken.

Als ich in meine Kammer zurückkehrte, lag der Brodverkäufer schnarchend an der Seite des warmen Kachelofens. Ich setzte mich hin um zu arbeiten. Bald nach Mitternacht hörte ich den Schall einer Courierglocke und gleich darauf eine Kibitke vor unserer Pforte halten. Mit meiner Fussspitze weckte ich den Brodverkäufer auf. Er konnte kaum seine Augen öffnen, als schon der Isprawnik ins Zimmer trat und schon auf der Schwelle nach Speise verlangte. «Sogleich,» antwortete der Brodverkäufer, und ich wünschte dem Isprawnik zu einer schmackhaften Mahlzeit Glück. Doch der Brodverkäufer wusste, was er seinem Chef schuldig war und tischte nun aus der Schafferei der Priesterfrau eine vortreffliche Mahlzeit auf. Während des Aufenthalts des Isprawnik's zu Nes lebten wir fortwährend auf Kosten der Priesterfrau, und gleich nach seiner Abreise kam der Priester nach Hause zurück. Nun verliess ich den Brodverkäufer und brachte das Russische Weihnachtsfest auf eine recht angenehme Weise bei der frohen und wohlwollenden Priesterfamilie zu. Die Bauern hatten bis dahin eine gewisse Scheu vor meiner ausländischen unchristlichen Person, als sie aber das Wohlwollen sahen, mit welchem mir der Priester und seine Frau begegneten, als sie dieselben mit mir an einem Tische speisen sahen (wogegen sich, im Vorbeigehen gesagt, einige Bemerkungen hören liessen), als sie den Priester am Weihnachtstage selbst mich mit Weihwasser besprengen sahen, da fingen sie endlich an auch mich für einen Menschen gelten zu lassen. Am Weihnachtstage hatte ich das Vergnügen eine Schaar junger Bauermädchen aufzunehmen, welche durch die Priesterfrau gebeten hatten, vor mir ein Lied absingen zu dürfen. Der Zweck desselben war mir eine Braut zu

wünschen, deren Reichthum, Schönheit und Talente bis an die Wolken reichten. — Doch ich bitte um Entschuldigung, dass ich den Leser so lange mit Kleinigkeiten aufgehalten habe. Ja, manchem sind zwar eine wohlwollende Begegnung, ein guter Tisch, ein hübsches Lied, ein herzliches Wort nur Kleinigkeiten; auf den Samojedischen Tundern hat aber auch so etwas einen hohen Werth und der Reisende kann gewöhnlich manchen schweren Tritt thun, ehe ihm das Schicksal eine wohlwollende Priesterfrau auf den Weg sendet.

Durch die Vermittlung des Isprawnik's erhielt ich endlich einen Samojedischen Lehrmeister, der im Russischen zu Hause und mit einem bei den Samojeden ungewöhnlich klaren Verstande begabt war. Der Mann war sich seiner Ueberlegenheit bewusst und blickte deshalb während seiner Lehrzeit mit Verachtung auf seine schwächern Brüder herab. Einmal wollten einige Samojeden etwas in seiner Uebersetzung berichtigen, er aber bat sie zu schweigen, und fügte hinzu, dass sie keine gelehrte Leute wären. Ich suchte diesen seltenen Samojeden durch alle Mittel auf längere Zeit an mich zu binden, sprach gewöhnlich mit ihm, zahlte ihm gut, gab ihm alle Tage Branntwein und versagte es ihm nie sich einen Rausch anzulegen, wenn er Lust dazu empfand. Nichtsdestoweniger hatte er lange Weile und sehnte sich unaufhörlich nach den Tundern zurück. — «Du lebst friedlich mit mir und deshalb liebe ich dich,« äusserte er eines Tages gegen mich, «doch ich kann in keinem Zimmer leben. Sei deshalb gnädig und lass mich frei.» Ich erhöhte nun den Tagelohn, gab dem Samojeden mehr Branntwein, liess nach seiner Frau und seinen Kindern schicken, gab auch der Frau Branntwein und suchte das trübe Gemüth des Samojeden auf jegliche nur denkbare Weise aufzuheitern. Hiedurch liess er sich wiederum vermögen einige Tage bei mir zu bleiben. So sassen nun auf dem Fussboden meiner Kammer, gleichwie in einem Zelt, Mann, Frau und deren Kinder, von Rennthierhäuten, Beinlingen, Messern, Kisten und andern Geräthschaften umgeben. Der Mann war ganz und gar mit mir beschäftigt; das Weib nähte Samojeden-

kleider und half hin und wieder ihrem Mann bei der Uebersetzung. Oft hörte man sie tief seufzen, und als ich sie einmal um die Ursache ihres Kummers fragte, brach sie in Thränen aus und antwortete unter Schluchzen, dass sie wegen ihres Mannes bekümmert sei, da dieser in einer Kammer eingeschlossen leben müsse. «Dein Mann,» sagte ich, «leidet ja keine ärgere Noth, als du selbst. Sage mir, wie du deine eigne Lage findest.» «Ich denke nicht an mich selbst, ich bin nur meines Mannes wegen besorgt,» war ihre naive Antwort. Darauf fingen Mann und Frau an mich so dringend um ihre Befreiung zu bitten, dass ich nicht länger ihren Bitten zu widerstehen vermochte. — Nun erbot sich ein anderer Samojede aus freien Stücken mein Lehrmeister zu werden, doch dieser war von dem gewöhnlichen Samojedenschlage, träg und von schweren Begriffen. Jede Frage musste ich ihm mehrere Male vorlegen, und dennoch begriff er mich selten recht. Wenn ich ihn z. B. bat den Ausdruck: «Meine Frau ist krank» zu übersetzen, so war seine Uebersetzung: «Deine Frau ist krank.» «Sage nicht deine, sage meine Frau,» fuhr ich fort. «Wie ich es gesagt habe, so ist es,» fiel der Samojede ein. Nun bat ich ihn den Ausdruck: «Deine Frau ist krank» zu übersetzen. Hierauf entgegnete der Samojede: «Wenn du von meiner Frau sprichst, so ist sie eben so gesund wie ich.» «Es könnte ja aber geschehen, meinte ich, dass deine Frau krank würde. Wenn du einmal zu mir kommen und mir melden würdest, dass deine Frau krank geworden wäre, wie würdest du das in deiner Sprache sagen?» Der Samojede antwortete; «Als ich zu dir fuhr, war meine Frau gesund, ob sie seitdem krank geworden ist, das kann ich nicht wissen.» Diess erinnert mich an einen Lappischen Küster, den ich bat mir das Finnische Wort *lunastan* zu übersetzen, welches 1) ich löse und 2) ich kaufe los, erlöse, bedeutet. Der Lappe schwieg, ich wiederholte meine Frage verschiedene Male. Endlich antwortete er mit einem feierlichen Ernst: «Weder ich erlöse noch du, sondern unser Herr Jesus Christus hat uns alle wegen unserer Sünden erlöset.»

Durch die Einfalt meines neuen Lehrers ermüdet, ward ich ge-

waltig froh, als die Frau des Priesters mir eines Morgens den Vorschlag machte in ihrer Gesellschaft auf eine Samojedische Hochzeit zu fahren, welche ungefähr 30 Werst von der Kirche gefeiert wurde. Während sie sich reisefertig machte, rief ich unsere Samojedischen Begleiter herein und liess sie über den Hergang bei einer Samojedischen Heirath Rechenschaft geben. Ihr Bericht lautet kurz zusammengefasst etwa folgender Maassen: Wenn ein Samojede heirathen will, sieht er sich nach einem Freiwerber um und begiebt sich mit diesem zu dem Wohnsitz der Eltern des auserkornen Mädchens. Sind sie zum Zelte gekommen, so muss dem Herkommen nach der Freier draussen bei seinem Schlitten bleiben. Der Freiwerber begiebt sich hinein, wendet sich an den Vater oder Vormund des Mädchens und trägt sein Anliegen vor. Ist die Antwort eine verneinende, so kehrt man sofort nach Hause zurück. Giebt aber der Vater seine Einwilligung, so frägt der Freiwerber wieder, wann die Hochzeit gefeiert werden soll. Noch weiss man nicht, ob es zu einer Hochzeit kommt, denn bei den Samojeden ist es der Brauch, dass der Freier etwas für das Mädchen ihrem Vater bezahlen muss. Zuvor hat man von Seiten des Freiers den Werth der Braut taxirt und der Freiwerber ist davon unterrichtet. Wenn aber der Vater des Mädchens einen höhern Preis für seine Tochter verlangen sollte, so geht der Freiwerber zum Freier und berathschlagt mit ihm, ob man vielleicht ein oder zwei Rennthiere zulegen könne. So wird gehandelt, gedungen und geboten, bis die Sache auf die eine oder die andere Art abgemacht ist. Kommt man nicht über den Preis überein, so tritt der Freier nicht ins Zelt. Glückt es aber dem Freiwerber den Handel abzuschliessen, so führt er den Bräutigam hinein.

Nach der Verlobung besucht der Bräutigam die Braut nicht, sondern alle Angelegenheiten werden vermittelst des Freiwerbers abgemacht. Kurz vor der Hochzeit begeben sich die Verwandten der Braut zum Bräutigam zu Gast. Nachdem man nach Herzenslust gegessen und getrunken hat, bindet der Freiwerber vier Rennthiere, zwei Ochsen und zwei Kühe der Reihe nach hinter einander, be-

deckt die beiden vordern mit einem rothen Tuche, hängt eine Glocke an den Hals des vorgespannten Rennthiers, führt die Rennthiere dreimal um das Zelt herum und spannt sie dann vor den Schlitten des Bräutigams. Nun geht es zur Braut. Der Bräutigam fährt voran und der Freiwerber lenkt seine Rennthiere. Ist man angekommen, so fährt der Freiwerber dreimal um die Hochzeitsstelle, bleibt hinter derselben stehen und lässt den Bräutigam dort in seinem Schlitten sitzen. Bei der Ankunft des Bräutigams wird ein Rennthier geschlachtet. Man leert ein Glas und beginnt die Mahlzeit; der Bräutigam darf jedoch nicht zugegen sein, sondern der Freiwerber bringt ihm Speise und Branntwein hinter das Zelt, wo er sitzt. Nachdem die Mahlzeit vorüber ist, wird der Bräutigam endlich durch den Freiwerber ins Zelt geführt. Hier sitzen auf der einen Seite des Herds die Anverwandten des Bräutigams, auf der andern die der Braut. Der Bräutigam tritt zu den Angehörigen der Braut und setzt sich ihr zur Rechten. Der Freiwerber sitzt zu den Füssen der Braut und des Bräutigams. Nachdem jeder seinen gesetzlichen Platz eingenommen hat, fängt der Wirth an die Gäste mit Branntwein zu bewirthen. Das erste Glas reicht er vermittelst des Freiwerbers dem Bräutigam. Dieser trinkt es zur Hälfte aus und giebt die andere Hälfte der Braut. Wenn alle Gäste mit einem oder mehreren Gläschen bewirthet sind, fängt man an gekochtes Fleisch zu essen; das Herz wird dem Brautpaar gegeben. Nach der Mahlzeit hört alle Ceremonie auf; ein jeder trinkt soviel er vermag. Die Hochzeit endet mit Branntwein. Sollte aber der Branntwein auch am ersten Hochzeitstage ein Ende nehmen, so muss der Bräutigam doch auf jeden Fall bis an den folgenden Morgen dort bleiben. Darauf begiebt man sich zu seinem Zelt. Die Braut liegt bedeckt in ihrem Schlitten; ihre Rennthiere werden von der Mutter des Bräutigams gelenkt. Sobald man angekommen ist, fährt die Schwiegermutter mit der Braut dreimal um das Zelt. Darauf wird die Decke der Braut abgenommen und die Schwiegermutter führt sie ins Zelt. Hier beginnt eine neue Hochzeitsbewirthung; es werden Rennthiere

geschlachtet, Branntwein vorgesetzt, man singt, streitet, scherzt und schlägt sich.

Es war ein Act oder vielmehr eine Scene dieses romantischen Drama's, welche ich mit der Frau des Priesters anzuschauen fuhr. Bei unserer Ankunft zur Hochzeitsstelle war die Handlung so weit vorgeschritten, dass alle schon gut bewirthet waren. Einige lagen bereits ohnmächtig auf dem Felde. Sie lagen dort mit entblösstem Haupte; dieses war in den Schnee gesunken und der Wind beschneite das Angesicht. Aber sieh! da kommt ein Ehemann, taumelt von der einen Leiche zur andern, erkennt seine Gattin, fasst sie beim Kopf, wendet sie mit dem Rücken gegen den Wind und legt sich darauf an ihre Seite, Nase gegen Nase. Dort geht ein anderer mit einer Kaffekanne in der Hand, sucht seine Theuerste, findet sie und fängt an Branntwein ihr in den Hals zu giessen. Dort stösst einer auf seinen Feind, giebt ihm einige hinterlistige Schläge und entfernt sich. Hier wird wieder ein armer Schlucker auf den Schlitten gehoben, man bindet ihn auf demselben fest, nimmt seine Rennthiere ins Schlepptau und fährt seiner Wege. Während ich dastand und diese bacchantischen Auftritte betrachtete, umschwärmte mich eine Menge halbberauschter Hochzeitsgäste. Jeder hatte etwas zu sagen oder zu fragen und alle machten Anspruch darauf gehört zu werden. Ausser Stand auf einmal mit der ganzen Gesellschaft zu sprechen, wandte ich mich zu dem Nüchternsten. Da fassten mich die übrigen am Pelz, fingen an mich zu ziehen und ein jeder an sich zu reissen. Ich that einen verzweifelten Ausfall und schlug mich glücklich durch den Kreis, eilte darauf meinen Verfolgern zu entgehen, sah in einiger Entfernung eine Menge Mädchen und ging auf diese zu. Die Mädchen waren mit einem Spiel eigner Art beschäftigt. Sie hatten sich in zwei Gruppen vertheilt, sieben in jeder Gruppe und standen einander gegenüber. Man spielte Ball mit einer Mütze. Die Gruppe, welcher die Mütze zugeworfen wurde, wandte sich um und suchte dieselbe bestmöglichst zu verstecken. Darauf warfen sich diese sieben auf eine Höhe auf dem Schnee. Sodann kamen die sieben andern, fielen über die Gegenparthei her und be-

gannen einen Streit um die Mütze. Zuerst balgte man sich auf dem Schnee, dann stand man auf und setzte den Streit fort, bis die Mütze gefunden war. Das Spiel ward mit einem solchen Eifer ausgeführt, dass man mich anfangs nicht bemerkte. Als aber meine Anwesenheit entdeckt war, ging es mit aller Eile weit hinaus auf die Tundra. Nun kehrte ich zum Zelt zurück, der Wirth kam mir auf dem Wege entgegen und lud mich auf eine Tasse Thee ein. Wir traten ins Zelt; es war gross, jedoch nicht rund oder pyramidenförmig, wie die Zelte der Samojeden gewöhnlich construirt sind, sondern länglich und aus zwei gewöhnlichen Zelten zusammengefügt. Hier lagen und sassen neben einander Männer, Weiber, Greise, junge Mädchen. Unter der Zahl der zu Boden Gestreckten befand sich auch der Bräutigam. Ich setzte mich um Thee zu trinken zugleich mit dem Wirth und dem Freiwerber. Mit Mühe konnte ich den Wirth vermögen auch die Frau des Priesters in unsere achtungswerthe Gesellschaft einzuladen.

Nachdem der Thee getrunken war, befahl der Wirth, ein vorzügliches Rennthier zu schlachten. Ein gelinder Schlag mit dem Axtrücken gegen die Stirn streckte das Rennthier zu Boden. Darauf stach man ein Messer ins Herz und zog die Luftröhre heraus. Hierüber entstand unter der Menge ein heftiger Streit, der so endete, dass die nächsten Anverwandten des Bräutigams sich in die Kehle theilten und ein jeder auf der Stelle seinen Antheil verzehrte. Dem Rennthier wurde die Haut abgezogen, der Bauch aufgeschnitten, das Ungeniessbare fortgeworfen und das Thier auf den Rücken gelegt. Es bot den Anblick einer grossen länglichen Schüssel dar, wo in einer ansehnlichen Blutmasse die Lunge, Leber und andere Leckerbissen schwammen. Der Wirth nahm mich bei der Hand, führte mich an die Seite des Rennthiers und bat mich die Mahlzeit zu beginnen. So deutlich auch seine Meinung ausgesprochen wurde, war ich doch einfältig genug dieselbe nicht zu verstehen. Ich blieb deshalb ganz unthätig bei dem Schlachtopfer stehen. Unterdessen versammelten sich die Hochzeitsgäste um dasselbe, holten ihre langen Messer, schnitten sich Stücke von dem

warmen, rauchenden Fleisch ab, tauchten das Fleischstück in das Blut, führten es mit der einen Hand zum Munde, kauten dann mit aufwärts gewandtem Gesicht und schnitten während des Kauens einen Theil des Stücks ab. Wiederum wurde das Stück ins Blut getaucht und so zum Munde geführt. Das Blut rann an den Mundwinkeln und an dem ausgestreckten Halse herab! Die Lunge und Leber wurden als Dessert verzehrt. Nachdem die widerliche Mahlzeit zu Ende war, bat ich, dass ein Stück Fleisch für mich und die Frau des Priesters gekocht werden möchte. Diese Bitte war jedoch überflüssig, denn im Zelte kochte bereits ein grosser Kessel. Halb roh wurde das Fleisch aus dem Kessel genommen und auf einer grossen Schüssel unter die vornehmsten Hochzeitsgäste vertheilt. Ich sollte mit dem Wirth und dem Freiwerber aus derselben Schüssel essen. Der Frau des Priesters reichte man einige Stücke auf einem Brette nach der linken, weniger geachteten Seite des Zeltes hin. Während der Mahlzeit sangen die Mädchen Samojedische Lieder, die ihrem Inhalt nach schön waren, nach einer Melodie, welche der Froschmusik ähnlich genug war. Der Gesang und die Mahlzeit wurden durch einen tragischen Auftritt unterbrochen. Durch die Thür guckte ein Samojede mit spitzigem Gesicht herein und bat mit einer kreischenden Stimme an der Hochzeitsfreude Theil nehmen zu dürfen. Einige unter den Gästen baten den Mann näher zu treten und dieser gehorchte der Einladung. Diess geschah ohne Wissen des Wirths. Als dieser den ungebetenen Gast gewahr ward, befahl er ihn hinauszuwerfen. Viele bereitwillige Hände beeilten sich den Befehl zu vollziehen; andere dagegen rüsteten sich zur Gegenwehr. Der Wirth und der Freiwerber geriethen einander in die Haare; ich ward aufs Jämmerlichste zwischen ihnen eingezwängt. Im Zelt war ein grosser Tumult, man schrie, fluchte und prügelte sich, Grapen, Kaffekannen, Fleischschüsseln, Bütten, alles ward umgestürzt. Das Spiel endigte endlich so, dass der Samojede hinausgetrieben wurde. Nachdem die Leute wieder zur Ruhe gekommen waren, erzählte mein Wirth, dass ein Schmarotzer ihm neulich ein Schreiben gezeigt hätte, das von mir verfasst und des Inhalts gewesen sein sollte,

dass der Samojede in jedem Zelt für mich 20 Rubel Banco-Ass. erheben sollte. Die Widerspenstigen sollten gefangen nach Archangel geschickt werden. Für diese niedrige Betrügerei wollte mein Wirth seinen arglistigen Bruder bestrafen und betheuerte nun vor dem Heiligenbilde, dass der Betrüger nie mehr ungestraft in sein Zelt treten dürfte.

Nun wäre es wohl Zeit einige Worte von dem Bräutigam zu sprechen; doch von dem Bräutigam ist wenig mehr zu erzählen, als dass er während der ganzen Zeit, die ich der Hochzeit beiwohnte, betrunken bei der Zeltthür lag. Ausser einem blutigen Gesicht bemerkte ich an ihm nichts Besonderes. Er hatte eine gewaltige Maliza, d. h. einen mit der Haarseite dem Körper zugewandten Rennthierpelz, der seiner Form nach einem Hemd ähnlich war. Die Maliza war weder mit einem glänzenden Ueberzug noch mit irgend einer zierlichen Hundsfellverbrämung versehen. Dem Aussehen nach war der Bräutigam andern Samojeden ähnlich; er hatte breite Backenknochen, dicke Lippen, kleine Augen, eine niedrige Stirn und eine platte Nase, welche fast eine gerade Linie mit der Stirn bildete, grosse Nasenlöcher, pechschwarzes, borstenähnliches Haar, einen spärlichen Bartwuchs, eine dunkle Haut mit mehreren Malen, die auch bei dem Mongolischen Volke angetroffen werden. Die Braut war ein Kind von dreizehn Jahren, bei den Samojeden aber galt sie für eine wirkliche Schönheit. Ein kleines, rundes Gesicht, volle, rosenrothe Wangen und Lippen, eine weisse Stirn, schwarze Locken, kleine, dunkle Augen sind Kennzeichen einer Schönheit von dem Samojedischen Stamm. So wird in einem Samojedischen Liede eine Jungfrau wegen ihrer kleinen Augen, ihres breiten Gesichts und dessen Röthe, welche der Morgenröthe vor einem einbrechenden Unwetter gleicht, wegen ihrer geraden Nase und ihres auswärts gekehrten Ganges gepriesen. Auch ein anderes Ideal einer solchen Schönheit, welches noch zu der Zahl der Unverheiratheten gehörte, liess sich auf der Hochzeit sehen, und es machte mir Vergnügen zu sehen, wie alle Junggesellen sie nicht wie gewöhnlich auf die Nase, sondern auf ihre rothen Lippen küs-

sen wollten. Etwas, was in hohem Grade zu der Anmuth einer jungen Samojedin beiträgt, ist ihre geschmackvolle Tracht, eine kurze Rennthierfelljacke, welche dicht anschliesst, sich aber unten erweitert und an den Knien mit einer reichlichen Verbrämung von Hundefell endet. Der zurückgeschlagene Kragen derselben, welcher auf der vollen Brust zugeknöpft wird, ist den Augen ausgezeichnet angenehm. Die Waden werden von bunt zusammengeflickten Rennthierbeinlingen bedeckt. Diese Tracht an eine Wand zu hängen und mit anatomischer Genauigkeit ihre Tausende und aber Tausende von bunten Stückchen zu untersuchen, hiesse seine Lachmuskeln allzusehr blossstellen, für eine lebensfrische Samojedin ist sie aber eine sehr natürliche Zierde. Oder liegt vielleicht keine Natur darin, dass eine Jungfrau sich scheut ihre geschmeidige Gestalt in das zottige Fell eines wilden Thiers zu kleiden? Dieses Fell kann sie zwar nicht vollkommen entbehren, aber sie formt es mindestens nach ihren geschmeidigen Gliedern und benäht es mit Roth und Gelb und Blau, damit man sie nicht für einen Hund, ein Rennthier, einen Wolf oder etwas dergleichen halten möge. Das wirklich Komische in dem Schmuck einer Samojedin sind ihre doppelten mit Band zusammengeflickten und mit Knöpfen oder andern Zierathen überdeckten Haarflechten, welche bisweilen bis auf die Fersen herabhängen. In dieser Nationaltracht zeigte sich auch die Braut an ihrem Hochzeitsfeste. Nur zwei Reihen kleiner Glasperlen über der Stirn machten sie unter den andern kenntlich. Uebrigens war sie nicht so betrunken wie ihre Spielgefährtinnen; an ihren amazonischen Spielen sah ich sie nie Theil nehmen. Unter den übrigen Mädchen und unter den Hochzeitsgästen überhaupt war es schwer einen einzigen zu entdecken, der auf seinem Gesicht nicht blutige Spuren von einem ausgefochtenen Streit trug. Besonders nahm die Kampflust gegen Abend zu. Wohin man seinen Blick nur richtete, sah man die Leute mit einander in den Haaren. Zuerst ward die buschige, schwarze Perrüke angegriffen, darauf schlug man sich gegenseitig mit den Fäusten und nicht selten griff man nach Schlagwerkzeugen. Der Streit fing ohne alle Veranlassung an. Wenn zwei Personen

auf einander stiessen, so flogen sie einander unwillkürlich in die Haare, ohne Unterschied des Alters und Geschlechts. Hier gab und verlangte man keinen Pardon, ein jeder schlug um sich so gut er es vermochte. Der Besiegte blieb gewöhnlich auf dem Schnee liegen und der Sieger ging, um neue Heldenthaten zu vollführen. — Von diesem Schauspiel gesättigt, begaben wir uns nach dem Einbruch der Finsterniss auf die Heimfahrt.

Einige Tage nach der Hochzeitsfahrt brach ich von Nes auf. Mein Weg wandte sich nun ostwärts zur Tscheskaja Guba. Seinen Lauf die Kanin'sche Halbinsel hinabzulenken, wäre ohne Zweck gewesen, da das Land während dieses Winters ganz von menschlichen Einwohnern entblösst war. Es geschieht wohl selten, dass die Halbinsel so verlassen wird. Die Ursache soll folgende sein. Das Meeresufer bei Kanin Nos ist sehr niedrig und sumpfig. Während eines regnerischen Herbstes werden auch die trockenen Stellen stark durchweicht. Beginnt nun der Winter mit scharfen Frösten, so bildet sich überall eine dicke Eiskruste, und diese ist der Tod der Rennthiere, denn sie vermögen es nicht das Eis mit ihren Hufen zu durchbrechen und bis zum Moos durchzudringen. Ich vermuthe, dass es auf den Bergen Rennthiermoos giebt, das hilft jedoch den Samojeden wenig, da sie sich sowohl im Winter als auch im Sommer mit Fischfang im Meere beschäftigen und folglich nahe am Strande wohnen müssen. Ueberhaupt ist Kanin Nos minder zahlreich besucht. Auch die Kanin'schen Samojeden halten sich meist am Timan'schen Strande auf. Vor Weihnachten ziehen sie in Menge nach den Gegenden von Mesen und Somsha, wo sie ihre Rennthierhäute, Fuchsfelle und anderes Wild, das sie auf dem Festlande oder auf dem Meere gefangen haben, veräussern, sich mit Mehl, Butter, saurer Milch, Pulver, Blei, Branntwein und andern Gegenständen ihrer Bedürfnisse versehen. Nach Weihnachten kehren sie zum Meere zurück, mit Ausnahme einiger weniger von den Aermsten, welche bis Pinega, Cholmogory, Archangel reisen, wo die Männer als Miethkutscher leben und die Weiber betteln. Bei meiner Abreise von Nes am 19. Januar hatte der grössere

Theil der Samojeden bereits seinen Rückzug vollendet. Ich legte ungefähr 160 Werst zurück ohne mehr als ein einziges Zelt anzutreffen, in welchem der Wirth mein Feind war. Er hatte unter den Kanin'schen Samojeden das Gerücht verbreitet, dass ich als Ausländer nicht von der Russischen Regierung gesandt sein könnte, sondern dass das Volk der «Nemzy» mich ausgeschickt hätte, um auszukundschaften, wie man alle Samojeden auf eine leichte Art tödten und dann mit ihren Rennthierheerden davonfahren könnte. An den Flüssen Wisas, Oma, Snopa, Wiska fand ich einzelne Russische Höfe und verderbtes Volk. Nicht selten begegneten mir Russische Karavanen, die von den Zelten der Samojeden kamen und mit reicher Beute heimkehrten. An dem Flusse Pjoscha, einige Meilen von seiner Mündung ins Meer, stiess ich endlich auf ein Samojedenlager, das aus drei Zelten bestand. Eins derselben gehörte demselben Tadibe zu, welcher mir in Somsha seine geheimen Künste mitgetheilt hatte. Nun traf ich mit dem Tadibe die Abmachung, dass er mich nach einigen Tagen bei der Timan'scheu Kirche, welche ungefähr 40 Werst stromaufwärts von dem Zelte entfernt war, aufsuchen und mir dort einige Wochen in seiner Muttersprache Anleitung geben sollte. Die Abmachung wurde durch einige Schnäpse bekräftigt und ich reiste mit erleichtertem Herzen zur Kirche ab. Hier gab es von menschlichen Einwohnern nur Kinder und einige bejahrte Personen; denn der Priester, der Küster und deren Weiber, welche zusammengenommen zwei Drittel der Bevölkerung des Orts ausmachten, hatten sich nach Mesen begeben. Der Mangel an menschlichem Umgang wurde mir reichlich durch die schöne Lage des Orts ersetzt. Hier sah ich zum ersten Mal nach mehreren Monaten Wald und Höhen wieder. Um diese vaterländische Natur zur Genüge zu geniessen, schaffte ich mir ein Paar Schneeschuhe, nahm meine Flinte und eilte in den Wald hinaus. Sogleich ward ich auch einen Schwarm von Schneehühnern gewahr. Ihr Verderben lag mir am Herzen, doch mein böser Anschlag gegen die Schneehühner hätte mich beinahe selbst ins Verderben gebracht. Auf den Schwarm derselben lauernd, glitt ich auf den

Schneeschuhen in ein offnes, mit lockerm Schnee bedecktes Quellbassin. Mit der grössten Mühe kam ich wieder aus diesem heraus und auf der Rückkehr nach Hause hätte ich mich beinahe in meinen durchnässten Kleidern erkältet. Eine Badstube erwärmte wiederum meine abgekühlten Glieder und befreite mich von allen weitern Nachrechnungen. So kam ich glücklich aus dieser Unannehmlichkeit, doch eine Verlegenheit anderer Art ward mir dadurch bereitet, dass der Tadibe nicht Wort hielt. Als Lehrer konnte ich ihn wohl entbehren, eine jedoch weit bedenklichere Sache war es, dass sich bei der Kirche nicht eine einzige Creatur befand, mit der ich nach einem zwanzig Werst an der Pjoscha abwärts belegenen Hofe hätte geschafft werden können. Auch aus dieser Verlegenheit ward ich nach einem Arrest von zehn Tagen durch zwei Timan'sche Samojeden gerettet, welche meinen kleinen Branntweinsvorrath gewittert und in Erwartung eines Rausches eine Reise von fast hundert Wersten zur Kirche unternommen hatten. Diese erboten sich mir nicht nur Rennthiere zu senden, sondern wollten auch eine Botschaft von Zelt zu Zelt gehen lassen, um die Samojeden von der Ankunft eines wohlbestallten Tschinownik's zu unterrichten. Die letztere Maassregel schien mir überflüssig, doch die Samojeden bestanden eifrig auf dieselbe, indem sie vorgaben, dass «die Tundern nicht recht sicher wären,» ein Ausdruck, den ich auf der Reise selbst gehörig commentiren lernte. Eigentlich ging ich aus dem Grunde auf den Vorschlag ein, weil man ohne eine vorläufige Kenntniss von der Lage der Zelte unbedingt in den Fall kommen würde blinde Kuh auf der Tundra zu spielen.

Nach dieser Vorsichtsmaassregel trat ich am 1sten Februar die Reise von der Kirche Pjoscha an. Alsbald erhob sich ein heftiges Unwetter, welches mich bewog auf dem unterhalb am Flusse belegenen Hofe Halt zu machen. Der Postknecht fuhr mit seinen Rennthieren zu einem nahgelegenen Zelt und ich liess mich in dem Hofe nieder um das Ende des Unwetters abzuwarten. Bis Mitternacht tobte der Wind in einem fort ohne Unterlass. Darauf schlief ich ein, wurde jedoch nach kurzer Ruhe durch Hundegebell ge-

weckt. Ich ging ans Fenster, konnte jedoch nichts durch die eisbedeckten Scheiben sehen. Der Wind athmete seine letzten, tiefen Athemzüge. Während ich diesen andachtsvollen Tönen aus dem Herzen der Natur lauschte, wurde meine Kammerthür geöffnet. «Wer da?» «Wir bekommen einen guten Tag, Herr!» antwortete der Postknecht. Die Rennthiere wurden vorgespannt und die Reise fortgesetzt. Lange vor Tagesanbruch erreichten wir das erste Zelt. Hier fand ich meinen Tadibe wieder. Anfangs hielt er sich versteckt, als ich aber schon zum Aufbruch fertig war, kam er an meinen Schlitten und fing an um einen Schnaps zu betteln. «Der Branntwein ist nicht bei der Hand und deinetwegen lohnt es sich nicht sich zu plagen,» sagte ich zu dem anhaltend Bettelnden. «Thu' es nicht meinetwegen, sondern wegen des Himmelreichs, denn es steht ja geschrieben, dass diejenigen, welche das Himmelreich erben wollen, hier auf Erden Mühsale erdulden müssen,» entgegnete der Schelm. Bei meiner Abreise war der Morgen so weit vorgeschritten, dass die Sonne schon aufzugehen anfing. Hierbei breiteten sich feuerrothe Wolken über den grössern Theil des Himmelsgewölbes aus, indem sie dem Nordlicht gleich in der Luft flackerten. Ein Unwetter ahnend suchte ich meine Reise zu beschleunigen; auf einer Samojedischen Tundra aber ist man nicht immer Herr seines Beschlusses. Ich glaubte alle möglichen Vorsichtsmaassregeln beobachtet zu haben, als ich die Einwohner der Tundra auf meine Ankunft vorbereitet hatte; ich hatte jedoch die nothwendigste ausser Acht gelassen, nämlich die, einen Diener des Gesetzes zu meinem Begleiter zu nehmen. Von dem Samojeden hat man nichts zu fürchten, denn ungeachtet seiner Rohheit kann er immer durch Branntwein und durch ein gutes Wort gewonnen werden; auf den Tundern nomadisiren aber gleich den Samojeden eine grosse Anzahl von Russen und Syrjänen, welche sich seit alter Zeit gewöhnt haben eine Art von Strassenräuberei in der Wildniss zu treiben. Sie sind durch Ungerechtigkeiten aller Art, oft durch offenbare Plünderung in den Besitz der Rennthiere der Samojeden gekommen und haben sich nach und nach zu Herren in dem rechtmässigen Lande

der Samojeden gemacht. Um ihren schmählichen Bedrückungen ein Ende zu machen und zugleich die Samojeden selbst an eine Art von bürgerlicher Ordnung zu gewöhnen, hat die Regierung neulich einen sogenannten Ustaw gegeben, der nach meiner Einsicht einen hohen Werth hat. Aber es versteht sich von selbst, dass das Auge des Gesetzes, wenn es auch noch so wachsam ist, nicht alles gewahren kann, was sich in der Samojedischen Wildniss zuträgt. Die Bedrückung dauert ununterbrochen fort, selten unter der Gestalt der Strassenräuberei, aber um so häufiger in der milderen Gestalt der Betrügerei. Die Hauptquelle des Uebels ist der Branntwein, welcher trotz des strengen Verbots des Gesetzes fortwährend zu den Zelten der Samojeden geführt wird und auch wahrscheinlich geführt werden wird, bis die Regierung sich veranlasst findet hier und da auf den Tundern, so wie in Somsha, Pustosersk, Ishma u. s. w. Militärposten auszustellen mit dem Rechte Branntwein und andere im Ustaw verbotene Artikel zu confisciren und ausserdem Ordnung und Zucht, namentlich während der Versammlungszeit der Samojeden, aufrecht zu erhalten. Soviel im Allgemeinen über die Erwerbsucher auf der Tundra. — Auch auf mich wollten besagte Personen ihre Wechsel ziehen. Voll brüderlicher Einigkeit beförderten sie mich nicht zu den Samojedenlagern, sondern ich wurde von einem Russischen Zelte zum andern gefahren. Man fuhr mich fünf oder sechs Werst, gewöhnlich musste ich aber für fünfzehn bezahlen. Endlich bekam ich einen Samojedischen Postknecht. Er fuhr mich nach der Angabe aller Samojeden 20 Werst, forderte aber Beförderungslohn für dreissig. Nach einem gelinden Protest gegen seine Forderung erklärte er sich mit dem Lohn zufrieden, den ich für gut finden würde ihm zukommen zu lassen. Durch diese Nachgiebigkeit begütigt, wollte ich ihm bezahlen, was er im Anfang verlangt hatte. Als ich schon im Begriff war das Geld zu zahlen, trat an meinen Schlitten ein Russe mit einem wilden Blick und zerrissenen Kleidern. Widrig grinsten die weissen Zähne durch den schwarzen Bart hervor; das Auge glänzte von Arglist und Schadenfreude. Er glich einem rasenden wilden Thiere, das bereit

ist auf seine Beute zu springen, aber noch Kräfte sammelt und zusieht, wo es den tödtlichen Schlag geben soll. «Du willst den Beförderungslohn nicht bezahlen,» schrie er endlich in wilder Raserei, «doch wir werden dich lehren. Wir werden die Rennthiere ausspannen und dich auf der Tundra lassen. Geh zu Fuss, du Hundesohn!» In dieser Weise fuhr er eine gute Weile fort. «Ist der Mensch bei Sinnen?» fragte ich endlich den zunächst stehenden Samojeden. «Vollkommen,» entgegnete der Samojede, «er hat aber von Natur einen unruhigen Sinn.» Nun fasste der Zorn in meiner sündigen Seele Flammen und ich schleuderte gegen den Räuber Blitzesworte, welche seinen erhobenen Arm zum Sinken brachten. Hierauf zeichnete ich den Namen des Banditen auf und reiste ab. Nach der Fahrt von einer Stunde erreichte ich ein einsames Zelt. Aus dem Schlitten gestiegen, gewahrte ich auf der Tundra eine Menge von Viergespannen, welche ihre Richtung gegen das Zelt nahmen. Ohne ihnen irgend eine weitere Aufmerksamkeit zu schenken ging ich ins Zelt. Nach mir traten eine Menge von Samojeden ein, die aus dem Lager kamen, welches ich so eben verlassen hatte. Der Zweck ihrer Reise war Klage über denselben Russen zu führen, der mich mit Drohungen und Schimpfworten überfallen hatte. Diebstähle und Gewaltthätigkeiten jeder Art wurden nicht minder ihm, als manchen andern, auf der Tundra nomadisirenden Russen vorgeworfen. Bis zu dem Grade haben es diese ungebetenen Gäste vermocht den im Grunde friedlichen Sinn der Samojeden aufzubringen, dass man auf der Kanin'schen Tundra mit dem Plan umging, eine Deputation an Seine Majestät den Kaiser abzusenden und in Unterthänigkeit zu bitten, dass die Russen sich wenigstens von der Meeresküste fern halten möchten. Diese Bittschrift gedachte man besonders darauf zu basiren, dass die grossen Rennthierheerden der Russen innerhalb kurzer Zeit all das Rennthiermoos an der Meeresküste abweiden würden, wovon die Folge die sein würde, dass die Samojeden entweder den Meeresfang, der für die Gegenwart einen ihrer wichtigsten Nahrungszweige ausmacht, einstellen müssten, oder auch genöthigt wären die Rennthierzucht bei Seite

zu setzen. Auch diesen Uebelständen ist in dem Ustaw wohlweislich durch den Paragraph vorgebaut worden, welcher einem jeden von ältern Zeiten auf der Tundra sesshaften Colonisten 60 Dessjatinen zugemessnen Landes zuerkennt, über die er sich mit seinen Rennthierheerden nicht hinausbegeben darf. Als die Samojeden auch bei dieser Gelegenheit mir ihren kühnen Plan offenbarten, rieth ich ihnen zuerst Kenntniss von ihren unermesslichen Privilegien zu nehmen und dann bei den betreffenden Beamten im Gouvernement nachzusuchen, dass den gnädigen Verordnungen Sr. Majestät des Kaisers nachgekommen würde.

Unter diesen Verhandlungen war der Abend so weit vorgeschritten, dass nun nicht mehr an eine Abreise zu denken war, denn ich hatte eine Strecke von 60 Werst vor mir und das Unwetter hatte bereits begonnen zu rasen. In der That empfand ich auch keine Lust meine angenehmen Wirthsleute zu verlassen. Ich befand mich nun bei den Timan'schen Samojeden und diese sind ungeachtet ihrer Armuth die edelsten unter allen Samojeden. Um sie zu charakterisiren ist es nothwendig vorher einiges über das Naturell der Samojeden überhaupt zu wissen. In dieser so wie in vielen andern Hinsichten haben sie viel Gemeinsames mit den Finnen. Sie sind äusserst bedächtig, verschlossen und gelassen, misstrauisch, halsstarrig und eigensinnig, in ihren Unternehmungen langsam, in der Ausführung beharrlich. Wie die Lappen sind auch sie sehr launenhaft, betrügerisch und unzuverlässig. Die beiden letztgenannten Eigenschaften gehören vorzugsweise den Kanin'schen Samojeden und dürfen eigentlich nicht in Betracht gezogen werden, wenn es sich um den Nationalcharakter der Samojeden im Allgemeinen handelt. Ein gemeinsamer Zug bei allen Samojeden ist eine trübe Anschauung des Lebens und seiner Verhältnisse. Wie das Aeussere, so trägt auch das Innere bei den Samojeden die Farbe der Nacht. Würde ihr Inneres von heftigen Leidenschaften flammen, so wären die Samojeden ohne Zweifel das, wonach sie aussehen: eins der wildesten Völker auf der Erde. Nun hat aber eine gütige Vorsehung es so gefügt, dass sie die meisten Dinge in der Welt mit der voll-

kommensten Gleichgültigkeit betrachten. Natürlich macht ein gutes Mahl nach der Philosophie der Samojeden eine der wichtigsten Lebensfragen aus; aber auch diese Frage dürfte niemand mit mehr Ruhe betrachten als gerade der Samojede. Er entbehrt sogar oft wegen des grösseren Vergnügens zu saufen das geringere zu essen. Zu seiner Bequemlichkeit ist er oft bereit zu hungern, zu dursten und alle Art von Schmach zu erdulden. Doch versuche es einem dieser Söhne des Eismeers an das Leben zu gehen, übervortheile ihn, sage ihm eine Beleidigung oder wecke in ihm nur den Gedanken an eine Beeinträchtigung und es wird sich zeigen, dass sein Gemüth, obwohl es unter dem Einfluss des Polarhimmels getrübt und abgekühlt ist, doch einen Temperaturgrad hat, den es wahrscheinlich unter einer glühenderen Sonne erhalten hat. Dieser finstere, wilde und auf seine Weise leidenschaftliche Sinn zeigt sich vorzugsweise bei den Samojeden der Kanin'schen Tundra. Er wird hier durch den Wohlstand des Volkes und den dadurch herbeigeführten Hochmuth wie durch ihr hartnäckiges Verharren bei ihrer heidnischen Gottesverehrung genährt und unterhalten. Ganz anders verhält es sich auf der Timan'schen Tundra. Hier raste in den Jahren 1831 und 1833 eine Seuche, welche ungefähr 20,000 Rennthiere hinwegraffte und das Volk in Armuth brachte. Der grössere Theil der Samojeden selbst kam durch die Seuche um, da sie ihre inficirten Rennthiere verzehrten. Nach dieser Prüfungszeit sind die Timan'schen Samojeden ein frommes und sanftes Volk geworden und haben sich bis auf den letzten Mann zum Christenthum bekehrt. Freilich haben auch sie eine finstere Lebensanschauung; doch die wilde Leidenschaftlichkeit hat aufgehört. Ihr Herz ist weich, ihr Gemüth sanft, der Kummer wohnt in der Tiefe.

Unter den allgemeinen Eigenschaften der Samojeden muss ich noch ihren Wohlthätigkeitssinn gegen Arme nennen. Diese Tugend versöhnt mich mit vielen Schroffheiten in dem Samojedischen Naturell. Mein Gefühl kann es recht wohl vertragen, dass ein wildes, mit Armuth kämpfendes Volk, welches wenige Begriffe von Recht und Unrecht, vom Guten und Bösen hat, durch Gewalt, List und

Betrügerei zu dem Eigenthum seiner Feinde zu kommen sucht, während andrer Seits dasselbe Volk bereit ist mit seinen Freunden den letzten Bissen zu theilen. Die Dienstfertigkeit der Samojeden zeigt sich unter Anderm darin, dass sie, eben so wie die Lappen, arme Anverwandte aufnehmen und verpflegen. Auch auf meiner jetzigen Station befand sich ein solches aufgenommenes Mädchen. «Ist sie deine Tochter?» fragte ich die Wirthin während des Gesprächs. «Nein! Gott hat mir keine Kinder gegeben, sie ist eine vater- und mutterlose Waise, welche verhungert und erfroren wäre, wenn wir sie nicht zu uns genommen, sie gekleidet und ernährt hätten; sie ist eine entfernte Anverwandte, welche wir aus Barmherzigkeit aufgenommen haben.» Das Mädchen schlug die Augen nieder und begann den Schnee in einem Grapen umzurühren. Als ich merkte, dass ihr Gefühl durch die schonungslosen Worte der durch Branntwein aufgeregten Wirthin verletzt war, sagte ich zu der Vertheidigung des Mädchens: «Hast du der Waise in ihrer Kindheit geholfen, so hilft sie nun dir in deinen alten Tagen.» — «Die Arme arbeitet und müht sich genug ab und es wird mir schwer, wenn sie heirathet und eine eigne Wirthschaft hat.» Bei diesen Worten warf der Bruder des Wirths einen gar zärtlichen Blick auf das Mädchen; sie aber blickte nieder und das Stöckchen fing wiederum an sich in dem Grapen zu rühren. Bald darauf ging der Bräutigam die Rennthiere hüten und wir begaben uns ein jeder unter seine Schaaffelldecke. Als aber das Feuer auf dem Heerde verloschen war, hörte ich das Mädchen leise aus der Thür schleichen, um mit ihrem Geliebten die Nacht in dem schrecklichen Unwetter zu durchwachen.

Früh am Morgen weckte mich mein Wirth mit der erfreulichen Nachricht, dass sich das Unwetter gelegt hätte und dass wir uns nun ohne Gefahr auf die Reise begeben könnten, fügte jedoch mit einem gewissen Nachdrucke hinzu: «Wenn uns das Unwetter auf der Tundra überfällt, so ist es eine Fügung Gottes und dafür können wir nicht.» Eiligst begaben wir uns von dannen. Der Wirth selbst und sein Bruder erboten sich mich gemeinsam zu begleiten,

da der Weg sehr verwickelt und die Jahreszeit unverlässig wäre. Meine Fahrt ging, wie ich oben bemerkt habe, längs der Tscheskaja Guba, so dass ich bald auf dem Eismeere, bald auf dem festen Lande fuhr. Diess war ein unbedeutender Umweg rücksichtlich meines letzten Ziels — Pustoserk; den kürzesten Weg aber über den Berg Tschaischin zu reisen, war sowohl gefährlich als auch für meinen wissenschaftlichen Zweck unnütz, da sich dort keine Samojeden aufhalten. Nachdem wir nun einige Werste zurückgelegt hatten, nahmen wir Zeichen eines herannahenden Unwetters wahr. Bald machten die Fuhrknechte Halt und fingen an sich mit einander zu berathen. Sie sprachen lange, schüttelten bedenklich ihren Kopf und setzten die Reise dann weiter fort. Wie ich später erfuhr, hatte man die Absicht gehabt mir vorzuschlagen, dass ich zum Zelt zurückkehren möchte, es jedoch nicht gewagt mit diesem Vorschlage hervorzutreten. Das Unwetter nahm zu und war um die Mittagszeit so heftig, dass man nicht mehr die Rennthiere vor seinem Schlitten sehen konnte. Das Schutzdach auf meinem Schlitten, welches mir im Anfang einigen Schutz gegen das Unwetter gewährte, wurde mir im Verlauf des Tages durch den Sturm entführt. Ueber mein Schicksal bekümmert, fragte ich meine Begleiter über die Länge des zurückgelegten Weges und erhielt zur Antwort: «Wir kennen die Stelle nicht und sehen nichts.» Diese Antwort wurde jedesmal wiederholt, wenn die Fuhrknechte kamen um den Schnee, welchen das Unwetter über mich gehäuft hatte, abzuschütteln. Sie machten hiebei die betrübende Entdeckung, dass meine Maliza von dem Schnee durchnässt war, und der eine der Fuhrknechte war edelmüthig genug, mir seinen *Sawik* anzubieten, ein Kleidungsstück, welches dem *Peski* der Lappen entspricht und über der Maliza getragen wird. Mein Schicksal ist, dass ich, was die Länge anbetrifft, das gewöhnliche Maass der Lappen und Samojeden ein wenig überschreite. Diess hat mich rücksichtlich der Rennthierschlitten und Kleidungsstücke oftmals in Verlegenheit gebracht. Auch jetzt musste ich aus einem solchen Grunde das freundliche Anerbieten des Samojeden ausschlagen und mich mit Geduld der

harten Nothwendigkeit unterwerfen nach und nach ganz durchnässt zu werden. Die Reise wurde nun Schritt vor Schritt fortgesetzt; man fuhr bald in einer Richtung, bald in der andern. Es war der Berg Tschaischin, den man suchte, aber nicht fand, obwohl wir bisweilen seinem Fusse nahe sein mussten. Der eine Fuhrknecht fuhr ein Stück mit seinem leichten Schlitten voraus, untersuchte die Gegend, so weit es sich thun liess und sah vor allen Dingen zu, wo wir mit unserm schweren Schlitten am leichtesten vorwärts kommen könnten. Endlich erreichten wir einen den Fuhrknechten wohlbekannten Fluss. Der Vorausfahrende stürzte nun mit seinem Rennthier auf den Fluss hinab und fuhr dann um für uns irgend eine bessere fahrbare Stelle zu suchen. Hiebei verlor er sich von uns. Der andere Fuhrknecht fuhr nun seinen Kameraden aufzusuchen und ich sass jetzt mindestens während einiger Stunden allein auf der Tundra ohne zu wissen, wohin die beiden Fuhrknechte ihren Weg eingeschlagen hatten; denn alles, was ich nun erzählt habe, erfuhr ich erst nach unserer Ankunft beim Zelt. Anfangs wusste ich nicht einmal, dass meine Führer verschwunden waren; als ich aber diese traurige Entdeckung gemacht hatte, nahm ich es für ausgemacht an, dass sie aus Furcht davon gelaufen wären. Ich will eine Schilderung meiner innern Lage nicht versuchen, die äussere war der Art, dass meine Kleider im Laufe des Tages durchnässt wurden. Als aber die Kälte gegen die Nacht an Strenge zunahm, wurde ich von einem unerträglichen Frost befallen. Ich glaubte, dass mein Stundenglas abgelaufen wäre und machte mich bereit die Reise über ein anderes Feld anzutreten. Inzwischen kehrten die Fuhrknechte zurück. Wir fuhren glücklich über den Fluss, verirrten uns wiederum und kamen, wie die Fuhrknechte darauf aussagten, fünf verschiedene Male an denselben Fluss. Nachdem wir zum sechsten Male ein Stück Weges vorwärts gefahren waren, fingen unsere Rennthiere an nach ihrem eignen Kopf westwärts zu halten, die Fuhrknechte aber nach ihrem eignen Willen rechtshin zu lenken. Die Rennthiere mussten ihren Eigensinn natürlich mit unablässigen Stössen mit der Fahrstange bezahlen, nichtsdestoweni-

ger strebten sie unaufhörlich in der von ihnen eingeschlagenen Richtung weiter vorwärts. Endlich musste man ihnen ihren Willen lassen und diess hatte die Folge, dass wir nach kurzer Zeit ein Dorf von sieben Zelten erreichten. Das Hundegebell hatte schon vor unserer Ankunft die Samojeden aus den Zelten hervorgerufen. Bevor die Fuhrknechte sich mit diesen in ein Gespräch einliessen, kam der ältere zu mir, kniete vor meinem Schlitten nieder und machte dem Uebermaass seiner Freude durch einen Dank an den Höchsten Luft, denn «Er hat dich in dieser Nacht gerettet, nicht ich,» schloss der Fuhrknecht.

Fast den ganzen Rest der Nacht hindurch wurde in unserm Zelt über die Abenteuer gesprochen, von denen ich bloss den kleineren Theil mitgetheilt habe. Sie erweckten eine so grosse Theilnahme, dass niemand sich vermögen liess die Rennthiere zu hüten; am Morgen aber erfuhr man, dass der Wolf eine bedeutende Niederlage in der Heerde angerichtet hatte. Es war meine Absicht einen Tag im Zelte zu ruhen, doch gewisse Branntweinverkäufer, die sich nun hier aufhielten, waren so besorgt um meine Abreise, dass ich fast gegen meinen eignen Willen genöthigt war, mich schon am folgenden Morgen wieder auf die Reise zu begeben. Das Wetter war einigermaassen ruhiger geworden und der Weg, den ich vor mir hatte, leicht wieder zu erkennen. Ich befand mich nun am Ausfluss des Indiga-Flusses, einige Meilen südlich von Swjatoi Nos. Dieser Flussstrecke musste ich fortwährend bis zu einem Russischen Hofe folgen, welcher 40 bis 50 Werst stromaufwärts belegen war. Dort hatte ich beschlossen einige Zeit zu bleiben und miethete mir deshalb aus dem zuletzt verlassenen Zelt einen Samojeden zum Sprachlehrer. Wie am vorhergehenden Tage nahm das Unwetter auch jetzt, je weiter es gegen Abend ging, zu und erreichte endlich einen solchen Grad, dass man bei dem entgegenwehenden Winde weder athmen noch die Augen offen halten konnte. Vor den Ohren tönte unaufhörlich ein Sausen, welches betäubend auf die Sinne wirkte. Der feuchte Schnee durchnässte mich im Laufe des Tages; es wurde Nacht und die Nacht brachte Kälte. Durchfroren langte

ich nach Mitternacht in dem Russischen Hofe an. Meine Kräfte waren so erschöpft durch die Beschwerden der Reise, dass ich mich kaum auf den Beinen halten konnte. Das Bewusstsein hatte ich fast ganz verloren und meine Sehorgane waren durch den Wind so geschwächt, dass ich ein Mal nach dem andern mit der Stirn gegen die Wand fuhr. Das Sausen des Windes konnte ich einen ganzen Tag lang nicht aus meinen Ohren bringen. Uebrigens lief die Reise ohne irgend einen unmittelbar darauf folgenden Schaden, der bemerkenswerth gewesen wäre, ab.

Nach zehntägigem Aufenthalt in Indiga trat ich meine Weiterreise an. Von den sieben Zelten schickte man mir 20 Rennthiere, 3 Fuhrknechte und ein kleines Zelt, das man aufschlagen konnte, wenn uns zufälliger Weise auf der bevorstehenden langen Strecke von 80 Werst bis zum Dorfe Sula ein Unwetter überfallen würde. Es war ein herrlicher Februarmorgen, an welchem ich mich in Bewegung setzte. Die Sonne war gerade im Begriff aus ihrem Gezelt hervorzutreten und sandte einen wehmüthigen Rosenblick auf das öde Gefilde. Ich fuhr in dem Schlitten des Vorfahrenden und er setzte mir weit und breit die Beschaffenheit des Landes auseinander. Dabei erfuhr ich unter Anderm, dass die Timan'sche Tundra sehr reich an Flüssen und Seen wäre. Die Flüsse nehmen ihren Ursprung an dem Berge Tschaischin, doch da das Land eben ist und kein Hinderniss sie in der einmal erhaltenen Richtung aufhält, sammeln sie sich nicht in irgend welche grössere Wassermassen, sondern laufen alle ins Meer aus. Unter den Seen ist bloss ein einziger von Bedeutung; er heisst Urier nach einem in den Sagen der Samojeden hochgefeierten Tadibe, der mit seinen Rennthieren von einer hohen Bergspitze des Urals zum Himmel emporfuhr. Sogar der Ural soll nach ihm benannt sein. Während ich mit dem Fuhrknecht sprechend da sass, begegneten wir einer grossen Gesellschaft von Samojeden. Einer unter ihnen erregte meine Aufmerksamkeit durch seine ungewöhnliche Tracht, seine seltsame Haltung und sein Aussehen. Er trug eine Maliza, die mit hellblauem Tuch überzogen und mit einer reichlichen Hundefellverbrämung geschmückt war.

Seine buntscheckigen Stiefeln waren oberhalb der Waden mit zierlichen Schuhbändern, deren Troddeln bis auf das Schienbein herabhingen, zugebunden. Oben auf dem Scheitel sass eine auf die Seite geneigte, spitze Rennthierfellmütze. Während des Gesprächs mit meinem Fuhrknecht beobachtete der Samojede eine rückwärtsgebogene Stellung. Die linke Hand lag müssig an der Seite, die rechte war ausgestreckt, der Zeigefinger machte Kommata und Gedankenstriche. Das eine Auge hielt der Samojede geschlossen, mit dem andern fixirte er um so schärfer seinen Gegenstand. Seine Lippen waren sehr dünn und bewegten sich unmerklich während des Gesprächs. Das Gesicht hatte nicht die gewöhnliche Samojedische Breite. Die Stirn war niedrig, der Scheitel spitzig. Diese seltsame Physiognomie gehörte einem Samojedischen Aristrokaten an. Du lachst, geliebter Leser, aber sei davon überzeugt, dass ein reicher Samojede in seinen eignen Gedanken ein weit besserer Mensch als mancher kleine Fürst ist und seine ärmeren Mitbrüder mit grösserer Strenge, als viele unter den Mächtigen der Erde behandelt. Hat er ausserdem noch ein kleines Amt, so kennt sein Hochmuth keine Gränze. Der ebengenannte Samojede, der von dem Volke zum Gehülfen des Aeltesten der Kanin'schen Tundern erwählt worden war, war dadurch über die andern Aristokraten seines Volks erhaben, dass er sich in Uebereinstimmung mit dem Selbstgefühl, welches ihm der Reichthum und das Gewicht seines Amts einflössten, zu benehmen verstand. Gegen mich war sein Auftreten ganz anders als gegen meinen Fuhrknecht; nicht als wenn er mich für eben so gut als sich angesehen hätte, doch begegnete er mir mit vieler Würde. Grossmüthig bat er mich, nachdem wir zu seinem Zelt gekommen waren, soviel Rennthiere, als ich wünschte, auszusuchen und dessenungeachtet bettelte er weder um Branntwein noch liess er bei der Zahlung des Beförderungslohns mit sich dingen. Wir trennten uns und kamen nach einigen Stunden zu dem Zelt des Samojeden. Nachdem wir die Rennthiere gewechselt hatten, setzten wir unsere Reise fort, liessen einen Fuhrknecht und unser Zelt zurück. Das Zelt wurde für überflüssig angesehen, da der Samojedenaristokrat

uns den Weg zu einem Lager gewiesen hatte, welches ungefähr 20 Werst von seinem Zelt entfernt war. Wir kamen zu der angewiesenen Stelle, fanden aber dort weder ein Zelt noch eine Spur von Rennthieren. Unterdessen brach ein Unwetter los, es war Nacht und bis Sula blieben noch ungefähr 30 Werst. Da wir die Unvorsichtigkeit begangen hatten, das Zelt zurückzulassen, mussten wir nun versuchen, uns bei Nacht bis zu dem Dorfe fortzuhelfen. Kaum waren wir aber eine Stunde lang gefahren, als wir ganz unvermuthet auf die Lagerstelle stiessen. Hier fanden wir Bolschesemel'sche Samojeden, von denen keiner Russisch verstand. Mit Hülfe des Dollmetschers und meiner eignen geringen Kenntniss des Samojedischen unterhielt ich mich mit den wohlwollenden Leuten bis gegen Morgen. Einige Male brachte ich meine Abreise zur Sprache, die Samojeden aber baten mich inständigst zu bleiben und mit ihnen zu sprechen. Unterdessen verehrte mir die Wirthin einen Fisch, forderte aber als Gegengeschenk einen goldenen Ring, den sie an meinem Finger glänzen sah. Ich ersetzte den Werth des Fisches gar reichlich, doch die Samojedin liess sich durch nichts anderes trösten und sass die ganze Nacht mit Thränen in den Augen in einem Winkel des Zelts. Bei Tagesanbruch setzte ich wiederum meine Reise fort und erreichte gar bald das Dorf Sula. Am nächstfolgenden Tage wurde ich durch ein Paar Pferde in das Dorf Pustosersk befördert, welches unläugbar eine der allerödesten Gegenden auf der Erdkugel ist.

## VIII.

Die Pustoserskische Wolost' umfasst in Allem 18 grössere und kleinere Dörfer, unter denen einige an dem untersten Lauf des Petschoraflusses, andere an seinen Nebenflüssen und den nahbelegenen Seen liegen. Das grösste unter allen diesen Dörfern ist Pustosersk, welches seinen Namen nach einem in der Nähe belegenen See *pustoje osero* (d. h. öder See) erhalten hat. Das Dorf wird auch in alltäglichem Gebrauch *Gorodok* genannt, da hier in frühern Zeiten eine Festung zum Schutz gegen die häufigen Ueberfälle der Samojeden gestanden haben soll. Sowohl dieses als auch mehrere andere angränzende Dörfer sind von einer äusserst dürftigen und wilden Natur umgeben. Man sieht hier kaum irgend eine Spur von Wald, nicht einmal Felsen und Steine gedeihen in dieser Gegend, sondern dem Auge zeigt sich zur Winterzeit nur ein flaches, unermessliches Schneefeld, auf welchem die Winde ungestört ihr wildes Spiel treiben können. Sie rasen hier fast ohne Unterbrechung und bisweilen mit einer solchen Heftigkeit, dass die Bewohner der Gegend sich weder Wasser verschaffen noch Brennholz zur Heizung ihrer Wohnungen holen können. Der Sturm trägt bisweilen die Dächer ihrer Häuser ab und bläst um ihre Wände Schneehaufen zusammen, welche sich bis zu den Dachsparren erheben. Um nicht ganz und gar eingemauert zu werden, pflegen die Einwohner schmale Gänge um ihre Häuser zu graben, da es gar zu viele Mühe kosten würde die grossen und stark zusammengewehten Schneemassen gänzlich fortzuschaufeln.

In einer so düstern und öden Gegend liess ich mich nun auf einige Monate nieder in der Absicht meine Studien über die Sprache, Sitten, Religion u. s. w. der Samojeden fortzusetzen. Hiezu boten die Pustoserskischen Dörfer durch ihre Lage mitten im Lande der Samojeden eine ausgezeichnet günstige Gelegenheit dar. Fast alle Tage versammelten sich hier Samojeden nicht bloss von der

Bolschesemel'schen, sondern auch von der Kanin'schen und Timan'schen Tundra. Die hauptsächlichste Ursache ihrer Besuche war die Absicht ihre Waaren zu veräussern und sich sowohl mit Mehl als auch mit andern Dingen, die sie nöthig hatten, zu versehen; zugleich wurden aber auch manche durch ihr Gelüste nach Branntwein veranlasst ihre Besuche recht oft zu wiederholen. Ausnahmsweise scheint jedoch der eine oder der andere sich nach Pustosersk begeben zu haben, um das Gotteshaus zu besuchen. Wenigstens hörte ich ein älteres Samojedenweib vor dem Priester des Ortes sagen, dass die Ursache ihrer Ankunft die letztgenannte wäre. Sie sagte, dass sie während ihres Aufenthalts auf der Tundra vor ungefähr einem halben Jahre zurück ein Rennthierkalb verloren hätte, das ihr wegen seines geschmeidigen Wuchses und seiner weissen Farbe unendlich lieb gewesen wäre. In der Hoffnung das Kalb wiederzuerhalten, hatte sie die Tadibe's um Hülfe gebeten und dem Hahe reichliche Opfer gebracht, jedoch ohne allen Erfolg. In ihrer Angst und Betrübniss hatte sie sich endlich an den Gott der Russen gewandt und ihm einen Rubel Banco gelobt, im Fall er ihr das davongelaufene Thier wiederbringen würde. Kaum hatte sie dieses Gelübde ausgesprochen, als das Rennthier ihr schon mit aller Geschwindigkeit entgegengelaufen kam. Ihrem Gelübde getreu kam die Alte nun um ihre Schuld abzutragen und machte zu diesem Zwecke eine Reise von ungefähr 200 Werst. Ich vermuthe, dass dieses Opfer dem Wunderthäter Nikolaus oder Mikola, wie ihn die Samojeden nennen, galt, denn diesen Heiligen verehren auch die noch nicht bekehrten Samojeden vor allen andern.

Unter den Samojeden, die von der Tundra nach Pustosersk kamen, traf ich nie ein so nüchternes Individuum, dass ich es in meinen Dienst hätte nehmen können, es gereichte mir jedoch zu grossem Nutzen, dass ich täglich mit Personen aus verschiedenen Gegenden über das Leben und die Sitten auf der Tundra sprechen konnte. Bei meinen sprachlichen Studien bediente ich mich meist einiger Bettlersamojeden, welche ihre Zelte bei den Pustoserskischen Dörfern aufgeschlagen hatten. Auch fragte ich oft sowohl in dieser

als auch in mancher anderer Hinsicht einen Samojedischen Colonisten, der ein Licht unter seinem Volke war und weit und breit durch die traurigen Geschicke, die er erlebt hatte, berühmt war. Zuerst war er als ein kleines Kind von seiner Mutter an einen Russen für ein Pud Mehl verkauft worden und dann gleich einer andern Handelswaare von Hand zu Hand gegangen, bis er in einem Alter von acht Jahren bei einem auf der Bolschesemel'schen Tundra nomadisirenden Russen in Dienst trat. Der Samojede schilderte diesen seinen neuen Hausherrn als einen harten und geizigen Mann, der ihn zwang halbnackt und bei knappzugemessener Nahrung Tag und Nacht seine Rennthiere zu hüten. Aus diesem Knechtschaftsjoch wurde der Knabe jedoch nach einiger Zeit durch einen Isprawnik erlöst, der während einer Inspectionsreise auf der Tundra seine Aufmerksamkeit auf ihn gerichtet hatte, weil er ihm durch seine elende Kleidung und sein klägliches Aussehen aufgefallen war. Nachdem der Isprawnik sich über die traurige Lage des verlassenen Knaben unterrichtet hatte, beschloss er ihn in seine Obhut zu nehmen und ihm ungefähr dieselbe Erziehung wie seinen eignen Kindern zu geben. Unglücklicher Weise wurde der Isprawnik bald seines Dienstes entlassen und verliess die Gegend, worauf der Samojedenknabe wieder auf die Strasse gesetzt wurde. Etwas mehr zu Jahren gekommen hatte er sich im Taumel des Rausches als Rekrut verkauft, war jedoch bald darauf wieder als kränklich und zum Kriegsdienst untauglich auf freien Fuss gesetzt worden. Darauf war er einige Zeit als Diener auf den Tundern umhergeirrt und hatte sich endlich in einem kleinen, bei Pustosersk belegenen Dorfe niedergelassen, wo er sich eine Stube gezimmert und mit einer Russin verheirathet, aber nichtsdestoweniger gegen den gewöhnlichen Gang der Dinge seine Liebe zu der Nation beibehalten hatte, welcher er durch seine Geburt angehörte.

Diesen Mann behielt ich mehrere Wochen in meinem Dienst und brauchte ihn mit Nutzen als Fürsprecher bei den von der Tundra ankommenden Samojeden, welche natürlicher Weise in ihrem Benehmen gegen mich, als Fremdling und Beamten, sehr scheu und

zurückhaltend waren. Bisweilen unternahm ich auch in Gesellschaft mit diesem meinen Mentor kleinere Ausflüge zu den zunächstbelegenen Samojedenzelten. Es lag in meinem Plan diese für mich höchst lehrreichen Reisen so oft als möglich zu wiederholen, doch die unaufhörlichen Stürme verhinderten mich diesen Vorsatz auszuführen. Der Winter war dieses Jahr so unfreundlich, dass sogar die Samojeden sich über ihn beklagten und Gott zu danken pflegten, wenn das Unwetter wenigstens so beschaffen war, dass sie noch die Rennthiere vor ihrem Schlitten sehen konnten. Dass diess nicht immer auf der Tundra der Fall ist, davon hatte ich auch selbst eine traurige Erfahrung gemacht während meiner vor kurzem zurückgelegten Reise nach Pustosersk. Ich war lange der Meinung, dass ich während dieser Reise das ärgste Unwetter der Tundern erprobt hätte, doch die Bewohner von Pustosersk verkündeten noch heftigere Stürme und ihre Verkündigungen gingen auch in Erfüllung. Früh am Morgen erhielt ich einen Besuch von meinem Hausherrn, der mir rieth für diesen Tag meinen gewöhnlichen Spaziergang einzustellen, da der Sturm nach seiner Versicherung mit der ausserordentlichsten Heftigkeit raste. Ich achtete nicht auf diese wohlgemeinte Warnung, sondern die Neugierde trieb mich ins Freie. Mit grosser Vorsicht kletterte ich die Treppe hinab und gelangte glücklich bis an die unterste Stufe. Bis dahin hatte mir das Haus einigen Schutz gegen den Wind gewährt. Als ich aber auf der Erde angelangt war, fühlte ich, dass der Sturm mir überlegen war und beeilte mich mit beiden Händen das Geländer zu erfassen. Nun stand mir ein schwerer Kampf gegen die unsichtbaren Geister der Luft bevor. Es kam nur darauf an einen einzigen Schritt zu thun, doch dieser Schritt nahm meine ganze Kraft in Anspruch. Nach einer verzweifelten Anstrengung glückte es mir jedoch Herr des Unwetters zu werden, doch als ich in meine Kammer zurückkehrte, waren meine Kräfte so erschöpft, dass ich nicht in mein Bett zu steigen vermochte, sondern ohnmächtig und fast besinnungslos auf den Fussboden niedersank.

Unter der trüben Wölbung des Pustoserskischen Himmels hielt

ich mich fortwährend auf so lange sich nur Samojeden von der Tundra in der Gegend zeigten. Sobald diese aber verschwunden waren, verliess auch ich diesen Ort und begab mich nach einem 250 Werst südlicher belegnen Russischen Dorfe Namens Ustsylmsk, wo sich noch Tundra-Samojeden aufhalten sollten. Meine Reise nach Ustsylmsk ging den Petschorafluss aufwärts durch eine Gegend, die allem Anschein nach überaus öde und leer war. Es giebt hier wenige Geschöpfe der Art, die sich verjüngen und in einer neuen Generation fortleben, ja man findet hier fast gar keine Geschöpfe. Die Erde besteht meistentheils aus sumpfigen, niedrigliegenden Tundern und nährt in ihrem Innern ein Eis, welches fast alle Vegetation unterdrückt. Wenigstens sieht man in dieser Gegend keine ordentlichen Bäume, sondern bloss hie und da an den Ufern einen Strich von dichten Weidengebüschen, und aus dieser Ursache sind die Bewohner von Pustosersk gezwungen zur Heizung ihrer Wohnungen Treibholz zu gebrauchen. Wie ich schon früher bemerkt habe, wollen nicht einmal Steine an den Ufern des Petschoraflusses gedeihenn, denn diese enthalten hauptsächlich Thon. An dem untersten Lauf des Flusses sind sie sehr niedrig, mehr stromaufwärts aber erheben sie sich bedeutend und bilden bisweilen recht ansehnliche Höhen. In dem Maasse, in welchem sich die Flussufer erheben, nimmt auch die Vegetation zu und schon in der Gegend von Ustsylmsk soll nach der Versicherung meines Postknechts jede Art von Bäumen gedeihen, nämlich die Fichte, Tanne, Birke, Weide, Erle, Traubenkirsche, Eberesche, um nicht von der verachteten Espe zu reden, an welcher sich nach der Erzählung desselben Postknechts Judas erhängt haben soll.

Unter den Thieren, welche sich in der untern Petschoragegend zahlreich aufhalten, müssen besonders die Schneehühner erwähnt werden und diess aus folgendem Grunde. Zwischen Pustosersk und Ustsylmsk haben sich noch keine beständigen Bewohner niedergelassen, da ein jeder, der sein Glück in dieser Eisregion machen will, seine gebrechliche Schüte nach Pustosersk steuert, wo er sich un-

laugbar einen sichern Lebensunterhalt theils durch Meeresfang, theils auch durch die Rennthierjagd verschaffen kann, die er freilich unter den zahmen Herden der Samojeden anstellt. Um jedoch eine Communication zwischen den in Rede stehenden Dörfern möglich zu machen, hat man an den Petschora-Ufern einige kleine Bad- und Rauchstuben aufgeführt, in welchen der Reisende seine Fische kocht und sein Nachtlager aufschlägt, wenn das Wetter übermässig schlecht ist. Diese Stuben beherbergen bisweilen eine zahlreiche Menge von Russischen Jägern, die zum Fang der Schneehühner Schlingen ausstellen. Das Schneehuhn steht zwar hier in ziemlich schlechtem Ansehen und man betrachtet es eben nicht als irgend eine grossartige Speculation sich auf eine Strecke von mehrern hundert Wersten hinauszubegeben um Schneehühner zu fangen; sicher ist es jedoch, dass der Schneehuhnfänger seine Mühe gut bezahlt bekommt *). Es geschieht oft, dass er an einem einzigen Tage Hunderte von Schneehühnern aus seinen Schlingen zieht und dennoch verschläft er einen grossen Theil des Tages auf der Badstubenbank und träumt von einem glücklichen Fange. Fehlt es ihm aber an Schlaf, so ergötzt er sich und seine Kameraden durch Lieder und Märchen.

Unter diesen Schneehuhnfängern reiste ich fast eine Woche lang mit einem Paar elender Pferde und langte Anfang Aprils in dem obenerwähnten Dorfe Ustsylmsk an, welches seine Entstehung von den Zeiten des Zars Iwan des Schrecklichen herdatirt und von den rohesten und hartnäckigsten Raskolniken, die ich je gesehen, bewohnt wird. Andere Leute verdammen ist zu allen Zeiten eine

---

*) « Weisse Schneehuhnfedern verkauften die Pustosersker 1611 zu fünf Altin das Pud; Entenfedern, worunter auch Daunen, zu sieben bis acht Altin. Früher hatte man an Cholmogorer das Pud Schneehuhnfedern für zwei Pence (Dengi) und ein Stück Seife, welches in Cholmogorü zehn Pence (Dengi) kostete, weggegeben. » J. Hamel, Tradescant der Aeltere in Russland, p. 302, Note 4 nach dem bei Purchas, His Pilgrimes, Band III, abgedruckten Briefe Finch's. (S. 367 der Ausgabe von 1625). Nach Schrenk, Reise durch die Tundern der Samojeden, Theil I, S. 140, schiesst ein Jäger in diesen Gegenden ohne viel Mühe 50 bis 100 Paar Haselhühner und Schneehühner, die er leicht à 65 Kop. bis 1 Rubel Banco das Paar verkauft.

Anmerkung des Herausgebers.

Freude der Sectirer gewesen; diess sind die Banden, in die sich der geistliche Hochmuth immer schlägt und wodurch er zu erkennen giebt, wess Geistes Kind er ist. Die Raskolniken in Ustsylmsk gingen in ihrem sectirerischen Uebermuth sogar soweit, dass sie ihre eignen Glaubensgenossen verketzerten, insofern deren Lehre nicht in allen Theilen mit der in Ustsylmsk herrschenden übereinstimmte. Man darf sich also nicht wundern, dass ich als ein Anhänger der protestantischen Lehre von diesen Verfechtern der reinen Lehre übel angesehen wurde. Sie schilderten mich als einen Zauberer, Mordbrenner, Fluss- und Brunnenvergifter, sie behaupteten, dass ich mit bösen Mächten im Bunde stände und dass ich mit deren Beihülfe viele schreckliche Dinge in Ustsylmsk zu Wege gebracht hätte. So erzählte man, dass ich durch Graben im Schnee einen unterirdischen Schrei hervorgebracht hätte, der sich im Laufe mehrerer Tage sammt Donner und Blitz hätte hören lassen. Darauf soll sich die Erde geöffnet haben und ein gehörntes Ungeheuer aus ihrem Schoosse aufgestiegen sein. Dieses Ungeheuer hatten viele Personen mit ihren eignen Augen zu den Wolken emporfahren sehen, worauf es sich wieder herabgelassen hatte und mit einem entsetzlichen Ton in den Petschorafluss gestürzt war.

Von den mannigfaltigen Gerüchten, welche in Betreff meiner ketzerischen Person in Umlauf gesetzt worden waren, erhielt ich täglich Rapporte durch einen Grusinischen Fürsten, der in diesem Dorfe sesshaft war und ein Forstmeisteramt bekleidete. Früher hatte er sich in der Eigenschaft eines Russischen Soldaten viele Jahre in Finnland aufgehalten und während der Zeit viel Liebe zu meinem Vaterlande gefasst. In Erinnerung der guten Aufnahme, die ihm bei uns zu Theil geworden war, empfing er mich mit einem besondern Wohlwollen, besuchte mich täglich und bemühte sich meinen Aufenthalt in diesem unangenehmen Ort auf jegliche Weise zu erheitern. Eines Tages sah ich ihn voll Angst und Schrecken schon um 6 Uhr Morgens in mein Zimmer treten. Die Ursache seines frühzeitigen Besuchs war folgende. Nach eingelaufenem Rapport waren 25 Raskolniken im Laufe der Nacht in der Dorfstube

versammelt gewesen und hatten berathschlagt, was sie mit mir vornehmen sollten. Der Fürst schien um den von ihnen gefassten Beschluss zu wissen, er wollte mich jedoch nicht über ihn in Kenntniss setzen, sondern gab mir nur den freundschaftlichen Rath, dass ich mich entweder in meinem Zimmer einschliessen oder wenigstens nicht anders als zu Pferde und in Begleitung zweier handfester Kerle, die er mir zur Disposition stellen wollte, meine Spaziergänge ins Freie antreten möchte. Trotz dieser Warnung begab ich mich zur gewöhnlichen Zeit ganz allein und zu Fuss auf die Gasse hinaus, wanderte meinen Weg mit Zuversicht vorwärts und konnte unmöglich glauben, dass mich irgend eine Gefahr bei helllichtem Tage bedrohen würde. Plötzlich sehe ich aber eine zahlreiche Menge berauschter Menschen mit wildem Aussehen aus einer Schenke hervorspringen und ihre grausen Blicke auf mich richten. In wenigen Augenblicken sah ich mich von diesem Schwarm, der mindestens aus 25 Personen bestand und sogar einige Weiber zählte, umringt. Mit einem wilden Geschrei packten sie mich an der Maliza und fingen an mich ein jeder nach seiner Seite hinzureissen. Sie hatten vorsichtiger Weise zuerst meinen Arm in Beschlag genommen, doch nach einer verzweifelten Anstrengung glückte es mir meinen rechten Arm freizumachen, und als ich diesen nun mit einem Ausruf des Zorns in die Luft hob, sah ich den ganzen Schwarm gleich einer aufgeschreckten Schaafheerde sich in die Flucht begeben und in den nächsten Häusern verstecken. Hierauf konnte ich meinen Tag in ungestörter Ruhe zubringen, doch auf die Nacht hatte man um meine Wohnung herum eine Patrouille aufgestellt, welche unter meinem Fenster bis gegen den Morgen agirte und in mir die Besorgniss erregte, dass man mich während der Finsterniss der Nacht in meinem Zimmer überfallen würde. Während ich voll Angst und Unruhe diesen Ueberfall abwartete, hörte ich die Thür zum Vorzimmer öffnen und eine Person mit leisen Tritten die Treppe hinabgehen. Ich schlich nun ganz leise zum Fenster und ward drei Personen gewahr, von denen zwei mit Flinten versehen waren, die dritte aber, welche mein Wirth zu sein schien, war wie es mir

vorkam unbewaffnet. Ich befürchtete, dass der letztgenannte den bewaffneten Männern den Weg zu meinem Zimmer öffnen würde und nahm, um mich vertheidigen zu können meine Position hinter dem Thürpfosten, bald jedoch hörte ich den Hauswirth wieder in seine Stube zurückkehren und die Patrouille draussen auf dem Hofe lassen. Wie ich später erfuhr, soll es nicht die Absicht der Patrouille gewesen sein in mein Zimmer einzubrechen, sondern mich nur in dem Fall anzugreifen, wenn ich während der Nacht meine Wohnung verlassen würde. Das Gerücht hatte verkündigt, dass ich mich bei Nacht von Hause zu begeben pflegte, um die Brunnen des Dorfes zu vergiften, die Ackerfelder zu verderben und die Häuser mit einem Stoffe zu bestreichen, welcher im Sommer durch die Sonnenstrahlen angezündet werden würde, und man wollte sich von der Wahrheit dieses Gerüchts überzeugen, ehe man zu dem Aeussersten schritt. Nach einer durchwachten Nacht unternahm ich am folgenden Morgen eine längere Promenade an dem Petschoraflusse in der Absicht mein verstimmtes Gemüth zu erquicken und meine Kräfte anzufrischen. Als ich von dieser Promenade zurückkehrte, sah ich meinen Weg zum Dorfe durch einen Volkshaufen versperrt, der ganz sicher aus mehreren hundert Personen bestand. Mitten in diesen Haufen zu treten schien mir abenteuerlich, noch abenteuerlicher wäre es jedoch gewesen umzukehren, denn hätte ich Furcht gezeigt, so hätte das der wilden Masse einen um so grössern Muth gegeben. Ich trat deshalb kühn vor, bereit dem Schlimmsten entgegenzugehen; als ich aber dem Volkshaufen ganz nahe gekommen war, gewahrte ich einen schmalen Fusspfad, der mich bei dem ganzen Haufen vorbeiführte und den kürzesten Weg zu meiner Wohnung bildete. Ich beschloss demselben zu folgen, eilte mit raschen Schritten vorwärts und kam glücklich der Volksmasse vorbei, ehe sie sich auf einen neuen Ueberfallsplan besinnen konnte. In ihrer Erbitterung erhob nun die ganze versammelte Masse ein helllautes Geschrei und diess war die einzige Aeusserung ihres Heldenmuths.

Nach meiner Wohnung zurückgekehrt, bestellte ich sogleich

Pferde und befand mich schon nach einer Stunde auf dem Wege nach Ishemsk. Diess ist der Name eines grossen Dorfes an dem Ishma-Flusse, welches von Syrjänen bewohnt und 100 Werst südlich von Ustsylmsk belegen ist. Bei meiner Ankunft in diesem durch seine Gastfreundlichkeit gepriesenen Dorfe erweckte es meine Verwunderung, dass ich hier mit Güte kein Obdach finden konnte, sondern zu diesem Zweck genöthigt war meine Zuflucht zu einem hier wohnenden Beamten zu nehmen, der nach Durchlesung meiner Documente einen der Einwohner des Dorfes zwang mir seine Thür aufzuthun. Diese Widerspenstigkeit von Seiten der gutmüthigen Syrjänen weckte bei mir die Vermuthung, dass das Gerücht von meinen Eigenschaften bereits bis nach Ishemsk gedrungen wäre, und es zeigte sich auch bald, dass meine Vermuthung nicht ungegründet war. Schon am Tage nach meiner Ankunft im Dorfe wurde ich von dem ebengenannten Beamten, der glücklicher Weise ein ganz vorurtheilsfreier Mann war, eingeladen zuzusehen, wie der Böse in der Stube eines armen Syrjänen sein Spiel treibe. Ich folgte ihm mit Vergnügen, nicht nur um Zeuge des kleinen Scherzes zu sein, sondern auch in der Hoffnung einigermaassen auf die abergläubige Menge einwirken und die Vorurtheile, die man in Betreff meiner hegte, widerlegen zu können. Zu der verzauberten Stelle gekommen, fanden wir vor der Stube eine zahlreiche Versammlung von Leuten. Man kam uns entgegen und erzählte mit Beben die schrecklichen Begebenheiten, die sich während der Nacht in der Stube zugetragen hatten. Eine Maliza und eine Rennthierhaut waren von der Ofenwand herabgewandert, eine Scheere war durch eine unsichtbare Hand von einer Wand zur andern geworfen worden, ein Wassereimer war in Schwanken gerathen u. s. w. Die Syrjänen glaubten natürlich, dass ich diese Hexereien bereitet hätte und dieser Glaube hatte bei den hier versammelten Zuschauern um so festere Wurzeln gefasst, als ein Bewohner des Dorfes sie versichert hatte, dass er Gelegenheit gehabt, meine Hände und Füsse zu sehen und gefunden hätte, dass sie aus Eisen geschmiedet wären. Um das abergläubige Volk auf bessere Gedanken zu bringen, begab

ich mich zugleich mit dem Beamten in die Stube, wo wir eine genaue Untersuchung der im Laufe der Nacht vorgefallenen Hexereien anstellten. Hiebei entdeckten wir nach vielem Nachfragen, dass die meisten der genannten Hexereien durch eine wahnsinnige Person veranlasst worden waren, welche die Nacht über auf dem Ofen gelegen und wegen der dort herrschenden Hitze sowohl die Rennthierhaut als auch die Maliza, welche ihr zur Bedeckung gedient hatten, herabgeworfen hatte. Auch die Scheere war nach Versicherung der Wirthin von ihr am nächstvergangenen Abend auf dem Ofen gelassen worden; sie war wahrscheinlich hier dem Wahnsinnigen im Wege gewesen und von ihm mit einer solchen Kraft herabgeschleudert worden, dass ihre Spitze tief in die gegenüberstehende Wand gedrungen war. Mit dem Wassereimer war es aber so beschaffen, dass er auf einer schlecht befestigten Planke stand und in Bewegung kam, sobald jemand auf die Planke trat.

Auf eine solche Kleinigkeit reducirte sich nun die vermeintliche Hexerei, die einen grossen Theil der Bevölkerung von Ishemsk in Bewegung gebracht und einige vermocht hatte die ganze Nacht in der Stube zu durchwachen und Gottes Beistand gegen die argen Anschläge des Bösen anzurufen. Aber so handgreiflich auch die Ursache der genannten Hexereien von mir und dem Beamten den Bauern nachgewiesen wurde, so trauten sie doch unsern Worten nicht sehr, sondern fuhren immer noch fort mich mit argwöhnischen Blicken zu betrachten. Es half nicht, dass der Beamte und seine Frau sammt mehreren angesehenen Bauern im Dorfe sich meiner mit Wärme annahmen; der grosse Haufe sah in mir nur einen Zauberer und Gottesläugner. Dessenungeachtet konnte ich meine Studien während der langen Zeit der schlechten Bahn ungestört in Ishemsk betreiben. Ich beschäftigte mich theils mit dem Ishemschen Dialekt des Samojedischen, theils mit der Syrjänischen Sprache. Zugleich bemühte ich mich mir einige Aufschlüsse über die nationalen Eigenheiten der Syrjänen zu verschaffen; doch in dieser Hinsicht war wenig zu ernten, da die Ishemskischen Syrjänen in ihrer Religion, ihren Sitten und ihrer Lebensart auf das Genaue-

ste mit der Russischen Bevölkerung des Dorfes übereinstimmten. Die Grundzüge in dem Syrjänischen Nationalcharakter verrathen jedoch noch jetzt eine unverkennbare Verwandtschaft mit dem der Finnen und des ganzen Finnischen Stammes, zu welchem die Syrjänen gehören. Bedächtigkeit, Ernst und Gradheit, Gutmüthigkeit, Redlichkeit und Zuverlässigkeit sind die Eigenschaften, welche vorzugsweise auch den Syrjänen zugeschrieben werden, so wie auf der anderen Seite Schlauigkeit, Misstrauen und Missgunst als die ihnen vornehmlich angeborenen Fehler betrachtet werden. Unter den weniger schönen, obwohl nicht so sehr in dem Nationalcharakter als vielmehr in dem niedern Culturgrad des Volkes begründeten Eigenschaften der Syrjänen verdient noch erwähnt zu werden, dass der Mann das auf die Schultern des Weibes wälzt, was er selbst zu tragen verpflichtet wäre, und dass er seine Gattin sogar einer Sklavin gleich achtet. Die geringe Achtung des Syrjänen vor dem Weibe zeigt sich auch in dem gegenseitigen Verhältniss, in welches die Braut und der Bräutigam schon auf der Hochzeit selbst zu einander treten. Hier muss die Braut in Gegenwart aller Gäste ein Lied singen, in welchem sie den Bräutigam unter Thränen und Bücklingen bittet, dass er sich ihres wehrlosen Zustandes erbarmen und sie zur ehelichen Gemahlin nehmen möchte. Natürlicher Weise soll dadurch ausgedrückt werden, dass die Braut nicht zu stolz darauf sein müsse, dass der Mann um ihre Hand angehalten hat, sondern sich als seine unterthänige Dienerin anzusehen habe. Aus demselben Grunde muss auch die Braut nach der Trauung ihren Gemahl entkleiden. Bei einer Syrjänischen Hochzeit kommen ausserdem noch viele andere von der Unterdrückung und tiefen Erniedrigung des Weibes zeugende Gebräuche vor; doch statt ihrer will ich hier ein Paar Lieder mittheilen, die von der Braut und ihren Mithelferinnen bei der Hochzeit gesungen werden. [1])

---

1) Das hier gebrauchte Metrum der Finnischen Runen gehört nicht den Syrjänischen Gesängen an, welche in einer Art rhythmischer Prosa abgefasst sind.

## 1.

Nahm man mir den freien Willen,
Nahm man mir mein Herz voll Wärme,
Schlug mein junges Haupt in Banden,
Hielt man fest die goldnen Locken,
Führt' mich an den Fingerspitzen!
O mein Vater, der mich aufzog,
Mutter, die du mich getragen,
Bruder du, o muthiger Falke,
Und du lieberfüllte Schwester,
Holder Oheim, gute Muhme!
Habt es so gewollt, beschlossen,
Dass die Heimath ich verlasse.

Ging nun hin zum goldnen Tische,
Nahm den Becher ich und füllt' ihn,
Reichte Wein dann allen Gästen,
Sah da auf den ganzen Haufen
Durch die goldnen Augenbrauen,
Nicht doch sah ich meinen Bruder.
Fort ist er, der gute Falke,
Sitzet auf dem schwarzen Moore,
An der Bucht des dunkeln Meeres,
An des Urals hohen Felsen.
Eile her, mein edler Bruder,
Weisst du nicht, dass man mich schicket
Fort von meiner goldnen Heimath?
Komm, o komm, mein theurer Bruder,
Den derselbe Schooss getragen,
Komm und sieh mein baldig Scheiden.
Wähl' der Heerde beste Rennthier',
Sechs der schnellsten und der grössten,
Spann sie vor den festen Schlitten,
Gürt' sie mit den stärksten Riemen,

Eile so mit Hast zur Heimath.
Doch wenn hundertzwanzig Ströme,
Wenn die Frühlingsfluthen schwellen,
Sie den Weg dir sperren sollten,
Heb' dem Schwan gleich dich zum Fluge
Oder wie die leichte Ente.

Guter Vater, holde Mutter!
War ich euch doch treu ergeben,
Ward dem Sohn gleich auferzogen;
Weshalb wollt ihr fort nun treiben
Die euch also treu gedienet
Zu den unbekannten Eltern,
Fremden Brüdern, fremden Schwestern?
Müsste hundertfach erscheinen,
Müsste tief mein Haupt dort beugen,
Damit Freude ich dort fände.
Doch wenn in der neuen Heimath
Keine Freude für mich blühet,
Will ich leben in Erinn'rung
Jener Wonne, die ich fühlte
Früher in dem Elternhause.

2.

Guter Vater, du mein Leben,
Sammle der Verwandtschaft Wurzeln,
Gieb ein Mahl ihr an dem Abend,
Ihr ein frohes, muntres Gastmahl,
Füll' den Tisch mit reichen Gaben.
Mutter, die du mich erzogen!
Decke du der Tische besten,
Du den Tisch aus Cederplanken,
Häufe darauf süsse Speisen,
Trank du von dem besten Stoffe.

O mein Leben, Vater, Mutter!
Ward dem Sohne gleich erzogen,
Folgte nur dem guten Willen;
Da ist nun der Tage letzter
Und es naht die letzte Stunde,
Wo noch gilt mein guter Wille,
Wo ich meiner Lieb' gebiete,
Als geehrte Jungfrau sitze.
Alles schwindet ach! der Armen,
Alles mit dem heut'gen Tage,
Alles bleibet bei den Eltern,
Leb' nun wohl, du frohe Jugend!
Muss die Heimath nun verlassen,
Nun die Stelle, wo ich immer
Gut und sorgenfrei mich nährte,
Wo ich hübsche Kleider tragen,
Ungestört ich ruhen konnte.
O du gute, milde Mutter!
Weshalb wardst du überdrüssig
Deiner Dienerin, der treuen?
Habe ich zuviel an Nahrung
Und zuviel verbraucht an Kleidern,
Dass du mich so zeitig fortgabst?
Mutter du, die mich erzogen!
Lass mich armes Mädchen weinen
Hundert Thränen augenblicklich,
Da ich alles nun verlasse,
Alle Freude bei den Eltern.
O ihr Freunde meiner Kindheit!
Hegt nicht Zorn in eurem Herzen
Gegen mich, die ich nun scheide,
Die mit frohem, heiterm Sinne
Mit euch auf den Wiesen weilte
Alles, seht ihr, muss ich lassen

In des Frühlings ersten Tagen,
Nun, wo alle Bäche brausen,
Wo die hohen Bäume stürzen
Und die harten Steine bersten,
Jetzo, wo der Kummerkuckuck,
Wo der Frühlingskuckuck rufet.
Früh wohl singt der Kummerkuckuck,
Doch noch früher werd' ich Arme
In der neuen Heimath singen.

Lebt nun wohl, geliebte Eltern!
Lebe wohl, du Jugendfreude!

In Ishemsk und einigen andern zu derselben Wolost' gehörenden Dörfern hielt ich mich bis zur zweiten Hälfte des Juni-Monats auf, wo es mir wiederum möglich wurde meine Reise in das Gebiet der Samojeden fortzusetzen. Das nächste Ziel meiner Reise war ein kleines Dorf Namens Kolwa, welches auf der Bolschesemel'schen Tundra 400 Werst von Ishemsk belegen ist. Diese Reise bewerkstelligte ich im Laufe von 15 Tagen in einem von Ishemsk nach dem Flusse Uusa abgehenden Fischerboot. Meine Reise ging zuerst den Fluss Ishma abwärts, dann die Petschora und ihren Nebenfluss Uusa aufwärts bis zur Mündung des Kolwa-Flusses. Den bei weitem grössten Theil des Weges legte ich auf den Wogen des Petschora-Flusses zurück. Dieser Fluss wird von den Samojeden Meer (*jam*) genannt und er macht seinem Namen Ehre. Da er in sich alle Nebenflüsse aufnimmt, die an der Westseite des nördlichen Urals ihren Ursprung haben, erweitert er sich in seinem untersten Lauf zu einer Breite von drei Werst und an einigen Stellen noch mehr. Wie die Dwina legt auch er seinen Weg in einem ebnen Lauf zurück; hier und da kommen zwar einige reissende Stellen vor, doch auf meinem Wege gab es keine einzige Stromschnelle. Der Fluss soll fischreich sein; seine Ufer sind am mittleren Lauf recht üppig, doch zum Ackerbau sollen sie wegen der Strenge des

Klima's nicht geeignet sein. Dagegen bieten sie eine gute Gelegenheit zur Viehzucht 'dar, obwohl dieser Nahrungszweig hier bisher keine sonderlichen Fortschritte gemacht hat. Die Einwohner, welche in dieser ganzen Gegend Syrjänen sind, ernähren sich hauptsächlich durch Jagd und Fischfang. Sie leben jedoch nicht wie Nomaden, sondern halten sich in kleinen Dörfern auf, welche zu der Ishemskischen Wolost' gehören.

An der mittlern Petschora wäre gegen Ende Juni unendlich viel zu bemerken, zu bewundern und zu preisen: der majestätische Fluss, die schönen waldbewachsenen Ufer, die grünenden Wiesen und Hügel, die tiefe Wildniss, die dunkle melancholische Färbung, welche im hohen Norden dem Grase, den Wäldern und sogar dem Wasser eigen ist, der blendende Schimmer einer Schneeflur, die unter dem Schutz einer bedeutenden Höhe es vermocht hat der Sonne zu widerstehen, u. s. w. Derjenige aber, der schon einige Zeit im Schoosse einer so beschaffenen schönen Natur gelebt hat, kann durch dieselbe nicht besonders entzückt werden, wenigstens nicht bis zu dem Grade, dass er gegen die Tausende von Mückenstichen, die ihm jeden Augenblick zu Theil werden, empfindungslos würde. Im Gegentheil hält er es für eine Hauptsache sich gegen dieses Uebel, das mit Recht neben die sieben Plagen Aegyptens gestellt werden kann, zu schützen. Wie er dabei auch verfahren mag, ob er sich in eine Kappe aus Pferdehaaren hüllt oder unter seinen Balagan (ein Leinwandzelt, welches hier im Sommer ein Vademecum ausmacht) zurückzieht, so geht er in beiden Fällen der Schönheit der Natur verlustig. Auch die hier im Sommer unerträglich brennenden Strahlen der Sonne, stumpfen die Sinne ab und machen sie für solche Eindrücke unempfänglich. Ich für meinen Theil konnte auch aus dem Grunde keine besondere Aufmerksamkeit auf die äussere Natur wenden, weil auf dem halben Wege nach Kolwa meine Hirnschale durch einen unvermutheten Fall des Mastes beschädigt worden war. Ein wunderbares Geschick fügte es jedoch so, dass einer meiner Ruderer hiebei zugegen war und die Stärke des Schlages bedeutend aufhielt. Ich hatte dem Johannistage

zu Ehren meinen Begleitern eine Flasche Branntwein versprochen und in demselben Augenblick, als sich einer derselben einfand, um die Flasche in Empfang zu nehmen, fand der fatale Schlag Statt, der meinen Lebensfaden gar zu früh abzuschneiden drohte.

Durch diesen Schlag übel zugerichtet, langte ich im Anfang des Juli-Monats in dem obengenannten Dorfe Kolwa an, welches einige Werste oberhalb der Mündung des gleichnamigen Flusses belegen ist. In diesem Dorfe giebt es eine neulich für die Bolschesemel'schen Samojeden erbaute Kirche, verschiedene Wohnungen für zwei Priester und einen Diaconus und ausserdem noch neun enge Hütten, welche von armen Samojeden bewohnt werden, welche zum grössern Theil Sprache und Lebensart der Syrjänen angenommen haben. In diesem Dorfe liess ich mich auf den Rest des Sommers nieder und erhielt zu meiner Wohnung eine seiner allerelendesten Hütten, wo ich von Hitze und Feuchtigkeit, von Mücken, Ungeziefer und einer Schaar schreiender Kinder geplagt wurde. Obwohl gewohnt unter den verschiedenartigsten Umständen zu arbeiten, hatte ich dennoch alle Mühe meine Gedanken hier zusammenzuhalten und musste oft meine Zuflucht zu einem unter der Hütte befindlichen Keller nehmen. In dieser unterirdischen Wohnung verfasste ich meine Syrjänische Grammatik, obwohl ich auch hier in meiner Beschäftigung durch Ratten und Mäuse gestört wurde. Die Samojedischen Studien, welche mir während meines Aufenthalts in Kolwa die Hauptsache waren, musste ich in der obern Etage betreiben, da meine Lehrmeister ein gewisses Grausen vor der Unterwelt hatten und ungern in ihren Schooss eindrangen. Uebrigens streifte ich täglich durch Wald und Feld, schoss Enten, pflückte Moltebeeren und suchte mit einem Wort mich mit einer bessern Nahrung zu versehen als die war, welche mir die Samojeden aufzutischen pflegten.

## VIII.

Die unermessliche Länderstrecke, welche bei den Russen den Namen der Bolschesemel'schen Tundra trägt, ist unter die zu der Pustoserskischen, Ustsylmschen und Ishemskischen Wolost' angeschriebenen Samojeden auf die Weise vertheilt, dass die nordwestliche Hälfte den Pustoserskischen und Ustzylmschen, die südöstliche dagegen den Ishemskischen Samojeden angehört. Es liegt jedoch in der Natur der Sache, dass die Samojeden als ein nomadisirendes Volk diese Gränzen nicht so genau beachten, sondern dahin streifen, wohin sie ihre Lust und äussere Verhältnisse treiben. Auch dürfte die in Rede stehende Vertheilung der Tundra nie eine höhere obrigkeitliche Sanction gefunden haben. Sie soll von dem Landgericht zu Mesen auf Vorstellung der Syrjänischen Bauern bestimmt worden sein, welche, nachdem sie sich auf erlaubtem und unerlaubtem Wege der Rennthiere der Ishemskischen Samojeden bemächtigt hatten, auch in den Besitz ihrer Weideplätze zu kommen suchen mussten. Sie thaten dieses Gesuch zwar im Namen und zum Besten der Ishemskischen Samojeden; da die genannten Samojeden aber fast gar keine Rennthiere haben und es den übrigen nach dem Beschluss des Landgerichts verboten wurde, die obenberührte Gränze zu überschreiten, so blieb natürlicher Weise der südliche Theil der Tundra im Besitz der Syrjänen. Dieser Theil besteht eigentlich aus dem waldigen Lande an der Uusa und ihren Nebenflüssen. Im Winter eignet sich diese Gegend vortrefflich zur Rennthierzucht, da die Wälder einen Schutz gegen die heftigen Sturmwinde darbieten, welche den Aufenthalt auf den Tundern nicht nur den Menschen, sondern auch sogar dem Rennthier gefährlich machen. Im Sommer aber kann das Rennthier mit seinem warmen Pelze nicht die Hitze in der Waldregion aushalten und aus dieser Ursache werden die Syrjänen bei Beginn des Sommers genöthigt die Gränzen ihrer Weideplätze zu überschreiten und sich auf die kühlen, waldleeren Tun-

dern zu begeben. Nahet aber der Herbst heran, so ziehen sie sich allmählich in die Waldregion zurück. Gleichzeitig begeben sich aus Ishemsk und andern zu derselben Wolost' gehörenden Dörfern verschiedene reichere Syrjänen, die sich nicht selbst mit der Rennthierzucht befassen, die Uusa und Petschora aufwärts um ihren Heerden entgegen zu gehen und die reiche Ernte unterzubringen. Ueberall ist der Herbst die wahre Erntezeit. Auf den Tundern schenkt er Rennthierbraten, Rennthierhäute, Fuchsfelle, Steinfüchse, Federn u. s. w. Die Ishemskischen Bauern begnügen sich nicht mit dem Wenigen, das ihre Verwalter und Miethlinge auf den Tundern einsammeln konnten; sie reisen selbst im Herbst von Zelt zu Zelt und machen sich auf die eine oder andere Weise zu Besitzern der Ersparnisse der Samojeden. Nach Ankunft des Winters setzen einige ihre Reise bis nach Sibirien fort und kaufen dort Pelzwerk von den Ostjaken und Samojeden, Mehl von Russischen Colonisten u. s. w.

Mit einem dieser Sibirienfahrer war ich während meines Aufenthalts in Ishemsk übereingekommen von der obengenannten Samojedencolonie Kolwa, welche von den Syrjänen immer auf der Durchreise besucht zu werden pflegt, in Gemeinschaft nach Obdorsk zu reisen. In Folge dieser Uebereinkunft trat ich am 16. (4.) September meine Asiatische Reise in einem Fahrzeuge an, welches von den Russen Kajuk genannt wird und in einer grössern, gedeckten Schüte besteht, die vorn breit und hinten schmal und nur mit einem einzigen Mast versehen ist. Der Kajuk, in welchem ich meine Reise unternahm, wurde für den besten in der ganzen Gegend angesehen, ich jedoch fand mich nicht vollkommen zufriedengestellt mit dieser Wohnung. Besonders plagte mich hier ein widerwärtiger Gestank, der durch saure Fische und verdorbenes Fleisch, welche der Besatzung zur Nahrung dienten und deshalb in offenen Tonnen bewahrt wurden, veranlasst ward. Zu den weniger vortrefflichen Eigenschaften des Fahrzeugs gehörte auch die, dass das Verdeck dem Tageslicht und Wasser freien Durchgang gewährte. Um sich einiger Maassen gegen die Regenschauer des

Herbstes zu schützen hatten einige — die vornehmeren Passagiere — sich mit kleinen Zelten oder sogenannten Balaganen versehen. Solcher gab es unter dem Verdeck vier. Einer derselben gehörte natürlicher Weise mir, ein anderer dem Besitzer der Schüte, ein dritter seinem Brudersohn und dessen Frau; wem aber gehört wohl dieser Balagan, der aus rosenfarbenen Shawls zusammengenäht ist? Vermuthlich einer Schönheit mit rosigen Wangen; diese Schönheit zeigt sich jedoch nie auf dem Verdeck Das war ein Zeichen von Bescheidenheit, jungfräulicher Scham und einer natürlichen Furcht vor dem rohen Schiffsvolk. Wir werden in dem Folgenden ihre Bekanntschaft machen.

Nach dem schon vorher Bemerkten giebt es in Kolwa eine Samojedenkirche und diese Kirche ist auf den Namen des Wunderthäters Nikolai eingeweiht. Seit der Gründung dieser Kirche ist es Sitte geworden, dass diejenigen, welche auf ihrer Reise in Kolwa anlegen, in derselben ein Gebet um günstigem Wind halten lassen. Nach dem Gebet wandte sich der Wind in demselben Augenblick, als wir den Kajuk erreichten, zu unserm Vortheil. Den ganzen Rest des Tages dauerte derselbe Wind fort und unsere Fahrt ging munter vorwärts. Der nächstfolgende Tag brachte Schnee mit Regen und Gegenwind. Wir mussten sonach vor Anker liegen, die Besatzung amüsirte sich mit Durak-Spielen; ich stand und wärmte mich am Feuer, das auf dem Vordertheil des Kajuk's brannte. Den 18. September erreichten wir die Mündung der Synja, eines kleinen Nebenflusses, der von der Ostseite in die Uusa fällt und 40 Werst von Kolwa, 60 von der Petschora belegen sein soll. Hier bog sich die Uusa nach Norden, ein guter Wind blies von Süden her und der schwere Kajuk strich mit Leichtigkeit auf den brausenden Wogen vorwärts. Der Südwind half uns 90 Werst von Synja zu einem grössern Nebenflusse Chirmor oder Adsjwa fort, wo sich die Uusa wiederum nach Osten wendet. Bis hieher war die Natur ungefähr so gewesen, wie ich sie an der Petschora fand, reich an Wiesen und Wald an den Flussufern, im Innern des Landes aber angefüllt mit schwanken Morästen und Sandheiden. Ueber-

haupt sind die Ufer sehr niedrig, aber hie und da findet man auch höhere Stellen, welche die Syrjänen *tschelja* nennen. Die vorherrschende Erdart ist Thon, welcher jedoch an der Uusa mehr stromaufwärts abnimmt. Steine sind sehr selten bis zur Mündung des Chirmor, aber über ihn hinaus zeigen sie sich hie und da an den Ufern. Einige Werst oberhalb des letztgenannten Flusses sieht man auch einen ungewöhnlichen Felsen oder einen Berg, der den Namen Adak trägt. Nun nimmt auch die ganze übrige Gegend ein ganz verändertes Aussehen an. Der Wald wird lichter und die Bäume erhalten einen zwergartigen Charakter. Die Birke beginnt in Gesträuch überzugehen, die Fichte verliert ihre Aeste und sucht ihre Nacktheit mit einem dunkeln Moos zu verdecken. Die gewöhnlich vorkommende Baumart ist Weidengebüsch, welches an den Ufern dichtes, fast undurchdringliches Gestrüpp bildet. Die Gegend zeigt mit einem Worte grosse Lust zu der Tundra überzugehen.

Es ist klar, dass die Kultur hier nicht tiefere Wurzeln fassen kann; eine andere Frage ist es aber, inwiefern sich das Flussgebiet der Uusa in deren unterm und der Petschora in ihrem obern Laufe nicht zu irgend einer Art von Anbau eignen sollte. Es wird allgemein sowohl von Gelehrten als Ungelehrten behauptet, dass wenigstens der Ackerbau hier nicht mit Erfolg betrieben werden kann. Eine so allgemein angenommene Meinung verdient zwar Respect, doch scheint sie nicht durch die Erfahrung bestätigt zu sein, da sich die Landeseinwohner weder auf den Ackerbau verstehen noch sich um ihn kümmern. In Ishemsk selbst, welches wegen seines Ackerbaus in hohem Ansehen steht, sind die Aecker dicht unterhalb eines weitgestreckten Sumpfes angelegt; sie werden nie mit Gräben durchzogen und das Pflügen ist eine Sache, welche nur mehr zum Schein betrieben wird. Sollte man aber auch den Ackerbau als undienlich für diese Gegend ansehen, so bieten doch die Uusa und Petschora unerschöpfliche Quellen des Unterhalts für eine andere Bevölkerung als die nomadisirende dar. Hier giebt es ausnehmend schöne Wiesen, die Flüsse sind ausserordentlich fischreich und die Wälder mit Wildpret aller Art angefüllt. Ungeachtet

aller dieser Gaben der Natur ist die Gegend öde und unbewohnt. An der Petschora giebt es, wie schon erwähnt worden, nur einige wenige schwachbewohnte Dörfer; innerhalb des Flusssystems der Uusa aber findet man mit Ausnahme von Kolwa keine einzige Colonie. Es ist offenbar, dass die Natur bei einem solchen Verhalten das Gepräge der tiefsten Wildniss tragen muss. Fährt man im September auf der Uusa, so sieht man an den Ufern weitreichende Wiesen, die ungemäht dastehen und mit der grünen Leichenfarbe des Herbstes überzogen sind. Ueberall begegnen dem Auge dürre verfaulte Bäume, von denen einige aufrecht stehen, andere dagegen umgestürzt liegen. Häufig erblickt man auch Füchse, namentlich Steinfüchse, Bären und andere wilde Thiere, die an den Ufern einherlaufen. Statt der Menschenwohnungen findet man nur verlassene Aufenthaltsstätten wilder Thiere. Täglich sieht man zahllose Scharen wilder Enten und wilder Gänse unter Freudenrufen in lichtere Gegenden zurückkehren. Man wäre froh, wenn man ihren Spuren folgen könnte, da aber die Erfindung des Dädalus noch nicht die hiezu erforderliche Vollendung erreicht hat, so muss man mit der geringeren Freude zufrieden sein, dass man mittelst einer nicht ganz unähnlichen Erfindung einer Gegend vorbeieilen kann, welche bei einer genaueren Betrachtung ängstliche Gefühle in der Seele hervorruft.

Von der Mündung des obenerwähnten Flusses Chirmor segelten wir mit gutem Winde ungefähr 40 Werst bis zur Kosja, dem mächtigen Nebenfluss der Uusa, und von dort fernere 50 Werst bis zum Flusse Chusmor oder Rögöwei. Bei unserer Ankunft an dem letztgenannten Flusse wurde das Wetter ruhiger und wir warfen in der Nähe des Ufers Anker. Während die Gesellschaft sass und unter dem Verdeck zu Abend ass, brach ein schreckliches Unwetter los, der Regen strömte heftig herab, der Sturm heulte in dem Takelwerk und drohte den Kajuk an dem klippenreichen Strande zu zerschellen. Mit der äussersten Anstrengung gelang es uns den Kajuk vom Strande zu entfernen und unsere Anker zu befestigen. Als wir endlich sicher festgehakt da sassen, begab sich ein

jeder zur Ruhe. Unterdessen fuhr das Unwetter fort zu rasen. Der Regen stürzte so heftig herab, dass weder das Verdeck noch die Balagane ihm widerstanden. Ich lag lange still und stellte Betrachtungen über einen Punkt an, der mich mehr als einmal in Unschlüssigkeit versetzte; ob ich nämlich meine eine zur Hälfte durchnässte Seite ganz preisgeben und die andere zu schützen suchen, oder sie beide schwesterlich die Loose des Geschickes theilen lassen sollte. In diese Betrachtungen versunken hörte ich zu meiner grossen Freude Feuer auf dem Vordertheil des Kajuks knistern. Als ich nun einen Zipfel des Balagans aufhob, begegnete meinem Auge eine seltsame Erscheinung. Um das Feuer bewegt sich etwas, was das vorurtheilfreieste, gegen allen Spuk gestählte Gemüth unwillkürlich zum Wanken gebracht haben würde. Dieser Gegenstand hat sich in einen zottigen Rennthierfellmantel gehüllt, aus welchem in phantastischer Verwirrung Tuchstreifen von allen Regenbogenfarben hervorhängen. Der Kopf, die Schultern und ein Theil des Gesichts sind bedeckt mit einer zusammenhängenden Rüstung aus Vielfrassfell, welche mit blanken, frei herabhängenden Messingscheiben geschmückt ist, die hinten auf dem Rücken klappern. Durch diese zottige Mütze sind von dem ganzen Gesicht nur zwei dunkle, blitzende Augen, zwei dicke Lippen und ein Paar breite Nasenlöcher sichtbar. Das Gespenst ist kaum zwei Ellen hoch, dehnt sich aber um so mehr durch seinen buschigen Rennthierpelz in die Breite aus. Dieser spukähnliche Gegenstand scheint leise um den Rost, auf welchem das Feuer angezündet ist, zu schreiten; an allen vier Seiten desselben steht er eine Weile still und verbeugt sich nach jeder Weltgegend. Bei diesen Bewegungen des Gespenstes gewahren wir, dass das eine Bein bedeutend kürzer ist als das andere. Als das Gespenst so mit dem Gesicht nach Osten gewandt steht und wahrscheinlich die Absicht hat sich nach dieser Seite hin zu verneigen, macht der Körper während der Verneigung selbst eine so bedeutende Wendung nach Norden, dass das ganze Compliment dieser Weltgegend zufällt. Will es dagegen seinen Kopf nach Westen wenden, so findet die Verbeugung in der That

nach Süden Statt. Wohin auch der Kopf seinen Gruss senden will, protestirt das Bein dagegen und zwingt den erstgenannten Körpertheil eine andere Himmelsgegend zu begrüssen. Das kann wohl im Ganzen genommen einerlei sein, da doch jede Weltgegend nach und nach ihren gehörigen Gruss erhält; es bleibt aber ein merkwürdiger Scherz der Natur, dass sie zwei Körpertheile in eine so sonderbare Opposition zu einander treten lässt. Nachdem nun jede Himmelsgegend auf die eben angeführte Weise begrüsst worden ist, setzt sich die wunderliche Gestalt mit kreuzweise übereinandergeschlagenen Beinen vor dem Feuer hin, bricht in ein «Huh! huh! huh!» aus und beginnt mit leisen Schlägen auf den Rost loszuklopfen. Nun begreifen wir, dass hier eine Samojedische Beschwörung der Winde vor sich geht; ob aber die beschwörende Person aus der Luft oder aus dem Wasser gekommen war, war für mich ein Räthsel, bis meine Augen zufälliger Weise auf den rosenrothen, von dem Schein des Feuers beleuchteten Balagan fielen. Von einem Lachdämon ergriffen kroch ich nun von meinem Bett auf das Verdeck hinauf, begab mich dann ganz leise zu dem Vordertheil desselben und machte von dort einen Saltomortale zu dem Schiffschnabel. Die Samojedin — eine solche war die bewusste Person — gab zuerst einen Schrei des Schreckens von sich, beruhigte sich jedoch bald wieder und sagte mit Kaltblütigkeit: «Setze und wärme dich an dem Feuer, denn der Wind ist kalt und der Regen scheint deine Kleider durchnässt zu haben.» Diess wurde mit einem Tone gesagt, der zu erkennen gab, dass die Alte um jeden Preis meine Freundschaft erkaufen wollte, wahrscheinlich damit ich der Reisegesellschaft ihren nächtlichen Ausflug in die Geisterwelt nicht verrathen möchte.

Mein Bemühen musste natürlich sein mir die magischen Kenntnisse der Samojedin anzueignen. Es ist im Allgemeinen nicht so leicht ein Individuum des Samojedenstammes zu irgend welchen andern Antworten zu bringen, als solchen, die mit dem kurzen Worte *jekar* (ich weiss nicht) abgethan werden; jetzt jedoch kostete es mich keine Mühe den ganzen Vorrath der alten Samojedin zu

erschöpfen. Er enthielt manches und vieles von göttlichen und menschlichen Dingen, was in dem Vorhergehenden zum grössern Theil mitgetheilt worden ist. Was ich hier vor allen Dingen hinzuzufügen wünsche, ist die Erzählung der Alten von Urier, diesem Samojedischen Schaman, von welchem es allgemein heisst, dass er lebend gen Himmel emporgefahren sei [1]). Diese Erzählung wurde von der Alten ungefähr in folgenden Worten vorgetragen:

«In alten Zeiten lebte auf der Erde ein Tadibe Namens Urier, und er war ein Tadibe unter den Tadibe's, ein Weiser unter den Weisen, ein Arzt unter den Aerzten, ein Seher unter den Sehern; er war ein Meister, wie unsere Zeit keinen mehr auf die Welt bringt. Galt es ein verlorenes Rennthier oder gestohlene Schätze wiederzufinden, die Gesundheit wiederzuerlangen, sich Glück und Reichthum zu bereiten u. d. m., so lohnte es nicht in solcher Angelegenheit irgend einen andern Tadibe als Urier um Rath zu fragen. Urier, der im Besitz zahlreicher Rennthierheerden war, hatte viele Länder durchreist und viele Völker gesehen; endlich ward er jedoch der Mühseligkeiten und Beschwerden des Erdenlebens überdrüssig. «Hier, sagte er, wird die Rennthierzucht immer schwächer und schwächer, das Moos nimmt von Jahr zu Jahr ab, der Wildpretsfang wird schlimmer und schlimmer, dagegen nimmt das Stehlen, die Betrügerei und Unrecht jeglicher Art immer mehr unter den Menschen zu. Ich will nicht länger auf dieser elenden Erde leben, sondern mir einen bessern Wohnsitz im Himmel suchen.» Nachdem er so gesprochen hatte, gab er seinen beiden Frauen den Befehl sowohl ihn als sich selbst mit neuen Kleidern zu versehen und den Rennthieren neues Geschirr zu verfertigen, verbot ihnen jedoch aufs Strengste diesen Arbeiten irgend etwas einzuflicken, was schon früher in Gebrauch gewesen wäre. Als alles fertig war, begab er sich von dannen und fuhr durch die Luft in einem Schlitten, der mit vier starken Rennthierochsen bespannt war. Die beiden Frauen folgten ihm auf den Spuren, eine jede mit ihrem Rennthiergespann. Als man ungefähr auf die Hälfte des Weges gekommen

1) Vergl. Seite 234.

war, fingen Urier's Rennthiere an zu wanken und sich herabzusenken.

Urier, der die Ursache ahnte, fragte seine Frauen, ob sie, so wie er ihnen befohlen, die Kleidungsstücke und die Geschirre der Rennthiere aus lauter neuen Stücken zusammengenäht hätten. Nun gestand Uriers zweite Frau, dass sich an ihrer Kleidung ein kleines Band befände, welches schon früher in Gebrauch gewesen wäre. Zugleich bat und beschwor sie ihn mit Thränen in den Augen, auf die Erde zurückkehren zu dürfen, wo sie ihre beiden Söhne hätte zurücklassen müssen. Sie wolle lieber den Erdenkummer tragen, wenn sie ihn mit ihren Kindern theilte, als des Himmels Seligkeit geniessen, wenn die Kinder diese nicht mit ihr theilen würden. Durch ihre Bitten erweicht sandte Urier sie wieder auf die Erde zurück, selber fuhr er jedoch mit seiner ersten Frau zum Himmel empor und fand dort alles, was sich der Mensch nur irgend wünschen kann — starke Rennthiere, gutes Moos, Wildpret im Walde und auf dem Felde u. s. w. [1]).

Als etwas höchst Merkwürdiges verdient auch angeführt zu werden, dass die Samojeden an fortwährende Himmelfahrten glauben. Geschieht es, dass ein Meineidiger oder ein Uebelthäter spurlos auf den öden Tundern verschwindet, so heisst es, dass er von einem Bären aufgefressen sei; wenn aber dasselbe Schicksal eine wohlangesehene Person trifft, so nimmt man es für eine ausgemachte Sache an, dass sie sich gleich Urier in die himmlischen Wohnungen begeben habe. Ein Russischer Missionär, der diese Vorstellung nicht kannte, soll bei einigen heidnischen Samojeden durch die Erzählung von der Himmelfahrt des Propheten Elias Liebe zum Christenthum haben wecken wollen. Die Samojeden aber hatten die Erzählung mit Gleichgültigkeit angehört und als er mit ihr

---

1) Von dieser Erzählung giebt es eine Variante, nach welcher beide Frauen mit ihren Kindern dem Urier nach dem Himmel gefolgt sein sollen. Nach einiger Zeit soll einer der Söhne auf die Erde zurückgekehrt sein und den Samojeden die Herrlichkeit des Himmels, seinen Reichthum an Rennthieren und Rennthierweiden u. s. w. geschildert haben.

zu Ende war, soll einer von ihnen mit Kaltblütigkeit geäussert haben: «Mein Bruder ist auch vor einigen Monaten gen Himmel gefahren.»

Die Unsterblichkeit ist sonst ein wichtiges Vorrecht, das die Tadibe's vor den gewöhnlichen Menschen haben, denn die Samojeden leben in dem dunkeln Glauben, dass der Tod dem ganzen Dasein des Menschen ein Ende mache. Zwar scheint man anzunehmen, dass der Verstorbene noch einige Zeit im Grabe lebe, und es geschieht wohl auf Grund einer solchen Annahme, dass man nicht bloss an der Seite des Verstorbenen einen Herd, ein Messer, eine Axt, einen Speer, Geld und verschiedene nothwendige Dinge niederlegt, sondern auch von Zeit zu Zeit ein Rennthier am Grabe schlachtet; ist aber die Leiche verwest, so glaubt man, dass es mit dem Menschen aus sei. Nur die Tadibe's haben ein unsterbliches Leben; sie verwandeln sich nach dem Tode in sogenannte Itarma's, welche nach allem, was ich über sie erfahren konnte, gerade die Tadebtsjo's der Kanin'schen Tundern sind. Man erzählt, dass sie bald in ihrem Grabe ruhen, bald wieder auf der Erde umherwandern, besonders zur Nachtzeit und nach ihrer früheren Sinnesart entweder Gutes oder Böses ausüben. Ueberhaupt hegt man jedoch eine gewisse Furcht vor den Itarma's und deshalb lieben die Samojeden es nicht viel von ihnen zu sprechen.

Durch die Erzählungen, mit denen mich die alte Samojedin unterhielt, gestärkt, hielt ich mit Ruhe eine regnerische und stürmische Nacht unter dem geborstenen Dach des Herbstes aus, während dagegen meine Melpomene sich von Zeit zu Zeit mit der Essenz der in ihrem Busen steckenden grünen Flasche Muth einflössen musste. Der fleissige Genuss der Essenz hatte zur Folge, dass die Alte endlich am Feuer einschlief. Sie ihrem Schicksal überlassend kroch ich nun unter meinen Balagan, bekleidete mich mit einem Rennthierpelz und legte mich auf mein Bett, das aus Schleif- und Ziegelsteinen gebildet war. Am nächsten Morgen (den 22. September) hatten wir wiederum günstigen Wind. Er blies aus einer schweren Wolke, welche uns zugleich mit gewaltigen Regenschauern bewirthete. Die

Luft war düster und die Erde lag in einen Nebel eingehüllt. Durch diesen Nebel hindurch erblickte man weitgestreckte Sümpfe, auf welchen man hin und wieder eine gebeugte Föhre, eine gelbgewordene Birke, einen durch den Ruf der Bootsleute aufgescheuchten Bären, der dem Strande entlang lief, einen raublustigen Adler, der auf Beute lauerte, u. s. w. gewahr wurde. Durch diese und andere Gegenstände nicht eben besonders erheitert, bemerkte ich mit Vergnügen, wie wir mit gespannten Segeln nach und nach eine Bucht nach der andern vorbeifuhren. Als es dunkelte, bemerkten wir in der Entfernung viele Feuer, welche auf dem Ufer von Ishemskischen Bauern angezündet waren, die auf der Reise zu ihren Rennthierheerden Halt gemacht hatten. Wir gesellten uns zu ihnenr und beschlossen ein kleines Gastmahl an dem öden Strande de Uusa zu veranstalten. Die ganze Gesellschaft wurde in unsern geräumigen Kajuk geladen und setzte sich um eine umgestürzte Tonne, die uns als Tisch diente. Während man Thee trank, sassen die Syrjänen verdriesslich und ernst um die Tonne herum, als aber die Cognacflasche in Bewegung kam, fing das Syrjänische Phlegma an allmählich aufzuthauen. Ich benutzte die Gelegenheit um das Gespräch auf den Zustand der Samojeden und ihr Verhältniss zu den Colonisten auf der Tundra zu bringen. Es war diess ein kitzlicher Punct, denn die Samojeden beschuldigen die fremden Colonisten und zumal die Syrjänen mancher Ungerechtigkeit und meinen, dass sie in Folge der gewissenlosen Bedrückungen der Colonisten in ihre jetzige, höchst jammervolle Lage gerathen seien. Die Syrjänen ihrer Seits wollen wieder als die Wohlthäter der Samojeden gelten und suchen ihre Handlungen mindestens mit dem Schein des Rechts zu bemänteln. Ich will hier einige ihrer Vertheidigungsgründe anführen und mit möglicher Genauigkeit die Aeusserungen, welche die um die Tonne gelagerte Versammlung that, wiedergeben. Der älteste in unserer Rathsversammlung, der ein geachteter Kirchenvorsteher war, liess sich ungefähr auf folgende Weise aus:

«Ich habe mein Vertrauen auf Gott gesetzt und glaube, dass ohne seinen Willen nichts in der Welt geschieht. Da nun bekannt-

lich die Syrjänen in den Besitz eines grossen Theils der Rennthiere der Samojeden gekommen sind, so ist diess sicherlich in Folge eines Rathschlusses des Höchsten geschehen. Nicht als wenn der Teufel nicht auch in dieser, wie in vielen andern Sachen sein Spiel gehabt hätte; doch auch sein Werk hat Gott gefügt und wird es immerfort nach seinen allweisen Absichten fügen. Da du [1]) ein Fremdling von der tatarischen Glaubenslehre und mit dem wahren Lichte unbekannt bist, so will ich dich durch ein Beispiel belehren, wie Gott schon von Anbeginn der Welt das Böse, welches der Teufel stiftet, zum Besten wendet. So steht es geschrieben, dass Gott an den sechs ersten Tagen Himmel und Erde, Sonne, Mond und alle Sterne, den Menschen, das Gras, die Thiere u. s. w. geschaffen habe. Nun wollte der Teufel auf alle Weise die von Gott geschaffenen Werke verschlimmern, er verdarb den Menschen, vergiftete viele Kräuter, brachte Schlangen und andere schädliche Thiere hervor. So schuf er auch unter den Fischen den Hecht und die Quappe. Als die Engel diese Fische gewahr wurden, fingen sie dieselben, brachten sie zu Gott und fragten, was man mit ihnen thun sollte. Gott betrachtete die Fische, und da er ein Kreuz in ihrem Kopfe bemerkte, segnete er sie, so dass sie nun gut und dem Menschen nützlich sind. Was Gott also gesegnet hat, das darf der Mensch nicht tadeln, wenn auch der Böse seine Hand dabei im Spiel gehabt haben sollte. Offenbar weilt Gottes Segen auf unsern Rennthierheerden, denn sie nehmen zu und vermehren sich mit jedem Jahr und bilden unsere vorzüglichste Habe. Frägst du nun, in welcher Absicht Gott uns die Rennthiere der Samojeden geschenkt hat, so glauben wir dich auch in dieser Sache belehren zu können. Ehe die Colonisten auf die Tundern vorgedrungen waren, lebte das ganze Samojedenvolk in heidnischer Verirrung und Verblendung. Diese Menschen brachten ihre Opfer blossen Baumstämmen dar und die Sonne der Gnade war vor ihnen in einen undurchdringlichen Nebel gehüllt. Sie hatten von göttlichen Dingen wenig mehr Kennt-

---

1) Die Rede war an mich gerichtet.

niss als Hunde und Steinfüchse. Fast eben so unerfahren waren sie in menschlichen Gewerben und Verrichtungen. Sie kannten den Gebrauch der Feuergewehre nicht, waren ohne Netze und ordentliche Fischgeräthe, verstanden nicht ihre Rennthiere zu überwachen und hatten im Allgemeinen keinen Begriff von einer ordentlichen Haushaltung. Deshalb sandte Gott Russen und Syrjänen auf die Tundern, er sandte sie den Samojeden als Lehrmeister sowohl in göttlichen als menschlichen Dingen. Es hat ihm gefallen uns die Rennthiere der Samojeden zu geben und sie selbst in unsere Lehre treten zu lassen. Sie sind nun unsere Diener, wenn sie aber ihre Lehrzeit ordentlich ausdienen und dabei gute, rechtgläubige Christen werden, so wird Gott sie sicherlich in seine Gnade aufnehmen, denn er nimmt sich eines jeden an, der auf ihn vertraut.»

Ein anderer unter den Männern des Rathes äusserte sich in folgenden Worten: «Die Menschen sind mannigfaltig, sagt das Sprichwort, und diess gilt von allen Menschen, sowohl von den Christen als auch von den Heiden. So giebt es unter den Samojeden viele gute und ordentliche Menschen, unter den Syrjänen aber viele Betrüger und Schelme. Von diesem Schlage sind besonders viele Syrjänen, welche auf den Tundern umherstreifen. Sie haben ihre Zuflucht zu der Wildniss genommen, da sie hier ihre Bosheit ungestraft ausüben können. Aber es fragt sich, ob diese Uebelthäter den Samojeden mehr Schaden bringen als den Syrjänen. Wie die Sachen jetzt stehen, sind wir es ohne Zweifel, die jetzt am Meisten leiden. Die Klagen der Samojeden sind eine Folge früherer Leiden. Bei den jetzigen Umständen giebt es bei ihnen wenig zu verdienen und es ist somit natürlich, dass ein jeder, der durch Unrecht in den Besitz fremden Eigenthums kommen will, seine Jagd besonders in unsern reichen Heerden anstellt. So ist es auch geschehen, dass wir alle hier Anwesenden jährlich eine bedeutende Zahl von Rennthieren verloren haben, bisweilen durch die Diebstähle der Samojeden, öfter jedoch durch die unserer eignen Mitbrüder. Weit entfernt davon die Vertheidigung solcher Personen zu übernehmen, wünschen wir im Gegentheil auf das Sehnlichste,

dass sie der Hand der Gerechtigkeit überliefert werden möchten. Sind sie einmal von der Tundra fortgejagt, so hören die Streitigkeiten, welche jetzt zwischen den Samojeden und Syrjänen stattfinden, von selbst auf. Dann werden auch die Samojeden sehen, dass sie von uns einen grössern Vortheil haben, als sie nun zugeben möchten.»

«Dass wir in den Besitz der Rennthiere der Samojeden gekommen sind, meinte ein Dritter, gereicht diesem Lande zum Nutzen und Frommen. In der Hand der Samojeden sind die Rennthiere immer ein unfruchtbares Eigenthum gewesen, da ihre Lebensweise von einer sehr verkehrten Art ist. Der Reiche liegt ganz unthätig in seinem Zelt und sammelt arme Anverwandte um sich, welche an seiner Habe zehren, bis auch er ganz verarmt und von der Gnade seines Nächsten leben muss. Bei diesen Leuten giebt es sonach keine Gelegenheit zu Broderwerb. Wir dagegen verschaffen durch unsere Heerden vielen Hunderten Syrjänen und Samojeden Arbeit und Nahrung. Wir brauchen sie dazu sämisches Leder zu bereiten, Kleider sowohl zu unserm eignen Gebrauch als auch zum Verkauf zu nähen, unsere Heerden zu bewachen, zu fischen und zu jagen. Mit Rennthieren schaffen wir aus Sibirien Mehl, Fische und andere Waaren des täglichen Bedarfs. Wir besuchen die Märkte, verkaufen dort Leder, Rennthierhäute und Haare, Lederwaaren u. s. w. und bringen auf diese Weise Geld in unsere arme Gegend. Wir verstehen, mit einem Wort, die Rennthiere zu allgemeinem Nutzen anzuwenden und können bloss durch sie unser Dasein in diesem wilden Lande fristen.»

Irgend welche neue Meinungen liessen sich nicht in der Raths-versammlung hören, sondern man verhandelte bloss über die bereits angeführten, und war im Allgemeinen darüber einig, dass 1) die Syrjänen und die Colonisten überhaupt zu der Bildung und Veredlung der Samojeden beigetragen haben und fortwährend beitragen; 2) die Samojeden für die Gegenwart von Seiten der Colonisten keinen bedeutenden Schaden erleiden, sondern im Gegentheil bei ihnen Geld verdienen, und dass 3) die Syrjänen sich nur mit Hülfe ihrer

Rennthierheerden in diesen unfruchtbaren Gegenden aufhalten können. Ziehen wir nun auch die Samojeden zu Rath, so geben sie zwar zu, dass es unter den fremden Colonisten manchen redlichen Mann giebt, der ihnen sowohl in göttlichen als menschlichen Dingen zum Nutzen gereicht; doch überhaupt haben sie eine grosse Erbitterung gegen diese Ankömmlinge und legen ihnen zur Last, dass sie sich durch Diebstähle und Betrügereien die Rennthiere der Samojeden angeeignet, ja sogar ihre Kinder und Angehörigen in eine babylonische Gefangenschaft fortgeführt haben; dass sie immerfort ihren Aufenthalt auf der Tundra erschweren, da sie mit ihren zahlreichen Heerden das Rennthiermoos abweiden, ihnen Abbruch thun in dem Fang wilder Thiere, sie im Handel betrügen, sie an Rennthieren bestehlen u. s. w. Deshalb wünschen alle die Samojeden, welche noch grössere oder kleinere Rennthierheerden haben, nichts so sehr, als dass die fremden Colonisten entweder ganz von der Tundra vertrieben oder wenigstens auf gewisse bestimmte Gränzen beschränkt werden und nicht, so wie es bisher der Fall gewesen, die Freiheit haben möchten die Herren des ganzen Samojedischen Landes zu spielen.

Doch wollen wir die Samojedische Politik verlassen und unsere Reise fortsetzen. Während der Nacht, die auf das eben mitgetheilte Gespräch folgte, legte sich der Wind und wir mussten uns nun auf die Weise forthelfen, dass fünf Mann den Kajuk mit einem Tau den Strand entlang zogen. So erreichten wir den grossen Nebenfluss Ljomwa, 90 Werst von Rögöwei. Hier blies wiederum ein günstiger Wind, als aber das Segel ausgespannt werden sollte, versäumte man es die Stricke ordentlich zu befestigen und das hatte die Folge, dass der Mastbaum brach. Diess veranlasste einen Aufenthalt von einem Tage, während welcher Zeit man einen neuen Mastbaum aufrichtete. Doch mit diesem Mastbaum brach auch unser Glück. Während der drei nächstfolgenden Tage wehte ein hartnäckiger Gegenwind. Zugleich wurde die Uusa immer reissender und reissender, an einigen Stellen war sie auch so seicht, dass der Kajuk, während er stromaufwärts gezogen wurde, oft auf den

Grund stiess. Inzwischen erreichten wir nach grossen Anstrengungen den 27. September unsern ersten Bestimmungsort, welcher eine kleine unbewohnte Hütte an der Uusa, ungefähr 40 Werst vom Ural, war.

In dieser engen Hütte oder Jurte liessen sich nun funfzehn Personen nieder, um auf die Ankunft des Winters zu warten und sich dann in Gesellschaft nach Sibirien zu begeben. Aus Furcht, dass die Winterzeit in einer unbequemen, unreinen, dunstigen, heissen und rauchigen Wohnung gar zu lange dauern könnte, beabsichtigte ich ohne Aufschub meine Reise zu Fuss bis nach Obdorsk fortzusetzen; die Reise schien jedoch mit so vielen Gefahren und Widerwärtigkeiten verknüpft zu sein, dass die Syrjänen mir keinen Begleiter auf den Weg gaben, indem sie meinten, dass sie meinen etwanigen Untergang nicht auf ihre Verantwortung und auf ihr Gewissen nehmen könnten. Da ich mich so genöthigt sah zurückzubleiben, war es meine hauptsächlichste Sorge jeden Tag zu Ende zu bringen. An irgend eine Beschäftigung in der Hütte zu denken war nicht möglich, denn hier konnten es sogar die Syrjänen vor lauter Rauch, Dunst und Hitze im Laufe des Tages nicht aushalten. Die Ausflüge in das Freie waren aber weniger angenehm wegen des ewig anhaltenden Regens, welchen der eben so anhaltende Westwind mit sich führte. Indessen streifte ich fleissig auf dem öden Moose umher, entfernte mich bisweilen so weit von meiner Wohnung, dass ich sie mit Mühe wiederfand. Die Gegend war ringsum eine Tundra, worunter man, wie schon im Vorhergehenden bemerkt worden ist, ein waldloses Land, einen nackten Boden zu verstehen hat. Auf einer Tundra können Höhen und Thäler, Heiden und Sümpfe, Seen, Flüsse u. s. w. vorkommen, doch fehlt es dort an Vegetation. Vielleicht würde eine mikroskopische Untersuchung auch auf der Tundra lebende Wesen verschiedener Art entdecken, doch vor die Blicke eines gewöhnlichen Betrachters treten hier nur niedrige Weidenbüsche, das graue Rennthiermoos, einige Grasarten und eine Menge kryptogamischer Gewächse. Unter den Thieren gewahrt man ausser dem Rennthier nur Wölfe, Füchse,

namentlich Steinfüchse, Raben, Krähen, Eulen und eine unerhörte Menge von Ratten und Mäusen. Wer die düstre Leere, die auf der Tundra herrscht, erfahren hat, dürfte sich nicht über die den Samojeden eigenthümliche Vorstellung wundern, der zu Folge der Todesgott auf der Erde thront, die elysäischen Gefilde sich aber im Schooss der Unterwelt befinden. In Uebereinstimmung mit dieser Vorstellung begraben sie gewöhnlich ihre Todten über der Erde und lassen die düstern Geister der Tadibe's im Dunkel der Nacht über ihnen schweben, erzählen aber dagegen, dass tief in der Erde unten ein gutes und glückliches Volk wohnt, welches sie *Sürtjei* nennen, ein Volk, das in reichem Besitz von Mammuththieren, die dort statt der Rennthiere dienen, von Bibern, Zobeln, Silber und Gold lebt.

Hier werde ich an eine Ueberraschung erinnert, welche mir während meiner einsamen Spaziergänge auf der jetztbesprochenen Tundra widerfuhr. Bei einem plötzlich hereinbrechenden Unwetter war ich gezwungen eine Zuflucht unter einem am Ufer des Flusses stehenden Baume zu suchen. Nicht weit vom Baume erblickte ich einen Gegenstand, der zugleich meine Verwunderung und Neugierde erweckte. Es war nänlich ein vierkantiger Kasten von ungefähr drei Ellen Länge und einer Elle Breite. Der Kasten war aus groben ungehobelten Blöcken gezimmert, war auf einige Pfähle gestützt und mit zwei Plankenschichten bedeckt. Ohne Bedenken unternahm ich eine Untersuchung des Inhalts des Kastens, riss zuerst zwei über denselben laufende Querstangen los und wälzte darauf die Planken, welche zu einer Art von Deckel oder Bedeckung des Kastens dienten, auf die Seite. Nachdem diese Hindernisse beseitigt waren, lag vor meinen Augen eine widerliche Antiquität — ein verwester Menschenleichnam.

Was meinen Aufenthalt in der engen Syrjänenhütte betrifft, so wurde er mit jedem Tage immer peinlicher und unerträglicher. Durch den täglichen Umgang verlor meine Reisegesellschaft nach und nach allen Respect vor mir und begann sich einer maasslosen Völlerei hinzugeben. Hin und wieder kann man sich wohl mit

nüchternem Sinn an den komischen Scenen, welche fast immer in einem bacchantischen Kreis vorkommen, belustigen; doch auf die Länge wird solch ein Schauspiel widerlich und unerträglich. Das Drama, welches in einer Schenke aufgeführt wird, ist im Ganzen kein anderes als das, welches man in einem Irrenhause sieht. Der Rausch ist bloss ein vorübergehender Paroxysmus von Wahnsinn.

Ende Octobers trat endlich der Winter, der während eines langen Monats ersehnte Winter ein. Die Rennthierheerden der Syrjänen langten an und man begann Anstalten zu der Reise zu treffen. In gar kurzer Zeit bildete sich eine Karavane von 150 Schlitten, welche in 15 sogenannte *Arjishe* vertheilt wurden. Unter *Arjish* versteht man eine zusammenhängende, kleinere Karavane, welche ungefähr aus 10 Schlitten besteht. Ein jeder dieser Schlitten wird gewöhnlich von zwei Rennthieren gezogen, welche vermittelst einer Halfter an dem nächstvorhergehenden Schlitten angebunden und somit genöthigt werden dem Arjish zu folgen. An der Spitze desselben fährt immer eine Person, welche in einem leichten Schlitten sitzt, der von 3 bis 4 Rennthieren gezogen wird. Ein solcher Schlitten hat so kurze Dimensionen, dass der Fahrende immer quer auf demselben sitzen muss, mit dem Rücken rechts gewandt, wobei seine Füsse ausserhalb des Schlittens herabhängen. Da diese Art zu fahren sowohl unbequem als auch auf die Länge sehr ermüdend ist, so liess ich meine Rennthiere im Arjish anbinden und zwängte mich in einen gewöhnlichen Lastschlitten, in welchem ich eine halbliegende Stellung annehmen und sowohl rechts als links schauen konnte. Den ersten Tag hatte ich jedoch nichts anzumerken, da wir uns erst gegen Abend auf den Weg begaben und bald darauf unsere Zelte aufzuschlagen genöthigt waren. Hiebei geht es folgender Maassen her. Man richtet zuerst zwei Stangen auf, welche an ihrem obern Ende vermittelst einer Schlinge aneinander befestigt sind. Durch diese Schlinge werden dann verschiedene lose Stangen gesteckt, die mit ihrem untern Ende auf die Erde gestützt werden und eine nach Beschaffenheit des Zeltes abgepasste grössere oder kleinere Peripherie bilden. Um diese Stangen werden doppelte Wände

gezogen, die aus zusammengenähten Rennthierhäuten bestehen und vier besondere Abtheilungen ausmachen. Die Wände werden stark umschnürt und während des Unwetters erfordert es die Vorsicht das ganze Zelt entweder an einen nahestehenden Baum oder an einen Lastschlitten festzubinden, da der Wind sonst leicht das ganze Haus davonführen könnte. Innerhalb des Zeltes wird der Fussboden mit Brettern, Zweigen oder Matten und Rennthierhäuten bedeckt. Der Herd besteht aus einem Rost und über demselben befinden sich zwei an den Zeltwänden befestigte Stangen, an welchen die Grapen herabhängen. Doch ist das Kochen keine Hauptsache auf der Tundra. Nicht allein die Samojeden, sondern auch die Russen und Syrjänen sind gewohnt rohe Fische und rohes Fleisch zu verzehren. Auch manche gebildete Personen bedienen sich hier roher Speise, besonders gefrorner Fische und sehen diese für ein besonders wirksames Präservativ gegen scorbutische Krankheiten an. Wie es sich auch hiemit verhalten mag, so wird der Reisende durch die auf den Tundern gewöhnliche Lebensart gezwungen sich an rohe Kost zu gewöhnen. Es geschieht oft, dass man mehrere Tage hindurch keinen Brennstoff findet oder wegen des Unwetters sein Zelt nicht aufschlagen kann, ja auch bei gewöhnlichen Verhältnissen kann man auf der Reise nie dazu kommen die so nothwendige Mittagsmahlzeit anzuordnen. Deshalb pflegt ein jeder ein Stück rohes Fleisch oder besonders eine Rennthierkehle im Schlitten bei sich zu haben und sie zu verzehren, wenn ihn die Lust ankommt. Unterdessen unterlässt man es nicht jeden Morgen und Abend den Grapen auf das Feuer zu setzen, wenn die Umstände es zulassen. — Ist nun das Zelt aufgeschlagen und das Abendessen im Anzuge, so schleicht der eine nach dem andern leise ins Zelt, sucht sich einen behaglichen Platz am Herde und sitzt mit vergnügtem Sinn an dem lieblich dampfenden Grapen. Doch zeigt sich in unserm bunten Kreise eine grosse Verschiedenheit in der Art und Weise, auf welche ein jeder sein Dasein geniesst. Der Russe singt frohe Lieder, scherzt, foppt und ist muthwillig; der Syrjäne liest Gebete, erzählt Legenden und moralisirt;

der Samojede sitzt still und hört der Rede der Klügeren aufmerksam zu. Nur ein einziges Individuum des letztgenannten Volkes lässt sich bisweilen hören. Er wird von den Syrjänen für einen Narren gehalten, doch seine ganze Narrheit besteht darin, dass er zu allem lacht und mit den Waffen des Scherzes jede Kränkung, jede Verunglimpfung, ja sogar den Hohn und den Spott seiner Kameraden abwehrt. Dass er gewiss kein Thor war, davon überzeugte ich mich vollkommen an unserer ersten Lagerstelle, wo sich folgendes Ereigniss zutrug. Als die Abendmahlzeit vorüber war, hätte man gern die Ueberbleibsel derselben dem Samojeden geschenkt, doch da er kein Kreuz am Halse trug, so fürchtete man, dass er die Schüssel verunreinigen und dadurch seine heidnische Sündhaftigkeit auf die andern übertragen würde. Während die Gesellschaft in Unruhe und Sorge über diesen wichtigen Punkt dasass, nahm der Samojede ein betrübtes, halbweinerliches Aussehen an, ergriff einen nahliegenden Eiszapfen und fing mit grossem Eifer an seine unschuldige Zunge rein zu waschen. Man hielt diess für Wahnsinn, doch die Demonstration hatte die Wirkung, dass dem Samojeden sofort eine Schüssel vorgesetzt wurde. Unterdessen fing jedoch der frömmste unter den Syrjänen an sich sogleich gegen die Ansteckung durch ein rothgedrucktes Gebet zu präserviren, das er aus einem Gebetbuch ablas. Während des Lesens erblickte er am Rande die Worte «Christi Auferstehung.» Da er sich an die nahebevorstehende schwere Fastenzeit erinnerte, hörte er sogleich auf zu lesen und schob das Buch von sich. Darauf legte er sich trostvoll zur Ruhe. Wir übrigen folgten seinem Beispiel. Der Nacht folgte ein herrlicher Morgen. Nach meiner geringen Einsicht in himmlische und irdische Dinge hat der hohe Norden nichts Schöneres darzubieten als einen sternklaren Herbstmorgen, wenn die Erde mit Schnee bedeckt, der Wald noch finster und das Eis blank ist, die Luft aber rein und leicht wie der leichteste Aether, wenn kein Lüftchen, kein Vogel, kein Laut das tiefe Schweigen der Natur stört.

Was unsere Reise anbetrifft, so ging sie so langsam vor sich,

wie es nur in dem Samojedenlande möglich ist. An den vier ersten Tagen (25. — 28. October) legten wir im Ganzen ungefähr 40 Werste zurück, erreichten jedoch noch nicht den Ural, da man um einen guten Uebergang über das Gebirge zu haben einen bedeutenden Umweg zu machen genöthigt war. Hierauf trat ein Thauwetter ein, das uns zwei Tage lang aufhielt. Den 31. October setzten wir uns wieder in Bewegung und fuhren an dem Tage über den Kötschpel, einen der vielen Nebenflüsse der Uusa. Hier sah ich die letzten Föhren auf der Westseite des Urals; während der Nacht entstand ein Regen, der zwei Tage lang fortdauerte und uns verhinderte die Reise fortzusetzen. Den 3. November wurden wir wiederum von einem klaren, ruhigen Morgen begrüsst. Nun sah ich zum ersten Mal den Ural in seiner vollen Pracht — umstrahlt von dem Glanz der Sterne, welche die wogenähnlichen, wolkenhohen Bergspitzen beschienen. Stolz hob aus der Mitte «der Fürst des Urals» [1]) seinen weissen Gipfel und über ihm hingen zahllose Sterne. Ihr schimmernder Schein ergoss sich gleich einem Geiste über das Antlitz des Fürsten und gab den erstarrten Zügen Leben. «Du siehst, dass der Fürst heute mild ist, er kann aber auch ein anderes Aussehen annehmen,» sagte der oben erwähnte Samojede, der sich unvermerkt an meine Seite geschlichen hatte. Hierauf erzählte er von den mächtigen Stürmen, die auf dem Ural toben und Steine und ganze Felsen bergabwärts schleudern. Er erzählte, dass viele seiner Brüder in Sturm und Unwetter ihr Leben bei dem Uebergang über den Ural darangesetzt hätten. So gefürchtet ist der Fürst des Urals von den Samojeden, dass sie es nie wagen ihre Reise über das Gebirge anzutreten, ohne zuvor ihre Rennthiere einige Tage am Fusse des Berges ausruhen zu lassen. Mit frischen Rennthieren fährt man in einem Tage über das Gebirge. Zu Uebergangsstellen dienen verschiedene Bergpässe oder sogenannte «Pforten,» durch welche die Bergreihe öfters unterbrochen wird. Der Pass

---

1) Die Samojeden nennen den Ural *Pae* Stein, und die höchste Spitze in jeder seiner Bergstrecken heisst gewöhnlich *Pae jieru*, des Urals Fürst oder Herr.

besteht aus mehr oder minder weitreichenden Bergketten, welche eine ganz bedeutende Höhe haben, obwohl sie, von fern gesehen, niedrigen Thälern gleichen. Unsere Reise ging über die Bergkette, welche man nun durch einen Kanal zu durchbrechen beabsichtigt, um zwei Flüsse, die ihren Ursprung auf dem Bergrücken nehmen und von denen der eine, der *Jelez* in die Uusa, der andere in einen Nebenfluss des Ob, Namens *Padjaha* oder *Sob* fällt, zu verbinden. Hiebei wäre der Plan eine Verbindung zwischen dem Ob und der Petschora herbeizuführen und die nordischen Produkte des Auslandes über Pustosersk kommen zu lassen. Wenn dieser Plan einmal realisirt wird, so wird er unfehlbar den grössten Einfluss auf die Cultur des Landes und die Civilisation der wilden Bewohner ausüben.

Glücklich und rasch ging unsere Reise durch den Gebirgspass; kaum hatten wir uns jedoch den Bergrücken abwärts begeben, als sich von Westen ein Sturm erhob, welcher sogar auf der östlichen, windfreien Seite des Berges so heftig war, dass wir unsere Zelte nur mit der grössten Mühe aufschlagen konnten. Während der Nacht legte sich der Wind in dem Grade, dass wir schon den folgenden Tag (den 4. November) unsere Reise fortsetzen konnten. Wir fuhren nun in südöstlicher Richtung längs dem rechten Ufer des Sob-Flusses durch eine Gegend, die sehr uneben und mit Föhren und Lärchenbäumen dicht bewachsen war. Nach einer dreitägigen langsamen und mühevollen Reise in dieser Waldgegend liessen wir den Sob rechts liegen und befanden uns sogleich auf einer weitgestreckten Tundra, fuhren einen und einen halben Tag auf derselben und erreichten so eine Höhe, von welcher sich endlich der Ob mit all seinen zahlreichen Buchten, Inseln und Nebenflüssen zeigte. Da die Fluth sich noch nicht gesenkt hatte, schlugen wir unser Lager auf der Höhe auf und schickten einige Personen, um Ostjakische Jurten aufzusuchen und uns ein Boot zu verschaffen, mit welchem ich über den Fluss kommen könnte. Die Ausgeschickten kehrten gegen Abend mit dem Bescheid zurück, dass sie zwar einige Jurten gefunden, die Ostjaken sich aber geweigert hätten,

mich über den Fluss zu geleiten, unter dem Vorwande, dass sie kein Boot hätten. Aus Furcht, dass die Ostjaken während der Nacht die Flucht ergreifen würden, liess ich nun vier Rennthiere vorspannen und begab mich in eigner Person in eine der Jurten. Bei meinem Eintritt ins Zelt empfing mich ein bejahrter Mann mit einer Art von Bewillkommnung des Inhalts, dass ich mich wiederum denselben Weg, den ich gekommen wäre, zurückverfügen könnte. Weit entfernt mich durch diese Begrüssung abschrecken zu lassen, brachte ich vielmehr durch strenge und drohende Worte die Ostjaken in solche Angst, dass sie alle bald darauf sich mir zu Füssen warfen. Nichtsdestoweniger blieben sie hartnäckig bei ihrem einmal gefassten Beschluss, mich nicht über den Strom zu setzen. Die Ursache dieser Unlust war offenbar die, dass schon kleine Eisstücke im Flusse schwammen und man befürchtete, diese könnten das Boot möglicher Weise beschädigen, wenn nicht ganz zertrümmern. Durch fortgesetzte Drohungen und das Versprechen ihnen den Werth des Bootes zu ersetzen gelang es endlich die Ostjaken zu dem Geständniss zu vermögen, dass sie ein altes, lockeres und unbrauchbares Fischerboot hätten. Nun liess ich einen der Ostjaken in meinem Schlitten Platz nehmen und fuhr um das Boot zu besichtigen. Unterweges gestand der Ostjake, dass er auch ein anderes Boot hatte, erinnerte sich dann eines dritten, vierten und fünften, endlich eines sechsten, eine Anzahl kleinerer Fahrzeuge nicht mitgerechnet.

Am folgenden Tage (den 9. November) setzte ich glücklich über den Ob und gelangte so nach Obdorsk nach einer Reise, welche ungefähr zwei Monate gedauert hatte und mit den grössten aller Beschwerden, die ich je früher oder später auf irgend einer Reise ausgehalten habe, verknüpft gewesen war.

# IX.

Obwohl die letzte lange und mühevolle Reise meine Kräfte erschöpft, meine Gesundheit angegriffen und meinen Muth herabgestimmt hatte, fühlte ich mich dennoch bei meiner Ankunft in Obdorsk froh und glücklich in dem Gefühl, dass ich mich nun endlich auf dem geheiligten Boden der Mutter Asia befand, dass ich die Luft athmete, welche den ersten Lebensfunken in die Brust unserer Väter gesenkt hat und fortwährend noch viele ihrer tiefbeklagenswerthen Mitbrüder am Leben erhält. Sie sind von dem Geschick theils zu den kalten Höhen des Urals, theils zu den noch kältern Ufern des Eismeers verschlagen und ihr Geist in Banden gefesselt worden, die fast eben so fest sind als das Eis, welches das Herz der Natur in ihrem jetzigen Vaterlande umschliesst. Diese Banden sind die der Rohheit, Finsterniss und Wildheit. Zwar ist auch diese Rohheit mit vielen trefflichen, liebenswürdigen Eigenschaften gepaart, und es ist mir bisweilen vorgekommen, als müsste der klare Instinkt, das unschuldsvolle Gemüth und die Herzensgüte dieser sogenannten Naturvölker in vieler Hinsicht den ganzen Europäischen Weisheitskram beschämen; doch während meiner Wanderungen durch die Wildniss habe ich leider bei vielen schönen, guten und edlen Zügen bei denselben Naturvölkern soviel Verabscheuungswerthes und soviel thierische Rohheit wahrgenommen, dass ich sie endlich doch weniger liebe als beklage. Diese Erfahrung verminderte jedoch nicht den Wärmegrad meiner freudigen Gefühle, als ich mich endlich im Lande meiner Träume, mitten unter einem Volksstamm befand, welcher in näherem oder fernerem Grade seine Herkunft von der Mutter Kalewa's herleitet. Es war gerade in der Absicht die Bekanntschaft dieses Volksstammes zu machen, dass ich mich nach Obdorsk, der nördlichsten Colonie in Westsibirien, nicht weit von der Mündung des Ob in das Eismeer, begab. Für die Gegenwart geniesst Obdorsk ein geringes Ansehen; früher war

diess ein gefeierter Name und kam sogar in dem Zarentitel vor. Das Wort ist mindestens zur Hälfte Syrjänisch und bedeutet «Obmündung» (von *Ob* und *dor* das Aeusserste). Möglich ist es, dass die Syrjänen diese kleine Colonie, deren Name aus ihrer Sprache stammt, gegründet haben; was sich aber wenigstens sogar auf historischem Wege ausmachen lässt, ist das Factum, dass sie in einer entfernten Vorzeit Handelsreisen nach Obdorsk unternahmen. In weit späterer Zeit begannen auch die Russen von Tobolsk und Beresow aus den Ort zu besuchen und bauten sich hier kleine Hütten und Magazine, hielten sich jedoch nur von Zeit zu Zeit hier auf. Wegen der beschwerlichen Reisen sahen sie sich jedoch bald genöthigt, feste Wohnplätze in dieser öden Gegend zu begründen. Die Russischen Colonisationen begannen vor etwa einem Jahrhundert zurück; die meisten Colonisten sind in den letzten dreissig Jahren hieher gezogen und halten sich hier mit einem Pass auf, der jährlich erneuert wird. Zur Verstärkung der schwachen Bevölkerung der Colonie dient eine Anzahl von Deportirten. Unter diesen gab einer sich für einen Polen aus, ein anderer für einen Kalmücken, ein dritter für einen Kirgisen. Auch gab es hier eine Menge von handelnden Tataren und Syrjänen. Die eigentlichen Einwohner des Landes sind Ostjaken und Samojeden. Viele Ostjakenfamilien standen mit ihren festen Jurten rings um das Dorf und bald sollten noch andere, nomadisirende Ostjaken sich mit einer zahlreichen Menge von Samojeden in der Gegend einfinden.

Hieraus ergiebt sich, dass Obdorsk der rechte Ort für meine Thätigkeit war. Es war für mich ein London, Paris, Berlin u. s. w. und doch gab es dort kein Buch ausser dem Sibirischen Reglement, kein Tageblatt ausser demjenigen, welches die Damen in der Dämmerung redigirten, keine Antiquitäten- und Naturaliensammlung, obwohl alles, was es dort gab, sich sehr gut in den meisten Sammlungen ausnehmen würde. Das Schlimmste von allem war, dass ich anfangs unter der Zahl der Christen kein Individuum ausfindig machen konnte, das für andere Interessen empfänglich gewesen wäre, als für die, welche hundert und aber hundert Procent einbringen.

Was anderes kann man auch wohl von Personen erwarten, die allen Freuden und Genüssen des civilisirten Lebens entsagt haben, bloss in der Absicht durch List und Betrug die mit Mühe und Schweiss erworbene Habe der einfältigen und leichtgläubigen Eingebornen an sich zu bringen. Das ist ihnen zwar geglückt, doch dieser Erfolg hat die meisten dieser Glücksucher in ein moralisches Verderben gestürzt, wobei sie zugleich in eine thierische Rohheit versunken sind, die mir weit widerlicher als die der Wilden vorkam. Als ich bei meinem ersten Eintritt in Obdorsk bei einem von Tobolsk hieher gezogenen Bürger eine Wohnung suchte, fand ich seine ganze Familie auf dem Fussboden sitzend, wo sie damit beschäftigt war, einen rohen Fisch zu verzehren, den der Hausvater selbst in Stücke schnitt. Und als ich bald darauf die gebildetste Person des Orts, die eine Art Subalternbeamter war, besuchte, rechnete sie es sich zum Ruhm an während eines halben Jahres keine andere Nahrung als rohes Fleisch genossen zu haben. Auch versicherte mich der obengenannte Pole, der Koch von Profession war und früher eine glänzende Rolle in den Petersburger Küchen gespielt zu haben behauptete, dass seine Kunst in Obdorsk wenig lohnte, da die Menschen hier *à la Samoïède* lebten. Sie haben zwar Häuser, unter denen einige sogar aus zwei Stockwerken bestehen, doch sind diese aus altem Schiffsholz erbaut und gewähren im Winter einen geringen Schutz gegen die Kälte und die scharfen Winde. Die Kleidung der Einwohner ist im Alltagsleben meist dieselbe wie bei den Samojeden und Ostjaken. Viele unter ihnen gleichen den Samojeden auch darin, dass sie mehr oder minder zahlreiche Rennthierheerden unterhalten. Kühe und Schaafe waren jedoch nicht sehr selten, dagegen fehlten Pferde gänzlich und statt derselben brauchte man sowohl Rennthiere als auch Hunde. Doch um gegen Obdorsk gerecht zu sein, darf ich nicht unerwähnt lassen, dass hier in einigen Bürger- und Kaufmannshäusern ein Tobolskischer Anhauch oder mindestens etwas, was dafür gelten will, zu finden ist. Hier fehlen nicht feine Röcke, glänzende Shawls, grosse Spiegel, Muscateller Wein, angenehme Unterhaltung und Tabak von

Suworow No. 1. Zu den Merkwürdigkeiten und Antiquitäten des Orts gehört die Familie Ch . . . . ., die im Beresowschen Kreise weit verbreitet sein soll. Ihr Stammvater soll während Peter der Grosse mit Schweden Krieg führte seinen König verrathen und nach Beendigung des Krieges seine Zuflucht in diesem entlegenen Winkel der Welt gesucht haben, um der Gefahr ausgeliefert zu werden zu entgehen. Wie es sich hiemit auch verhalten mochte, so wollten die Mitglieder dieser Familie keine Verwandtschaft mit mir zugeben, den man auch für einen Schweden von Geburt ansah. Begegnete ich ihnen auf der Gasse auf Schussweite, so entwischten sie mir sofort und machten die Thür hinter sich zu. Mit derselben Scheu und Unfreundlichkeit ward ich auch von den meisten andern Einwohnern des Orts empfangen, welche in mir einen für ihre commerziellen Bestrebungen höchst gefährlichen Kundschafter wahrzunehmen glaubten. Dieser Argwohn war um so natürlicher, als ich mich unaufhörlich mit den Eingebornen beschäftigte und von ihnen nicht bloss philologische und ethnographische, sondern auch statistische Aufschlüsse jeglicher Art zu erhalten suchte.

Eigentlich war aber der rechte Zeitpunkt für meine Beschäftigungen noch nicht gekommen, denn in den Obdorskischen Jurten gab es nur einige arme, zur Hälfte russisch gewordene Ostjakenfamilien und die meisten Eingebornen hielten sich immer noch auf ihren öden Tundern auf. Es dauerte jedoch nicht lange bis einzelne Geschlechter sowohl des Ostjakischen als des Samojedischen Stammes zu dem Obdorskischen Markt kamen, der vom Anfang des Winters bis in den Februar hinein dauert, während welcher Zeit die Eingebornen mit ihren Zelten und Rennthieren um die Russische Colonie herum gelagert stehen. Mit ihrer Ankunft begann ein neues, seltsames und buntes Leben in dem kleinen Dorfe. Alltäglich fanden sich dort zahlreiche Schaaren der schwerbepelzten Söhne und Töchter der Tundern ein und schritten langsam durch die Gassen einher, während sie mit Staunen die hohen Häuser angafften. Schwer wurde es mir mich davon zu überzeugen, dass sie des Kaufens und Verkaufens halber hergekommen waren, denn

diese Marktgäste zeigten sich vollkommen ohne alles Interesse und führten ihre Waaren nicht zu Markt. Es ging jedoch ein Gerücht, dass sie unter ihren bauschigen Pelzen schwarze und blaue Füchse und andere Kostbarkeiten verborgen hätten. Diese waren aber nicht jedem Käufer zugänglich, sondern man schlich sich mit denselben ganz unvermerkt zu einem besonders guten Freunde, liess sich von ihm auf das Beste bewirthen und schlug darauf in aller Stille seine Waare los. Der Wilde sieht recht gut ein, dass er bei diesem heimlichen Handel verliert, doch sein verzagtes Gemüth hat eine Scheu vor einem öffentlichen Markt und ausserdem steht es nicht in seinem freien Willen seine Waare dem Meistbietenden zu verkaufen. Unter den Tausenden von Eingebornen, die sich jährlich auf dem Obdorskischen Markt von weit entfernten Tundern einfinden, giebt es nur gar wenige Individuen, welche nicht bei den Kaufleuten, Bürgern und Kosaken mit weit grössern Summen verbucht ständen, als sie besitzen. Würden sie sich nun erdreisten sich mit ihren Waaren an irgend einen andern als an ihren Gläubiger zu wenden, so wäre dieser nicht zu faul das ganze Eigenthum des Wilden mit Beschlag zu belegen und auf den Kauf ihn selbst zu seinem Diener zu machen. Es geschieht jedoch bisweilen, dass der Eingeborne sich ermannt und wenigstens irgend einen Theil seiner Waare einem fremden Kaufmann abtritt, doch muss er hiebei natürlich die grösste Vorsicht zu beobachten suchen und auch dieses Bemühen drückt vielleicht dem einen oder andern Marktfahrer den Stempel des Geheimnissvollen auf, welcher am Meisten auf dem Obdorkischen Markt auffällt.

Die Magazine füllten sich nach und nach mit Pelzwerk, das aus Füchsen, Wölfen, Eisbären u. s. w. bestand, mit fertiggenähten Rennthierfellkleidern, mit Federn, Rennthierfleisch, gefrornen Stören, Mammuthknochen u. s. w. Für diese Waaren erhielten die Eingebornen beim Tausche Mehl und fertiggebackenes Brod, Tabak, Kessel und Grapen, Glas, Messer und Nadeln, Messingknöpfe und Ringe, Glasperlen und eine zahlreiche Menge anderer Kleinigkeiten. Ein öffentlicher Branntweinshandel ist in Obdorsk nicht ge-

stattet, doch wegen des medicinischen Nutzens, den ein mässiger Gebrauch von Branntwein nach dem von einem Arzte abgegebnen Gutachten mit sich führen soll, war seine Einfuhr nicht ganz und gar verboten. Man konnte auch an der Haltung und an dem Wesen der Eingebornen deutlich merken, dass sie es während ihres Aufenthalts in Obdorsk nicht unterliessen sich dieser Medicin zu bedienen und nach bestem Vermögen für ihre Gesundheit zu sorgen. In dem Obdorskischen Markthandel kam noch ein anderes Arzneimittel, die Sassaparille vor, welche in ganz Sibirien unter dem Namen «theures Gras» bekannt ist und von den Eingebornen als ein Universalmittel in allen Krankheiten betrachtet wird. Da der Gebrauch dieser Medicin eine Vorsicht erfordert, welche die Eingebornen bei ihren elenden Wohnungen und bei ihrer umherwandernden Lebensweise nicht beobachten können, so geschieht es bisweilen, das die Kur in Obdorsk vorgenommen wird und der Patient sich von einem Einwohner des Orts pflegen lässt. Einen Patienten hatte auch mein Hauswirth in einem kleinen Winkel neben meinem Zimmer einquartirt. Diess war ein Ostjak, der viele Jahre an Schmerzen in seinen Gliedern und Knochen gelitten zu haben behauptete. In der Meinung, dass diese Krankheit von irgend einer bösartigen Beschaffenheit sein könnte, unternahm ich es einmal mich über seine ehelichen Verhältnisse zu unterrichten und fragte ihn, wie lange er schon verheirathet wäre. «Ich kann mich des Jahres nicht mehr erinnern, es ist jedoch schon sehr lange her,» erwiderte der Ostjak. «Kannst du dich denn nicht besinnen, wieviel Jahre du zähltest, als du dir ein Weib nahmst?» entgegnete ich. Hierauf erwiderte der Ostjak: «Ich habe mir kein Weib genommen, sondern in meinem sechsten Jahre kaufte mein Vater ein kleines Mädchen und mit diesem habe ich von der Zeit an fortwährend zusammengelebt.»

So allgemein auch die Kaufleute darüber klagten, dass der Obdorskische Markt sich wegen der zunehmenden Armuth der Eingebornen mit jedem Jahre verschlimmerte, war derselbe doch sehr zahlreich von Kaufleuten, Handelnden, Bürgern, Bauern und Kosaken besucht. Die meisten dieser Ankömmlinge waren Bewohner

der Stadt Beresow, und zu diesen gehörte auch ein alter, verabschiedeter Kosak, mit welchem ich in eine sehr nahe Berührung gerieth, da er eine Ecke in demselben Raume bewohnte, wo der kranke Ostjak auf seiner Rennthierhaut lag. Dieser Mann interessirte mich mehr als andere Kosaken, wegen der Verehrung, die er für den nach Beresow verwiesenen Menschikow hatte. Im Allgemeinen ehren die Bewohner der Stadt Beresow das Andenken dieses ihres gefeierten Gastes mit den andächtigsten Gefühlen. Was aber den genannten Kosaken betrifft, so konnte er nicht ohne Begeisterung von dem verwiesenen, in Ungnade gefallenen Magnaten sprechen, und alles was Menschikow gesagt und gelehrt hatte, war für ihn ein Glaubensartikel. Er kannte auch das einförmige Schicksal Menschikow's während der Zeit, als er in der Verbannung und Erniedrigung lebte, weit besser als irgend eine der Legenden, die er jeden Morgen und Abend zu studiren pflegte. Nach seiner Erzählung hatte Menschikow nach seiner Ankunft in Beresow ernstlich angefangen über seinen Seelenzustand nachzudenken und war dabei zu der Ueberzeugung gekommen, dass er bisher für das Dichten und Trachten seines Lebens kein anderes Ziel als seine eigne Erhöhung gehabt hatte. Sowohl zu Hause als öffentlich hatte er zugegeben, dass er gegen seinen Fürsten gefehlt hatte und erklärt, dass er die schwere Strafe, die ihn betroffen, wohl verdient hatte. Er hatte sie nicht einmal als eine Strafe, sondern als eine Wohlthat des Himmels betrachtet, welche ihm den Weg zu der Gnadenpforte eröffnete. Um Vergebung seiner Sünden zu erlangen, beschloss er nun den ganzen Rest seines Lebens mit Bussübungen zuzubringen und liess zu dem Zwecke in Beresow eine Kirche erbauen, bei deren Aufführung er selbst Hand ans Werk legte. Als die Kirche fertig war, nahm er bei ihr eine niedrige Stellung, die eines Küsters an und erfüllte alle seine Verrichtungen pünktlich. Jeden Tag war er der erste und letzte im Tempel und manches Mal pflegte er noch nach beendigtem Gottesdienst der versammelten Menge Unterricht in geistlichen Dingen zu ertheilen. Unser Kosak war unerschöpflich an Lehren, welche Menschikow bei dieser oder jener

Gelegenheit seinen Zuhörern gegeben hatte, ohne irgend eine Ahnung davon zu haben, dass dieselben noch nach Verlauf von mehr als einem Jahrhundert in einem segensreichen Andenken bei den dankbaren Bewohnern der Stadt Beresow stehen würden. So hat der Liebling Peters des Grossen auch in dem Kleinen eine Anerkennung gefunden, die nur grossen Geistern zu Theil wird. Von den beiden andern Lieblingen des grossen Kaisers, Dolgorukow und Ostermann, die ebenfalls nach Beresow verwiesen wurden, wusste der fromme Kosak nichts zu erzählen. Aus seinen Erzählungen von Menschikow will ich noch hinzufügen, dass dessen irdische Ueberreste im Jahr 1821 aus der Erde aufgegraben und nach Verlauf von 92 Jahren ganz unverwest gefunden wurden.

Da ich nun einmal darauf gekommen bin von meinen Bekannten aus Beresow zu sprechen, so kann ich einen Tobolskischen Beamten, der sich auch auf dem Obdorskischen Markt einfand, nicht übergehen. Herr Scherschinewitsch, ein Pole von Geburt, hatte auf dem Wege des Dienstes es erst bis zur 12ten Klasse gebracht, wollte man aber den Rang nach der Bildung und den Kenntnissen bestimmen, so hätte er sicherlich in dem ganzen Tobolskischen Gouvernement nicht seinesgleichen gefunden. Er war in Odessa erzogen worden, hatte dort mit vielem Ruhm das orientalische Institut besucht und später lange Zeit auf eigne Hand seine Studien fortgesetzt. Seine Absicht war gewesen sich ausschliessend gelehrten Studien zu widmen, doch da die Aussichten auf diesem Gebiet ihm nicht glänzend genug vorkamen und seine Ehrbegierde nicht befriedigten, beschloss er sein Glück in Sibirien zu suchen, wo hohe Aemter und Ehrenstellen leichter zu erlangen sind. Bald nach seiner Ankunft in Tobolsk wurde er auch bei dem Civilgouverneur angestellt und erhielt den Auftrag, einen Gesetzentwurf für die im Tobolskischen Gouvernement sich aufhaltenden Ostjaken und Samojeden auszuarbeiten. Um diesen Auftrag ordentlich auszuführen, wollte er zuerst die hergebrachten Gewohnheitsrechte, die bei diesen Völkern geltend sind, kennen lernen, und diess war der eigentliche Zweck seiner Reise nach Obdorsk. Er hatte jedoch zu-

gleich auch verschiedene andere Aufträge, und unter Anderm war ihm von dem Generalgouverneur von Westsibirien anbefohlen worden ethnographische, historische und statistische Notizen jeglicher Art über die Wilden am Eismeere einzusammeln. Da derselbe Gegenstand schon eine Zeit lang meine Forschungen beschäftigt hatte, so war es für mich eine angenehme Pflicht ihm alle die Notizen mitzutheilen, mit denen ich ihm dienen konnte, so wie auch er von seiner Seite mir noch grössere Dienste erwies nicht nur durch seinen feinen Tisch und seine angenehme Gesellschaft, sondern auch dadurch, dass er auf Grundlage seiner weitreichenden Macht für uns beide lauter solche Individuen herbeischaffen komte, die uns in einer oder der andern Hinsicht nützlich sein konnten. Das Resultat meiner hiebei angestellten Forschungen werde ich künftig in einem umfassenderen Werke umständlich mittheilen und wünsche hier nur eine flüchtige Aufmerksamkeit auf den Obdorskischen Ostjakenstamm zu richten, über welchen ich früher keine Gelegenheit gehabt habe genauere Mittheilungen zu machen. Für dieses Mal lasse ich die Frage über ihren Ursprung, ihre ausgemachte Verwandtschaft mit den Finnen und Magyaren so wie andere historische Verhältnisse ganz und gar bei Seite und will nur mit der grössten Kürze einige Aufschlüsse über ihre Verfassung, ihre Religion, ihre Sitten und Lebensweise mittheilen.

---

Wie die Samojeden, zerfallen auch die Ostjaken in eine Menge kleiner Geschlechter, von denen ein jedes an und für sich einen kleinen Staat oder vielmehr eine grosse Familie bildet. Bei den Ostjaken, die das Christenthum angenommen haben, hat diese Trennung schon aufgehört, denn diese werden von Russischen Behörden und nach Russischen Gesetzen regiert. Nur die Obdorskischen Ostjaken erhalten noch die patriarchalische Institution aufrecht, welche das Volk in Frieden und Eintracht erhält, die Sittlichkeit schützt und Verbrechen mancher Art vorbeugt. Die Macht, welche in einem solchen Ganzen zur Tugend antreibt, ist die Liebe

für das ganze Geschlecht. Jedes Geschlecht besteht aus einer Anzahl von Familien, die eine gemeinsame Herkunft haben und sich für mehr oder minder mit einander verwandt halten. Es giebt unter den Ostjaken und besonders unter den Samojeden solche Geschlechter, die aus mehreren Hunderten, ja sogar Tausenden von Individuen bestehen, unter denen die Mehrzahl nicht mehr ihr ursprüngliches Verwandtschaftsverhältniss nachweisen kann, sie betrachten sich aber nichtsdestoweniger als Anverwandte, schliessen keine ehelichen Verbindungen mit einander und sehen es für eine Pflicht an einander zu helfen. Gewöhnlich halten sich alle zu einem und demselben Geschlecht gehörende Familien auch auf ihren Nomadenzügen dicht beisammen, und die allgemeine Sitte gebietet, dass in einem solchen Geschlechtscomplex der Reiche seine Habe mit dem Armen theile. Die Ostjaken sind überhaupt ein sehr armes Volk und leben meist nur von dem, was der Tag bringt. Deshalb besteht die Hülfe, welche sie ihrem Nächsten gewähren können, eigentlich nur darin, dass sie die Beute des Tages brüderlich mit einander theilen. Das Bemerkenswertheste hiebei ist, dass man nie einander um ein Almosen angeht, sondern es als ein unbedingtes Recht ansieht ohne alle Ceremonie zu dem Eigenthum seines Nächsten zu greifen. Es ist klar, dass in einer Gesellschaft von so gesinnten Individuen sich selten Misshelligkeiten zeigen werden. Indessen hat jedes Geschlecht seinen Aeltesten, dessen Pflicht es ist, Ordnung und Eintracht in dem Geschlecht aufrecht zu erhalten. Wenn zwei Individuen desselben Geschlechts mit einander in Streit gerathen und ihre Sache nicht gütlich beilegen können, kommt diese vor den Aeltesten, der auf der Stelle ohne alle juristische Formalitäten seinen Ausschlag giebt. Mit diesem Urtheil sind die Parteien gewöhnlich zufrieden, im entgegengesetzten Fall können sie auch an eine höhere Instanz, die der Fürst ist, appelliren. Eine Menge von Geschlechtern, die sich nahe bei einander aufhalten, erkennen seit uralten Zeiten ein gemeinsames Oberhaupt an, welches den Namen eines Fürsten trägt — eine Würde, die durch die Kaiserin Katharina die Zweite durch ein förmliches Diplom den Ostjakenfürsten

in Obdorsk und Kunowat im Beresowschen Kreise zuerkannt worden ist. Jeder Fürst kann in seinem Distrikt alle Processe entscheiden, die ausgenommen, welche nach altem Russischen Rechte mit dem Verlust des Lebens bestraft werden. Die vornehmste Pflicht des Fürsten ist jedoch die Eintracht zwischen den verschiedenen Geschlechtern aufrecht zu erhalten und solche Streitigkeiten beizulegen, welche zwischen Individuen von verschiedenen Geschlechtern in Betreff der Weide, des Fischbezirks, des Jagdreviers u. s. w. entstehen. Ihm untergeordnet sind alle Aeltesten der Geschlechter; er selbst hängt nur von den Russischen Behörden, besonders von der Gouvernementsregierung und dem Landgericht ab. Sowohl die Würde des Fürsten als auch die des Stammesältesten ist erblich und geht von dem Vater auf den Sohn über. Ist der Sohn unmündig, so setzt die Gemeinde einen Oheim oder irgend einen andern nahen Anverwandten ihm zum Vormund ein. Ist kein Sohn da, so wird der nächste Anverwandte des Verstorbenen zu seinem Nachfolger erwählt. Weder dem Fürsten noch den übrigen Beamten wird irgend ein Lohn gezahlt, sie werden jedoch von ihren Untergebenen mit freiwilligen Gaben bedacht.

Es giebt ausser der Verwandtschaft noch ein anderes Band der Vereinigung zwischen Individuen desselben Geschlechts und dieses Band ist die gemeinschaftliche Religionsübung. Jedes Geschlecht hat seit uralten Zeiten seine eignen Götzenbilder, die oft in einer besondern Jurte verwahrt und von dem Geschlecht mit Opfern und andern religiösen Ceremonien beehrt werden. Diese «Götter-Jurten» stehen unter der Aufsicht eines geistlichen Mannes, der zu gleicher Zeit Seher, Priester und Arzt ist und ein fast göttliches Ansehen geniesst. Da das ganze Religionswesen der Ostjaken in Magie besteht, so sind auch ihre Priester vorzugsweise Seher oder Schamanen. Sie werden in allen zweifelhaften Fällen sowohl von dem Geschlecht als auch von Einzelnen befragt, doch der Schamane antwortet auf keine Frage selbst unmittelbar, sondern stellt sie der Entscheidung der Götter anheim und verkündet darauf deren Antwort den Fragenden.

Diese Fragen können jedoch nicht dem höchsten, himmlischen Gott, dem von den Ostjaken sogenannten *Turm* (*Turum*) vorgelegt werden, denn dieser redet nur mit der zornerfüllten Stimme des Donners und des Sturmwindes zu den Menschen. Man glaubt zwar, dass Turm dem Menschen überall auf den Spuren folge, dass ihm weder das Gute noch das Schlechte in der Welt entgehe und dass er nicht unterlasse einem jeden das Verdiente zuzuertheilen; dessen ungeachtet ist er aber ein den Sterblichen unzugängliches und sehr furchtbares Wesen. Ihn erreichen keine Gebete, sondern er lenkt die Geschicke der Welt und der Menschen nach den unveränderlichen Gesetzen der Gerechtigkeit. Man kann seine Gunst durch keine Opfer gewinnen, denn vor ihm gilt nichts andres als das eigne innere Verdienst des Menschen, und nach diesem theilt er seine Gaben aus, ohne auf Opfer und Gebete zu achten. Wenn deshalb der Ostjak in einer oder der andern Angelegenheit einen höhern Beistand nöthig hat, so muss er sich an andere, untergeordnete Gottheiten wenden. Diese sind auf die eine oder die andere Weise abgebildet und machen theils das gemeinsame Eigenthum des Geschlechts aus, theils gehören sie auch einzelnen Familien und Individuen an. Beide Arten von Götzenbildern sind oft gar nicht von einander zu unterscheiden; sie sind wenigstens grösstentheils aus Holz geformt, haben eine menschliche Gestalt und stellen theils männliche theils weibliche Wesen vor. Doch sind diese Götterbilder im Laufe der Zeit reichlicher als die übrigen geschmückt worden. Man sieht sie mit rothen Kleidern, Halsketten und andern Zierathen ausgestattet. Ihr Gesicht ist oft mit Eisenblech belegt und die männlichen Bilder tragen bisweilen ein Schwert an der Seite und ein Panzerhemd. Wie ich schon bemerkte, verwahrt ein Geschlecht gern seine Götterbilder in einer Jurte, doch in Ermangelung einer solchen in einem Zelt oder unter freiem Himmel auf irgend einem entfernten Waldhügel. Ueberhaupt wollen die Ostjaken ihre Götterbilder nicht den Blicken fremder Menschen blossstellen und haben deshalb ihre heiligen Jurten oder Tempel in unbesuchten, entfernten Gegenden aufgebaut — eine Vorsicht, die auch schon deshalb

nothwendig ist, weil in dem Tempel kostbare Opfer an Geld und Pelzwerk aufbewahrt werden, deren Entwendung ihre nichtheidnischen Nachbarn von ihrem religiösen Standpunkt aus kaum für einen Tempelraub ansehen würden. Ich weiss nicht wie allgemein die Jurten- oder Zelttempel unter den Ostjaken sein mögen, doch gewiss ist es, dass ich auf meiner Reise nach Obdorsk einmal ganz unvermuthet in Gesellschaft Ostjakischer Götter gerieth, die unter buschigen Lärchenbäumen aufgerichtet standen. Sie waren sammt und sonders nackt und unterschieden sich nicht im Geringsten von den Sjadaei der Samojeden. Die Ostjaken nannten sie *Jiljan*, zum Unterschiede von allen Bildern anderer Art, welche mit einem gemeinschaftlichen Namen *Long* genannt wurden, was dem *Hahe* der Samojeden entspricht. Die ebenerwähnten Jiljan waren von sehr verschiedener Grösse; nach meinem Augenmaass aber schienen die grössten nicht mehr als $1^1/_2$ Ellen hoch zu sein, während dagegen die kleinsten kaum halb so hoch waren. In demselben Hain, wo die Götter aufgestellt waren, erblickte ich auch eine zahlreiche Menge von Renthierhäuten und Geweihen, die an den Baumspitzen aufgehängt und so gerichtet waren, dass die Götter sie vor ihren Augen haben konnten. Unweit dieser Stelle hielt sich ein armes Ostjakengeschlecht auf, welches den Hain als sein gemeinsames Heiligthum benutzte. Von den Privat- und Familiengöttern der Ostjaken gilt ganz dasselbe, was oben (S. 199 folgg.) von den Samojeden gesagt worden ist. Sie bestehen theils in ungewöhnlichen Steinen und andern seltsamen Gegenständen, welche in ihrer natürlichen Gestalt verehrt werden, theils und zwar vorzüglich in kleinen Holzbildern mit einem Menschengesicht und spitzigem Kopf. Jede Familie, ja sogar einzelne Personen haben eins oder mehrere solcher Bilder, die dem Ostjaken als Schutzgötter dienen und ihm auf allen seinen Wanderungen folgen. Sie werden wie bei den Samojeden in einem besondern Schlitten verwahrt und sind mit einer stattlichen Ostjakentracht, die mit rothen Bändern und andern Zierathen ausgeschmückt ist, bekleidet. Oft hat ein jedes dieser Götterbilder eine besondere Function. Einige beschützen die Rennthierheerde, andere verschaf-

fen einen guten Fang, sorgen für die Gesundheit, eheliches Glück u. s. w. Man pflegt sie, sobald es Noth thut, in dem Zelt, auf den Rennthierweiden und auf den Jagd- und Fischplätzen aufzustellen. Hiebei werden sie von Zeit zu Zeit mit Opfern bedacht, die darin bestehen, dass man ihre Lippen mit Fischthran oder Blut bestreicht und ein Gefäss mit Fischen oder Fleisch ihnen als Nahrung vorsetzt. Solche einzelne Opferceremonien kann jedermann verrichten, wenn aber allgemeine Opfer den Göttern dargebracht werden sollen und wenn ihr Rath entweder von dem Geschlecht oder von dem Einzelnen eingeholt werden soll, ist bei allen diesen Gelegenheiten der Priester oder Schaman eine unentbehrliche Person, denn nur er vermag es das Herz der Götter zu öffnen und mit ihnen zu sprechen. Für den Schaman aber ist die Zaubertrommel ein äusserst nothwendiger Artikel. Ein gewöhnlicher Laut dringt nicht zu den Ohren der Götter, sondern das Gespräch muss von dem Schaman vermittelst Gesang und Trommelschlag geführt werden. Auch das vor dem Schaman aufgestellte Götterbild fängt bisweilen an zu reden, doch diese Rede vernimmt natürlich nur der Schaman. Um indessen die leichtgläubige Menge davon zu überzeugen, dass der Gott wirklich eine Rede über seine Lippen gehen lässt, pflegt der Schaman vor ihm ein Band auf der Spitze eines aufrecht stehenden Stockes zu befestigen und wenn das Band entweder durch einen Zufall oder durch eine Vorrichtung des Schamans in Bewegung kommt, begreift natürlich ein jeder, dass der Geist des Gottes in hörbaren Lauten zu dem Schaman dringt. Es versteht sich von selbst, dass eine solche Gelegenheit nie ohne ein Opfer abläuft, das gewöhnlich in einem oder mehreren Rennthieren besteht. Nachdem sie von dem Schaman getödtet sind, werden die Haut und das Geweih zu Ehren der Götter an heiligen Bäumen aufgehängt, das Fleisch aber von der versammelten Menge verzehrt, nachdem es eine Weile vor dem Angesicht des Gottes paradirt hat. Ein Theil des Opferfleisches fällt immer dem Schaman zu.

Die Götter anrufen und sie durch Opfer versöhnen ist fast der einzige Gottesdienst, der bei den Ostjaken vorkommt. Bisweilen

feiern jedoch verschiedene Geschlechter gewisse allgemeine Feste den Göttern zu Ehren. Am gefeiertsten ist unter diesen Festen eins, welches im Herbst begangen wird, wenn die nomadisirenden Ostjaken mit reichen Gaben von der Tundra zu ihren fischenden Brüdern am Ob heimkehren. Das Fest soll in den einzelnen Jahren von verschiedenen Geschlechtern gefeiert werden, es nehmen jedoch an demselben nicht bloss die Mitglieder des einzelnen Geschlechts Theil, sondern es versammeln sich auch Ostjaken von andern Geschlechtern bei dieser Festlichkeit und bringen einige ihrer ältesten Götterbilder mit, um die Nachbargötter zu begrüssen und ihre Gastfreundschaft zu geniessen. Alle die fremden Götter werden in derselben Jurte aufgestellt, wo das Geschlecht seine eignen Bilder aufbewahrt; die Geschlechter aber, die keine Jurte für ihre Götter haben, errichten ihnen bei dieser Gelegenheit ein geräumiges Zelt. Das Fest wird immer zur Nachtzeit gefeiert und ein Augenzeuge beschreibt den Hergang desselben auf folgende Weise: «Die Ceremonie begann ungefähr um 8 Uhr Abends und dauerte bis 2 Uhr nach Mitternacht fort. Beim Beginn liefen Kinder vor die einzelnen Jurten, um die Ostjaken zum Gottesdienst zu rufen. Sie stiessen hiebei unbekannte, wilde Töne aus und betrugen sich so, als wären sie erschreckt worden. Hierauf versammelte man sich nach und nach in der zum Gottesdienst bestimmten Jurte. Bei dem Eintritt in dieselbe drehte sich jeder Ostjak dreimal vor dem Götterbilde und setzte sich darauf auf der rechten Seite des Raumes entweder in eine Seitenabtheilung oder auf den Fussboden. Ein jeder unterhielt sich mit seinem Nachbar und beschäftigte sich mit dem, was ihm gut dünkte. Die Westseite war durch einen Vorhang abgetheilt, hinter welchen einige gingen, nachdem sie eben so wie alle andern sich dreimal vor dem Gotte gewandt hatten. Nachdem sich alle versammelt hatten, lärmte der Schaman mit Säbeln und eisenbeschlagenen Speeren, welche zuvor in die Jurte gebracht und vor dem Götterbild auf Stangen gelegt worden waren. Darauf gab er einem jeden der Anwesenden mit Ausnahme der Weiber, die sich ebenfalls hinter einem Vorhang befanden, einen Säbel und ei-

nen Speer, nahm selbst einen Säbel in jede Hand und stellte sich mit dem Rücken gegen das Götterbild. Die übrigen Ostjaken stellten sich aber mit ihren Waffen in Reihe und Glied längs des Raumes und einige standen auf dieselbe Weise geordnet in den Seitenabtheilungen. Darauf wandten sich alle zugleich dreimal um und hielten unterdessen das Schwert gerade vor sich hin ausgestreckt. Der Schaman schlug seine beiden Säbel gegen einander und nun begannen sie alle auf einmal auf sein Commando in den verschiedensten Tönen «hai» zu rufen, wobei sie zugleich den Körper eine schwankende Bewegung von der einen Seite auf die andere machen liessen. Bald folgte dieser Ruf nach langen Pausen, bald wiederum sehr oft und rasch hinter einander und bei jeder Wiederholung des «hai» bogen sie sich abwechselnd rechts und links; bald senkten sie ihre Säbel und Speere gegen den Boden, bald hoben sie dieselben empor. Die Rufe und die schwankenden Bewegungen der Ostjaken dauerten ungefähr eine Stunde, die Männer geriethen dadurch in eine immer heftigere Ekstase und kamen endlich soweit, dass ich nicht ohne Grausen ihre Gesichter anblicken konnte, so einnehmend diese mir auch anfangs vorgekommen waren. Nachdem sie sich matt geschrien hatten, verstummten sie alle auf einmal, hörten mit ihren schwankenden Bewegungen auf, wandten sich wiederum wie im Anfang vor dem Gotte um und gaben ihre Säbel und Speere dem Schaman, der sie einsammelte und wiederum auf ihre frühere Stelle legte. Von den Ostjaken setzten sich einige in die Seitenabtheilungen, andere auf den Fussboden. Nun erhob sich der Vorhang, der die Weiber verborgen hatte, man spielte *dombra* und sowohl die Männer als Frauen begannen zu tanzen. Dieser Tanz war abwechselnd wild und komisch, oft recht unanständig, und dauerte sehr lange. Dann traten einige Taschenspieler oder Komödianten in verschiedenen komischen Kostümen auf, und führten eben solche Scenen auf, wie unter dem Tanze vorgekommen waren. Endlich theilte der Schaman noch einmal wie zuvor Säbel und Speere aus. Die Ostjaken bewegten sich mit diesen eine Weile, riefen «hai» wie zuvor, wandten sich dann dreimal um und stiessen

eben so oft die Speerspitzen gegen den Fussboden; darauf gaben sie die Waffen dem Schaman und kehrten in ihre Wohnungen zurück.» In dieser Beschreibung kommt nur ein Götterbild vor und das Fest wird so geschildert, als würde es bloss von einem einzigen Geschlecht gefeiert. Auch in verschiedenen andern Einzelnheiten weicht diese Schilderung von den Angaben ab, die ich in dieser Hinsicht erhalten habe. So habe ich erzählen hören, dass das Fest zehn Nächte nach der Reihe gefeiert wird und dass der so eben beschriebene Waffentanz vor den Göttern in der ersten Nacht von dem Schaman allein, in der zweiten von zwei Ostjaken, in der dritten von drei und so weiter in derselben Progression bis zur letzten Nacht ausgeführt wird, wo alle Anwesende, ja sogar die Weiber das Recht haben den Göttern dieselbe Ehrenbezeugung zu erweisen. Bei diesem Fest sollen nach den mir mitgetheilten Nachrichten auch Opfer vorkommen. Die von der Tundra heimkehrenden Ostjaken bewirthen die Götter ihrer Heimath mit reichlichen Mahlzeiten. Man opfert Rennthiere und der Schaman bringt jedem der Götter seine Schüssel von dem rohen Fleisch, bestreicht seine Lippen und sein Antlitz mit Blut, giebt ihm Wasser zu trinken und bewirthet ihn aufs Beste. Nachdem die Götter, nach der Ansicht des Schamans, von der Speise zur Genüge gegessen haben, wird die Schüssel fortgenommen und ihr Inhalt von den Ostjaken selbst verspeist. Was von der Opfermahlzeit übrig bleibt, fällt dem Schaman zu. Solche gemeinsame Opferceremonien sollen sonst bei mehreren andern Gelegenheiten veranstaltet werden: beim Beginn eines allgemeinen Unternehmens, bei bevorstehenden längern Reisen und Wanderungen u. s. w. Ist der Fischfang im Ob nicht ergiebig, so sollen die Obdorskischen Ostjaken bisweilen einen Stein um den Hals eines Rennthieres hängen und dieses als Opfer in den Fluss versenken.

Obwohl man nicht umhin kann in diesen Opfern und Festen Spuren eines beginnenden Religionscultus zu erkennen, so ist dieser Cultus dennoch von einer sehr untergeordneten Bedeutung. Es ist kein tieferes religiöses Bedürfniss, sondern nur Eigennutz, was

die hauptsächlichste Triebfeder zur Verehrung der Götter ausmacht Man opfert und erweist ihnen Ehre nicht um ihrer selbst willen, nicht aus Andacht und Ehrfurcht vor ihrer Majestät und Macht, sondern in der Absicht dadurch eine Erfüllung seiner Wünsche und Befriedigung seiner Bedürfnisse herbeizuführen. Für alles, was man ihnen giebt, verlangt man stets eine Gegengabe. Das Opfer ist entweder ein Handgeld, womit man die Götter in seinen Dienst nimmt, oder ein Lohn für schon erwiesene Dienste. Nicht selten bestimmen die Götter selber schon im Voraus die Bezahlung, die sie für ihre Dienste verlangen. Der Schaman ist in dieser wie in jeder andern Hinsicht der Dollmetscher der Götter. Finden gar zu hohe Ansprüche von Seiten der Götter Statt, so sucht der Zauberer sie mit strengen Worten und Drohungen zu mässigern Ansprüchen zu vermögen, was gewöhnlich mit gutem Erfolg geschieht. Es ist somit klar, dass die Ostjaken in ihren Götterbildern nicht irgend welche absolute Mächte, sondern nur ihre eignen gehorsamen dienstbaren Geister verehren. Nur *Turm* oder der himmlische Gott geniesst ein höheres Ansehen, obwohl er keinen Gegenstand für irgend einen Cultus ausmacht. Von geringerer Bedeutung ist dagegen der Waldgott *Meang* und der Wassergott *Kulj*, von denen der letztere besonders als eine böse und verderbliche Gottheit geschildert wird. Eine Art von göttlichem Ansehen geniesst bei den Ostjaken, wie bei allen andern verwandten Völkern, der mit einer übermenschlichen Kraft begabte Bär. Bei den Obdorskischen Ostjaken habe ich sogar einige kleine Bärenbilder gesehen, die in Kupfer gegossen sind und als göttliche Wesen verehrt werden sollen. Die Tradition meldet, dass solche Bilder in alten Zeiten von den Permiern und Syrjänen, die ebenfalls dem Bärencultus ergeben waren, hergeführt worden sind. Ferner sollen die Ostjaken auch gewissen Bäumen und heiligen Stellen ihre Verehrung erweisen. Steht eine Ceder mitten in einem Föhrenwalde, so wird sowohl die Ceder als auch die ganze Gegend ringsum für heilig gehalten. Mit heiliger Ehrfurcht betrachtet man auch solche Stellen, wo sieben Lärchenbäume neben einander stehen. Gewöhnlich trifft man an einer sol-

chen Stelle ein oder mehrere Götterbilder und eine Menge ihnen zu Ehren an den Baumspitzen aufgehängte Rennthierhäute, Geweihe u. s. w.

In Betreff der Religion der Ostjaken darf ich die bei ihnen eben so wie bei den Samojeden und vielen andern Völkern übliche Sitte mit Opfern und andern Ceremonien das Andenken der Verstorbenen zu ehren, nicht mit Stillschweigen übergehen. Diese Ehrenbezeugung gründet sich auf den allgemein verbreiteten Glauben, dass der Hingegangene, obwohl gehörig bestattet, dennoch fortfährt dieselben Bedürfnisse zu haben und dieselben Beschäftigungen wie bei Lebzeiten zu treiben. Deshalb legt man theils in, theils neben sein Grab einen Schlitten, einen Speer, einen Herd, einen Grapen, ein Messer, eine Axt, Feuerzeug und andere Geräthschaften, durch deren Hülfe er sich Nahrung verschaffen und seine Mahlzeit bereiten kann. Sowohl bei dem Leichenbegängniss selbst,, als auch einige Jahre darauf, opfern die Anverwandten auf seinem Grabe Rennthiere. Stirbt eine ältere höher geachtete Person, so verfertigen die nächsten Angehörigen sofort ein Bild, das in dem Zelt des Verstorbenen aufbewahrt wird und dieselbe Ehre geniesst, die ihm bei Lebzeiten erwiesen wurde. Bei jeder Mahlzeit wird das Bild zur Speise gesetzt, jeden Abend wird es entkleidet und zu Bett gebracht, jeden Morgen wieder angekleidet, und nimmt stets den gewöhnlichen Platz des Verstorbenen ein. Das Bild wird auf diese Weise drei Jahre geehrt und dann ins Grab hinabgesenkt. Während dieser Zeit scheint der Leib des Verstorbenen schon verwest zu sein und hiemit nimmt auch die Unsterblichkeit ein Ende. (Vgl. Seite 264.)

Als eine Handlung von der höchsten religiösen Bedeutung betrachten die Ostjaken eben so wie die Samojeden den Eid. Ist irgend ein Verbrechen heimlich gegen einen Ostjaken verübt worden und hat dieser irgend einen Verdacht auf den Uebelthäter, so kann er die verdächtige Person zu einer Eidesleistung auffordern. Auch bei den Ostjaken gilt der Eid, der bei der Bärenschnauze abgelegt wird, als der mächtigste. Wie bei den Samojeden, zerschneidet der Angeklagte die Bärennase mit einem Messer und spricht dazu:

«Möge der Bär mich auffressen, wenn mein Eid falsch ist.» — Bei den Göttern zu schwören, ist auch bei den Ostjaken Sitte und wird mit denselben Ceremonien wie bei den Samojeden bewerkstelligt. Ein solcher Eid wird sehr heilig gehalten und fast jeder Ostjak ist davon überzeugt, dass ein Meineid unumgänglich bestraft wird. Wenn sich demnach der Angeklagte des vorgeworfenen Verbrechens schuldig weiss, so unterwirft er sich nicht gern der Eidesleistung, sondern gesteht lieber sein Verbrechen ein. Folglich wird eine Person, die den Reinigungseid abgelegt hat, für alle Zeit für ganz rein und tadelfrei gehalten. Ist aber irgend jemand von einem Bären aufgefressen worden, ertrunken, in den Flammen oder durch irgend einen andern Unfall umgekommen, so hört man nicht selten die Vermuthung aussprechen, dass die betreffende Person bei Lebzeiten einen falschen Reinigungseid geleistet haben müsse. Irgend ein anderer Eid als dieser ist bei den Ostjaken nicht üblich. Zeugen werden nie beeidigt, sondern man glaubt ihnen überhaupt aufs Wort, und alle Personen, ausser den wahnsinnigen, sind vollkommen gültig als Zeugen. Kinder können gegen ihre Eltern, Schwestern gegen Schwestern, Eheleute gegen einander zeugen. Diess zeugt von einem strengen Rechtsgefühl und von einem gegenseitigen Vertrauen.

In Zusammenhang mit der Religion will ich auch einige Worte über die Ehe sagen, welche bei den Ostjaken jedoch mehr eine sociale als religiöse Verbindung ist. Wie bei den Samojeden und andern verwandten Volksstämmen wird die Ehe von Seiten der Braut durch ihren Vater oder nächsten Verwandten abgeschlossen. Selbst hat das Weib in dieser wie in den meisten andern Angelegenheiten, die ihre theuersten Interessen betreffen, gar keine Stimme. Sie ist eine Dienerin in der allerstrengsten Bedeutung des Wortes. Doch das ist noch nicht genug: sie wird zugleich als unreines Wesen angesehen und lebt in der tiefsten Erniedrigung. Dann und wann wird sie von den übrigen Mitgliedern der Familie beinahe abgesondert, jede ihrer Bewegungen wird mit der peinlichsten Genauigkeit überwacht, jede Stelle, wo sie sich gesetzt hat, wird durch Räuche-

rungen gereinigt. Im Gefühl der tiefsten Erniedrigung wagt es das Weib nie einen eignen Willen zu äussern, sondern pflegt in allen Stücken sich mit Unterwürfigkeit in jede Laune des starken Mannes zu fügen. So muss sie auch mit ruhigem Muth ansehen, wie ihr Herz von dem Vater, Bruder oder irgend einem andern Anverwandten dem Meistbietenden verkauft wird. Ihre eignen Wünsche, wenn sie irgend welche zu hegen wagt, kommen hiebei nie zur Sprache, sondern man verfährt mit ihr wie mit jeder andern Handelswaare. Man bietet sie zwar nicht auf den Märkten aus, es ist aber das Meistgebot, welches das Geschick ihrer Zukunft bestimmt. Der Preis für ein junges Mädchen ist in verschiedenen Gegenden verschieden. In Obdorsk wird die Tochter eines reichen Mannes mit 50 — 100 Rennthieren bezahlt, ein armer Mann verkauft sein Kind für 20 — 25 Rennthiere. Dass die Töchter des Reichen in höherem Preis als die des Armen stehen, davon soll die Ursache die sein, dass der zukünftige Ehemann in der Zukunft Hülfe und Beistand von seinem Schwiegervater zu erhalten hofft, um der grösseren Ausstattung, die der Tochter sogleich zufällt, zu geschweigen. Es verhält sich mit einer theuern Frau wie mit jeder andern theuern Waare so, dass sie auf die Länge der Zeit ihrem Besitzer einen grössern Gewinn bringt als etwas, was zu einem billigern Preise gekauft wird. Indessen wird der Brautschatz nicht als ein Vorschuss betrachtet, den man in der Zukunft wieder ersetzt bekommen soll, sondern als eine wirkliche Bezahlung für eine erhaltene Waare. Nichts ist nach der Vorstellung der Ostjaken gerechter, als dass der Vater oder Beschützer des Mädchens mit einer solchen Bezahlung bedacht wird. Die Töchter werden ja gewöhnlich fortgegeben in dem Alter, wo sie arbeitsfähig sind und können nur einer durchaus fremden Hand übergeben werden. Aber wie kann wohl ein unbekannter Fremdling darauf Anspruch machen, dass man für ihn eine Hausfrau ernähre, unterhalte und auferziehe, welche fortan in seinem Dienst das ganze Leben hindurch Sklavin ist und arbeitet? Der Vater könnte ja seine Tochter bei sich zu Hause behalten und da würde sie ihm in reiferen Jahren die Ko-

sten, die sie ihm in der Kindheit verursacht hat, vielfach ersetzen. Wenn er aber gutwillig sein rechtmässiges Eigenthum hergiebt, so ist es wohl billig, dass der Abnehmer, der zukünftige Ehemann, seine auf die Tochter verwandte Mühe und Kosten durch einen gehörigen Brautschatz lohne. Der Brautschatz ist mit einem Wort ein Ersatz für die Pflege, den Unterhalt und die Erziehung der Tochter während ihrer zarten Jugend. Dieser Brautschatz kann nach vorhergetroffener Uebereinkunft sowohl vor als nach der Hochzeit gezahlt werden. Sollte die Bezahlung schon früher stattgefunden haben, und die Braut oder der Bräutigam sterben, ehe sie die Verbindung eingegangen sind, so wird das Brautgeld zurückerstattet. Doch soll der Bräutigam bei dem Tode der Braut das Recht haben für sein Brautgeld eine andere Tochter zu fordern, falls es eine solche giebt.

Bei den Ostjaken ist Vielweiberei erlaubt, sie soll jedoch wegen des hohen Brautschatzes jetzt seltener vorkommen. Während meines Aufenthalts in Obdorsk nannte man nur einen einzigen Mann, der drei Frauen hatte und nicht viel bedeutender war die Zahl derer, welche mit zweien versehen waren. Bei der Vielweiberei herrscht das merkwürdige Herkommen, dass ein Mann zu gleicher Zeit mehrere Schwestern heirathen kann; man hegt jedoch Bedenklichkeiten gegen eine solche Ehe, da die Erfahrung gezeigt hat, dass Schwestern sich gewöhnlich nicht in einer und derselben Ehe vertragen. Unter den übrigen Ehegesetzen mag erwähnt werden, dass zwei Brüder nicht zwei Schwestern heirathen dürfen, wenn diese auch verschiedene Mütter haben. Ein jüngerer Bruder ist verpflichtet die Wittwe des ältern zu heirathen. Ist der Mann oder die Frau gestorben, so kann der überlebende Theil keine neue Ehe vor Ablauf von mindestens einem Jahre nach dem Todesfall eingehen. Der Sohn und die Tochter sind verpflichtet sich des Heirathens zwei Jahre lang nach dem Tode des Vaters oder der Mutter zu enthalten.

Die niedere Stellung, welche das weibliche Geschlecht bei den Ostjaken und andern Wilden Sibiriens einnimmt, zeigt sich unter anderm auch darin, dass ein Weib niemals erbt. Folglich erbt auch

der Mann nichts mit seiner Frau und eben so erhält auch die Wittwe keinen Theil von dem Vermögen nach dem Tode ihres Mannes. Das ganze Eigenthum des Verstorbenen wird zu gleichen Theilen unter die Söhne vertheilt, welche verpflichtet sind die Mutter, Schwestern und andern weiblichen Mitglieder der Familie zu unterhalten. Sollten die Söhne bei dem Tode des Vaters unmündig sein, so werden sie sammt den weiblichen Individuen der Familie von den nächsten Anverwandten in Obhut genommen, wofür diese einen eben so grossen Theil des Eigenthums als ein jeder der Söhne erhalten. Hat der Verstorbene keinen Sohn hinterlassen, so wird das Eigenthum nach freiwilliger Uebereinkunft von seinen näheren oder ferneren Anverwandten getheilt, welchen es denn auch obliegt für den Unterhalt der Wittwe und der Töchter zu sorgen.

Nach ihrer Lebensart zerfallen die Obdorskischen Ostjaken in zwei Gattungen: in Fischer und Rennthierbesitzer. Die erstern halten sich an Flüssen, besonders am Ob und Narym auf, die letztern nomadisiren mindestens einen Theil des Jahres auf den Tundern und leben dort in beständiger Berührung mit den Samojeden. Die Anzahl der Ostjaken, die sich ausschliesslich mit Rennthierzucht abgiebt, ist verhältnissmässig sehr gering und soll jährlich durch die Assimilation mit dem mächtigen Samojedenstamm abnehmen. Diese Assimilation ist schon so weit vorgeschritten, dass die Rennthier-Ostjaken sich nicht allein die Religion, Sitten und Lebensart der Samojeden angeeignet haben, sondern auch deren Sprache oft sogar besser kennen, als ihre eigne. Will man also die Ostjaken in ihrem eigenthümlichen Leben betrachten, so muss man seine Aufmerksamkeit auf diejenigen richten, die sich mit dem Fischfang beschäftigen. Auch diese zeigen eine Verschiedenheit in ihrer Lebensweise, da einige sich bloss mit dem Fischfang, andere hingegen zugleich auch mit der Rennthierzucht abgeben. Unter diesen müssen sich die letztgenannten wenigstens für den Sommer in zwei Wirthschaften theilen, von denen die eine sich bei ihrer Fischerei aufhält, die andere aber den Rennthieren auf ihren Irrfahrten folgt. Es ist die Natur des Rennthiers sich auf die wärmere Jahreszeit an

die Meeresküste hinzuziehen, da es mit seinem dicken Pelz eine kühlere Atmosphäre nöthig hat und ausserdem hier weniger von den Mücken gequält wird, welche für die Rennthiere eine mörderische Plage während der Haarungszeit sind. Während der Ostjak sich mit seinen Rennthieren an der Küste des Eismeeres aufhält, treibt er dort wie die Russen und Samojeden Meeresfang, tödtet Robben, Wallrosse, weisse Bären u. s. w. Von den Ostjaken verfügen sich jedoch nur sehr wenige bis ans Meer selbst. Die meisten sollen sich während der heissesten Zeit auf den nördlichsten Tundern aufhalten, sobald die Luft sich aber abgekühlt hat und die Mücken verschwunden sind, verfügen sie sich in die Waldregion ostwärts vom Ural, wo sie Füchse jagen. Bei der ersten Ankunft des Winters fangen auch die am Meere nomadisirenden Ostjaken und Samojeden an sich in die Waldregion zurückzuziehen, hauptsächlich um dort für sich und ihre Rennthiere einen Schutz gegen die furchtbaren Stürme zu suchen. Diese Reise geht mit der grössten Gemächlichkeit vor sich, man macht kurze Tagereisen, rastet oft einen oder den andern Tag auf derselben Stelle und beschäftigt sich fleissig mit der Jagd. Jedes Geschlecht hält sich dicht beisammen und 'reist entweder mit seinem Fürsten oder Aeltesten an der Spitze. Gegen Ende des Decembers finden sich alle diese nomadisirenden Schaaren auf dem Obdorskischen Markt ein. Von Amts wegen müssen besonders alle Fürsten und Aeltesten dort anwesend sein, da es ihnen obliegt, dass jeder in seinem Stamm und Geschlecht bei dieser Gelegenheit die Steuer eintreibe und dafür sorge, dass alle die von der Krone bestimmten Arten von Thierfellen in voller Zahl einlaufen [1]). Von dem Obdorskischen Markt ziehen sich alle Eingebornen wieder in die Waldregion zurück und betreiben dort ihre Jagd während der kalten Jahreszeit. Die Samojeden und

1) Die Steuer besteht eigentlich in zwei grauen Füchsen für jede Mannsperson, die ganze Steuer braucht jedoch nicht der Krone in lauter Fuchsfellen geliefert zu werden, sondern es ist ein für alle Mal festgesetzt, wieviel Felle jeder Thierart die einzelnen Stämme erlegen müssen. Sollte nun das eine oder das andere Fell einer gewissen Thierart fehlen, so ist es die Sache der Fürsten und Aeltesten die fehlenden durch andere überschüssige zu ersetzen.

Ostjaken, welche nur Rennthierzucht treiben, begeben sich schon zeitig im Frühjahr an die Meeresküste, aber alle die Ostjaken, die einen Theil ihrer Familie an den Flussufern haben, eilen nicht mit ihrer Abreise, welche ihnen auch weniger nöthig ist, da sie nicht die abgelegenen Küsten des Eismeeres zu besuchen pflegen. Während ihres Aufenthalts in der Waldregion stehen die letztgenannten mit ihren Rennthieren bei ihren festen Wohnsitzen oder sogenannten Jurten gelagert, welche den Samojeden und den stets nomadisirenden Ostjaken ganz und gar fehlen.

Es ist klar, dass die Ostjaken, welche sich alle Jahre so lange Zeit an einer und derselben Stelle aufhalten können, nur eine geringe Anzahl von Rennthieren haben, weil grosse Heerden weitreichende Weideplätze erfordern und keine stationäre Lebensweise zulassen. Doch wie unbedeutend auch diese Rennthierheerden der Ostjaken sein mögen, so wird ihr Besitz doch als ein grosser Reichthum betrachtet, insofern das Rennthier dem Ostjaken nicht nur Nahrung und Kleidung schenkt, sondern ihm auch einen grossen Dienst auf seinen Jagdfahrten und andern Reisen gewährt. Diejenigen Ostjaken, die ohne Rennthiere sind, müssen sich auf ihren Reisen der Hunde bedienen, welche, statt ihrem Besitzer Nahrung zu geben, von ihm vielmehr mit nicht geringen Kosten erhalten werden müssen, ohne dass sie die Stelle des Rennthiers als Lastschlepper ersetzen könnten. Für diese Ostjaken ist der Fischfang das wichtigste und fast einzige Mittel zur Fristung des Daseins.

Die Erfahrung zeigt fast überall in der Polargegend, dass solche Stämme, die sich ausschliesslich mit Fischfang beschäftigen, sich nicht zu irgend einem Wohlstand emporzuarbeiten vermögen, sondern gewöhnlich in grosser Armuth leben, die nicht selten mit Trägheit, Trunk und sittlichem Verderben vereint ist. Die Ursachen davon sehe ich grösstentheils für zufällig an, theils beruhen sie auf einem Unvermögen sich der reichen Quellen, welche die Natur zum Unterhalt des Menschen geschaffen hat, ordentlich zu bedienen, theils auch auf der moralischen Schwachheit der wilden Stämme, wenn es gilt der Versuchung den starken Getränken gegenüber zu

widerstehen, welche von den fremden Colonisten ihnen dargeboten werden. In diesen Umständen liegt der vorzüglichste Grund wenigstens der Armuth, welche jetzt bei den fischenden Ostjaken herrscht. Ausserdem ist auch der eigennützige und unredliche Handel der Colonisten ein nicht geringes Hinderniss für das Emporkommen eines Wohlstandes. Diese haben ein verderbliches Creditsystem eingeführt und es verstanden den Ostjaken Luxusartikel aller Art aufzudringen, welche sie fast ohne Wissen der Abnehmer zu einem willkürlichen Preise taxirt haben. Hiedurch hat die Schuld der Ostjaken nach und nach so zugenommen, dass sie nun nie mehr vollkommen getilgt werden kann. Vielmehr wird sie jährlich vergrössert, da die Zahl der Bedürfnisse immer mehr steigt, ohne dass der Arbeitsfleiss und die Vorsicht in wesentlichem Maasse zunehmen. Was der Ostjak für die Gegenwart wenigstens nicht entbehren kann ist Brodnahrung, die ihm von den Kaufleuten dargeboten wird. Ausser Stand die Waaren sogleich bezahlen zu können, da er schon von früher her im Schuldbuch steht, ist er genöthigt sich verbindlich zu machen im nächsten Jahre seine Fische dem Gläubiger abzuliefern. Ist er aber auf diese Weise ganz und gar in den Händen des Kaufmanns, so taxirt dieser sowohl seine eigne Waare als auch die des Ostjaken, wie es ihm gut dünkt. Diesem sowohl für die Os'jaken als auch für die übrigen Eingebornen Sibiriens höchst verderblichen Handel hat die Regierung theils durch Verordnungen, theils durch die Errichtung eigner Mehlmagazine zu steuern gesucht, das Uebel hat aber leider bereits zu tiefe Wurzeln gefasst, als dass es sobald ausgerottet werden könnte. Alle die Fische, welche die Ostjaken auf die angegebene Weise den Handelsleuten verkaufen, werden im Sommer gefangen. Während dieser ganzen Zeit reisen Speculanten von Obdorsk, Beresow und Tobolsk mit ihren Lodjen auf dem Ob, bringen den Fang der Ostjaken an sich und salzen selbst die erhaltenen Fische ein, welche sie bis auf Weiteres in ihren an den Ufern des Flusses erbauten Magazinen aufbewahren. Bei Beginn des Herbstes segeln sie alle an ihren Bestimmungsort zurück und nehmen nun, nachdem ihre mit

Mehl beladenen Lodjen geleert sind, ihre bei der Hinreise in dem Magazin deponirten Fischvorräthe mit [1]). Inzwischen fahren die Ostjaken immer noch mit ihrem Sommerfischfang fort. Ein Theil der Fische, welche nun gefangen werden, wird in kleine Binnenseen oder Teiche gesetzt, von wo sie im Herbst wieder mit Netzen herausgeholt und zum Gefrieren ausgesetzt werden. Bei Ankunft des Winters finden sich wiederum Russen und Syrjänen ein, um die gefrornen Fische aufzukaufen, von denen ein Theil auch von den Ostjaken selbst auf den Markt nach Obdorsk gebracht wird. Der Fischfang dauert auch noch im Winter fort, doch alle Fische, die dann gefangen werden, haben im Handel einen geringen Werth und werden selten in einer solchen Menge erhalten, dass der Fang dem täglichen Bedarf genügte. Die gewöhnlichen Fischarten im Ob sind: 1) der Hecht, der Barsch, der Kaulbarsch, die Plötze, welche Arten sich sowohl im Sommer als Winter im Ob aufhalten; 2) der Stör (Russisch *ossetr*), der Häring, die Quappe und verschiedene Lachsarten, welche von den Russen *muksun*, *njelma*, *syrok*, *pydshan* benannt werden — lauter solche Fische, die im Anfang des Junis gleich nach Aufbruch des Eises flussaufwärts gehen und nach und nach im Lauf des Winters ins Meer zurückkehren. Vornehmlich sind es der Stör und die verschiedenen Lachsarten, die hoch im Preise stehen; die übrigen Fische braucht der Ostjak meist zu seiner eignen Nahrung und zu der der Hunde. Seinen Sommerfang betreibt der Ostjak meist mit Netzen nnd liegt dabei an einem sandigen, für den Netzzug geeigneten Strande (Russisch *pesok*). Ein gewöhnliches Fanggeräth sind im Sommer auch eine Art von Reusen, die aus Hanf verfertigt sind; sie werden an Stangen oder Balken gesteckt, die man über kleine Flussarme legt. Man fischt auch mit der Angel, und wenn die Nächte finsterer werden, sticht man auch Aale. Als Fanggeräth braucht man im Sommer auch ein sackförmiges Netz, welches mit Hülfe eines in das-

---

1) Viele Russen betreiben den Fischfang selbst im Ob und mit vielfach besserm Erfolge als die Ostjaken, da sie über grössere Geräthschaften und mehr Hände verfügen können, als die armen Einwohner.

selbe gelegten Steins auf den Flussboden gesenkt wird. Das Netz ist an ein Seil gebunden, dessen anderes Ende der Fischer an sein Boot befestigt, mit dem er stromabwärts fährt. Wenn der Fischer diesen Sack in die Höhe zieht, merkt er leicht, ob sich eine Beute in denselben verirrt hat, was mit Rücksicht auf den Fischreichthum des Flusses oft genug geschehen muss. Im Winter besteht der gewöhnlichste und am mindesten beschwerliche Fischfang darin, dass man einen Balken über einen kleinen Flussarm schlägt und daran eine Menge kleiner Fischreusen befestigt, die aus feinen Lärchenbaumsprossen verfertigt sind. Auch treibt man den Winterfang mit Netzen, Angeln u. s. w.

Die Tracht der Obdorskischen Ostjaken stimmt, wenn ich die den angränzenden Tataren entlehnte Sitte der Weiber sich zu verschleiern ausnehme, so genau mit der Tracht der Samojeden überein, dass sie in einer so allgemein gehaltenen Darstellung wie diese nicht den Gegenstand einer besondern Untersuchung ausmachen kann. Was die Art und Weise zu wohnen betrifft, so bauen die nomadisirenden Ostjaken ihre Zelte ganz auf dieselbe Weise wie ihre Samojedischen Nachbarn. Die sogenannten Jurten, die von den fischenden Ostjaken bewohnt werden, bestehen gewöhnlich in kleinen, sehr niedrigen Stuben, welche mit einem offenen, aus Lehm verfertigten Herde (*tschuwal*) in einer Ecke des Zimmers versehen sind. Als Surrogat der Fenster dient ein Loch, entweder in der Wand oder in dem Dach, welches Loch im Winter mit einem Eisstück bedeckt wird. In bessern Jurten ist das Gemach längs einer oder mehreren Wänden mit geflochtenen Binsenmatten bedeckt, welche den eigentlichen Aufenthaltsort der Familie ausmachen und besonders zu Lagerplätzen benutzt werden. Bisweilen giebt es vor dem Eingange in die Jurte eine kleine Vorstube, welche zum Aufbewahren der Kleidungsstücke und des Hausgeräths benutzt wird. Von solcher Beschaffenheit sind die gewöhnlichen Winterjurten. Ausser diesen haben viele Familien besondere Sommerjurten, welche von noch mangelhafterer Natur sind, da sie weder Fussboden noch Herd haben. Das Fenster besteht aus Quappenhaut. Das Feuer

brennt mitten in der Jurte und der Rauch geht durch ein Loch im Dach in die Höhe. Hie und da findet man auch Ostjakische Bettlerfamilien in torfbelegten Jurten, welche zum Theil unter der Erdoberfläche belegen sind.

Ueber das Aussehen und den Charakter der Ostjaken kommt bei Pallas [1]) folgende Schilderung vor: «Von Gestalt sind sie mehrentheils mittelmässig und kleinlich, schwach von Kräften und besonders dünn und mager von Beinen. Ihre Gesichter sind fast durchgängig unangenehm, bleich und glatt, doch ohne irgend eine charakteristische Ausbildung. Das gemeiniglich röthliche und ins Helle fallende Haar, welches den Männern ohne Ordnung um den Kopf hängt, verunstaltet sie noch mehr. Unter dem erwachsenen Weibsvolk, sonderlich in einem reiferen Alter, findet man wenig angenehme Gesichter. Die Ostjaken sind furchtsam, abergläubisch und einfältig, sonst ziemlich gutherzig, in ihrer mühsamen und schlechten Lebensart von Jugend auf arbeitsam, aber über die Nothdurft auch zu nichts als zum Müssiggang geneigt, sonderlich das männliche Geschlecht, und in ihrer ganzen Haushaltung recht eckelhaft und unfläthig.» Bei dieser Schilderung muss ich, was zuerst das Aussehen betrifft, die Bemerkung machen, dass ich zwar sehr viele Ostjaken mit heller Gesichtsfarbe und blonden Haaren gesehen habe, bei der Mehrzahl war jedoch die Hautfarbe dunkel und das Haar pechschwarz, so wie bei den Samojeden, und diese Betrachtung hat mich auf den Gedanken gebracht, dass die blonden Ostjaken vielleicht Nachkommen der Syrjänen sind, welche sich zur Zeit der Bekehrung durch den heil. Stephan nach Sibirien begaben. Uebrigens gehören die Ostjaken gewiss nicht zu den missgestalteteren Völkerschaften Sibiriens, denn sie haben die platte Nase, die schmalen Augen und unförmlich breiten Backenknochen nicht, welche bei den Mongolen und Tungusen gefunden werden, sondern nähern sich mehr den Finnischen, Samojedischen und Türkischen Stämmen. Einen scharf ausgebildeten Typus scheinen sie jedoch nicht zu haben, was vielleicht die Folge einer stattgehabten

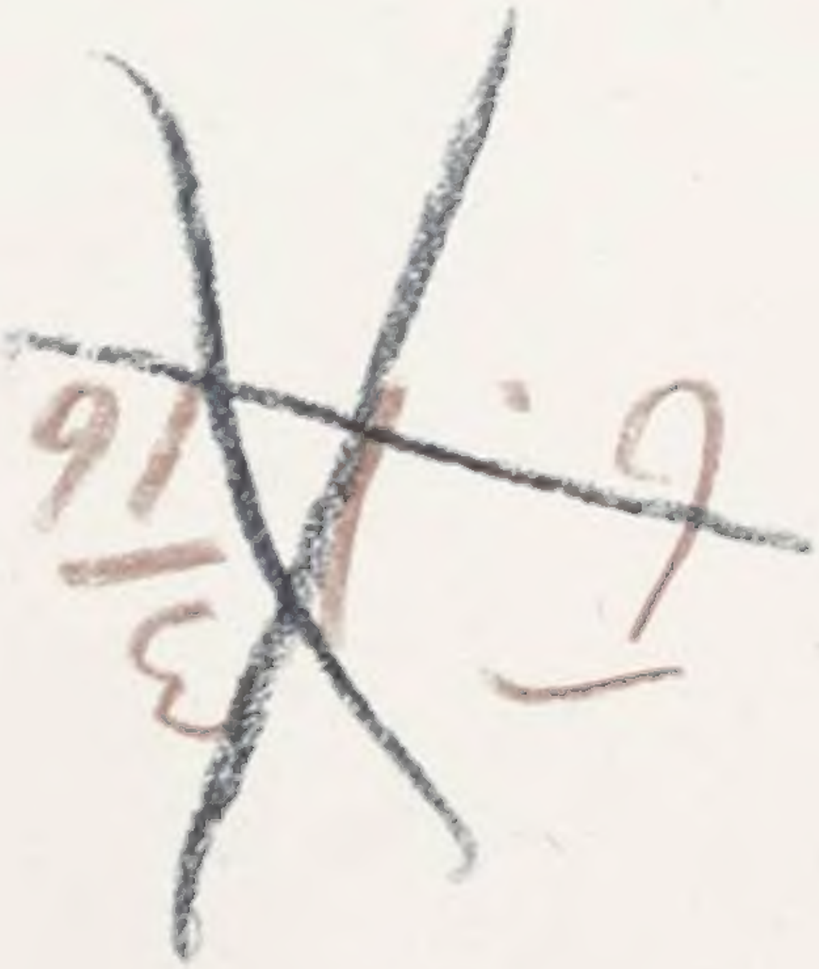
1) Reise durch die verschiedenen Provinzen des Russischen Reichs. III, S. 39.

Vermischung mit fremden Stämmen ist. Furchtsamkeit, Aberglauben, Einfalt und Gutmüthigkeit sind Eigenschaften, die man bei allen wilden Völkern Sibiriens wiederfindet. Eine von Pallas übersehene Eigenschaft, welche die Ostjaken auf eine vortheilhafte Weise auszeichnet, ist ihre Dienstfertigkeit und ihr redlicher Sinn. Der Ostjak verlässt seinen Freund nicht in der Noth, er schliesst seine Thür dem Anklopfenden nicht zu; was er besitzt, theilt er gern; der Reiche sieht es für seine Pflicht an dem Armen zu helfen. Diebstahl kommt fast nie vor, das Haus steht immer unverschlossen, das Eigenthum wird oft mitten auf der Tundra gelassen. Die Ostjaken hegen keinen Verdacht gegen einander, sondern leben wie Brüder zusammen. Die den Ostjaken von Pallas aufgebürdete Unreinlichkeit ist eine allen fischenden Völkerschaften gemeinsame Eigenschaft und wird in gleich hohem Grade an den Küsten Norwegens wie an den Ufern des Ob angetroffen. Viele unter den Beschäftigungen der Fischer sind an und für sich weniger reinlich, ihre bei der Fischerei aufgeführten, gewöhnlich provisorischen Wohnungen sind allzu eng, um alle die zerfetzten, halbverfaulten Kleidungsstücke, die der Fischer bei seinem beschwerlichen Gewerbe braucht, verbergen zu können. Der Rauch thut das Seinige, um die Unreinlichkeit im Gemach zu erhöhen und draussen sammelt sich von den ausgeweideten Fischen eine Unreinlichkeit, die nicht bloss ekelhaft anzusehen ist, sondern auch nach eingetretener Fäulniss pestartige Dünste um sich verbreitet. Oft wird der Fischer auch durch seine allzu emsige und dringende Arbeit abgehalten, der Pflege seiner Person und seines Hauses die nöthige Sorgfalt zu widmen und die Unreinlichkeit wird nach und nach zur Gewohnheit. Dass sie bei den Ostjaken kein charakteristischer Nationalzug, sondern eine Folge der Lebensart selbst ist, geht deutlich daraus hervor, dass sie nur bei dem Fischer, nicht aber bei dem Nomaden und Rennthierbesitzer hervortritt. Es gehört zu den Vorzügen des Nomadenlebens, wenigstens in den Polargegenden, dass dabei keine besonders verunreinigenden Beschäftigungen vorkommen. Das unaufhörliche Wandern von einer Stelle zur andern bringt auch den

Vortheil mit sich, dass sich Unreinlichkeit weder innerhalb noch ausserhalb des Zeltes ansammeln kann. Was sich von dem Ofenherde und dem russigen Grapen etwa an die Kleider setzen sollte, wird leicht von den Winden der Tundern fortgeblasen und ist auch ohnehin auf den rauhen Renthierfellkleidern wenig zu merken.

## Berichtigungen.

Seite 23 Zeile 18 *ist zu lesen:* welcher mit Hülfe des Gottes.
Seite 28 Zeile 28 » » « sondern unter dem Wasser durch den Fluss setzen sah.
Seite 150 Zeile 6 « » « Karasjoki.
Seite 241 Zeile 18 « « « gedeihen.



6.1 3/16